

FRAU TREUE

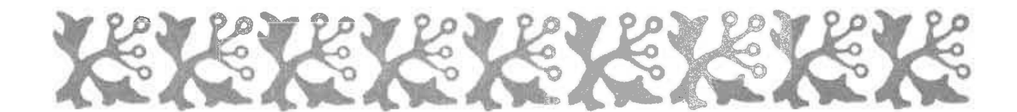
Geschichten aus der Geschichte

von Johannes Dose

Fünfte Auflage



Verlag von Fr. Bahn, Hofbuchhändler in Schwerin i. M.



Kopfleisten von Professor O. Seyffert
Druck von Oswald Schmidt, Leipzig





Das Herzogshaus in Hadersleben.



Einleitung

Lang ist's her, mehr als zwanzig Jahre; und es war im wetterwendischen April ein wirklicher Lenztag, allwo man die Nußbäume knospen sieht und das Gras wachsen hört, an dem die Früherbsen förmlich auflaufen und die Stare flugs darüber herfallen.

Da zogen zwei halbwüchsige Burschen, denen man es an Wams und Hosen ansehen mochte, wie schnell sie ins Kraut schossen und in die Flegeljahre hineinwuchsen, durch Feld und Flur, nicht auf breiter Landstraße, noch auf schmalen Richtsteigen, sondern auf unbetretenen Wegen durch Dick und Dünn, über Gräben und Wälle, durch Zäune und Knicks.

Der eine war Karl, des Nachbarkrämers Sohn, und der andere war ich. Beide hatten ein sichtbares Bewußtsein davon, daß sie Schüler der sogenannten Gelehrtenschule waren, beide hatten sich die Taschen mit Butterbroten gefüllt, und jeder trug ein unförmliches Messer unter dem Arme. Vom Knechte hatte Karl sich das große Klappmesser geliehen und war dann hinuntergetaucht in die Tiefen des Küchenschrankes, aus denen er ein altes Brotmesser hervorholte, mit dem er mich bewaffnete.

Doch ging es nicht hinaus zur Schülerschlacht auf dem Erlefer Berge, der alten Walstatt, wohin wir unter Trommelschlag mit unsern Holzsäbeln zogen, und wo bald die Bürgerschüler mit groben Knitteln und gräßlichem Kriegsgeheul unsere Phalanx berannten.

Nein, nicht zum Wehr-, sondern zum Nährstande rechneten wir uns heute, und den von Karls Mutter verheißenen Tagelohn von einer guten Reichsmark wollten wir in ehrlicher Arbeit verdienen. Die Krämerin war eine sparsame Frau, welche wohl wußte, daß der lahme Lars hundert Stück Erbsenreisig sich mit anderthalb Mark bezahlen lasse; darum gab sie ihrem Sohne Gelegenheit zu einem kleinen Erwerb und zahlte sogar fünfzig Pfennig als baren Vorschuß auf den Küchentisch.

In allen Hecken und Zäunen wuchsen die schönsten und schlanksten Nußbaumstöcke, wie zu Erbsenreisig geschaffen. Wir kletterten und krochen durch die Knicks, sangen und lachten, schnitten und säbelten darauf los, daß es eine Lust war. Als der Vorrat sich mehrte, wurde die Sache mühsamer, und sauer genug schleppten wir an der Last, aber das Bewußtsein ehrlicher Arbeit, die ihren Lohn findet, stärkte uns.

Am Waldrande, eine halbe Wegmeile von der Stadt, stand die Nußbaumhecke am dichtesten und höchsten.

„Hier wollen wir den Raubzug beenden und das Hundert vollmachen!“ sprach Karl.

Bös hausten wir unter den schlanken Stämmen, ein Krachen und Bersten ging von uns aus und drang über das Feld. Wir trockneten uns den ehrlichen Schweiß von der Stirn und betrachteten den Greuel der Verwüstung, den wir angerichtet hatten.

Ein Pflüger, der drüben auf dem Acker hinter seinen Gäulen hertrottete, hatte schon lange die Ohren gespitzt. Nun schrie er wütend über das Feld: „Ihr verd— Spitzbuben! Wollt ihr heraus aus der Hecke — heraus — heraus!“

Herunter sprangen wir, aber mit lautem Hohnlachen, rafften unsere Beute zusammen und setzten auf dem angrenzenden Felde ungestört unsere Arbeit fort, bis jeder sein wohlgezähltes Bund voll hatte, welches er mit Hanfstricken fest zusammenschnürte.

Im Walde auf einem Baumstumpfe hielten wir Rast und verzehrten den Proviant. Alsdann erkletterten wir die Bäume und trieben mancherlei Kurzweil, bis die Sonne sich neigte.

Heimwärts schritten wir, gekrümmt und vornübergebeugt; denn wir hatten es den alten Holzleserinnen abgelauscht, wie man sich das Bündel auf den Rücken bindet.

Offenbar das sauerste Stück unserer Tagarbeit, und wir prusteten nicht wenig!

An der Landstraße lag ein kleines Wirtshaus, welches den Gedanken erweckte, daß nach dem Nähr- auch der Zehrstand zu seinem Rechte kommen müsse. Schnell stellten wir unsere Bunde auf beiden Seiten der Tür gegen die Mauer. Ein Ackergefährt hielt draußen, und der Führer stärkte sich wohl in der Schenke.

Karl, der die Kasse führte, ging voran, stieß die Tür sperrweit auf und befahl kurz und kühn: „Frau Wirtin! Zwei Bier und zwei Cigarren!“

Sie gab keine Antwort, sondern ein anderer, der im blauen Kittel hinter dem Tische saß, die kurze Pfeife aus dem Munde nahm und von der Holzbank emporfuhr: „Warte, ich will euch bieren und cigarren! Ihr verd— Bengels habt auf unserem Felde die Erbsenreiser gestohlen — gestohlen!“

Der Mann nahm eine äußerst drohende Haltung an, und wir hörten nur seine Holzschuhe über die Diele klappern, denn wir hatten in eiliger Flucht den Rücken gewendet.

Einen Steinwurf vom Hause machte Karl Halt und packte mich am Arme: „Du! Das Bund! Das Bund!“

Ja, die beiden Bunde lehnten neben der Tür. Wir wollten um keinen Preis die Beute fahren lassen und schlichen uns beherzt und leise heran. Aber

an die Scheiben klopfte ein Finger, und wenn wir uns dennoch näherten, klapperten die Holzschuhe laut und dräuend. Drei verzweifelte Versuche machten wir, uns in den Besitz unserer Habe zu setzen. Aber umsonst.

Zuletzt trat der Blaue mit dampfender Pfeife vor die Tür, warf beide Bündel hinten in den Wagen, schwang sich schwerfällig auf das Sitzbrett und trieb die Gäule an. Wir hätten blau werden mögen vor Ärger, und wie mit eisigem Wasser begossen, standen wir in der Ferne und waren Augenzeugen des Vorganges. Langsam, sehr langsam fuhr er an uns vorbei, und wir drückten uns in die Hecke hinein, ehrfurchtsvoll ihm und dem weiten Zirkelkreise seiner Peitsche Platz machend.

Er aber grinste nur und deutete mit dem Peitschenstiel nach hinten: „Die kommen just zupaß . . . wir sollten morgen Erbsenreiser setzen."

„Wer war der Kerl?" knirschte ich.

„Kennst du nicht den alten Jens Treue mehr?" brummte Karl.

Ja, wir kannten ihn, den alten Jens Treue, den langen und steifbeinigen Knecht, der seit Menschengedenken bei der Jungfer Treue diente und darum im Städtchen nur Jens Treue hieß. Auch seine Herrin kannten wir, so wie sie, das Gesangbuch und weiße Spitzentaschentuch in den Händen, jeden Sonntag zur Kirche schritt. Und an dem Hause, darinnen sie wohnte, gingen wir täglich vorbei. Es war das allerälteste in der ganzen Stadt und trug über seiner Tür die in Holz geschnitzte Inschrift „Christus porta salutis. Anno Domini 1559."

Soviel Lateiner waren wir schon, daß wir zum freudigen Erstaunen unserer Eltern es verdolmetschen konnten.

An jenem Abend zogen wir kleinlaut und mißmutig unsere Straße, hielten unsern Einzug in der Stadt; und da wir an dem alten Hause vorbeikamen, ballte Karl die Faust: „Die alte, geizige Person kann alles gebrauchen, auch unsere Erbsenreiser. Wenn nicht das Einfahrtstor verschlossen wäre, wollten wir uns hineinschleichen und unser Eigentum holen. Weißt du, warum sie unten am Wasser über dem Bollwerk den mannshohen, glatten Lattenzaun hat aufführen lassen? Bloß damit ihr nicht die paar lumpigen Äpfel und Birnen gestohlen werden!"

Da unsere Gärten an denselben Wasserarm der Föhrde stießen, waren wir oft an dem Bollwerke und dem Lattenzaune vorbeigerudert und hatten lüsterne Blicke hindurch geworfen nach der Unmasse von Obstbäumen und ihren goldgelben Früchten. Aber das alte Haus mit Hof und Garten war von vorn und hinten versperrt wie eine Burg, und die schwere Haustür öffnete sich nur, wenn man dreimal mit dem eisernen Klopfer schlug.

Ich hatte an dem besagten Abend mein Abendbrot verzehrt, und meine Mutter wunderte sich über mein schweigsames Wesen. Da kam gerade jemand durch die

Küche gegangen. Eine riesige, gesteifte Tüllhaube tauchte in der Tür auf, und mir entfiel das Herz vor jähem Schreck, denn ich erkannte die lange Nase und das knochige Gesicht und die Tüllhaube. Gitta, die alte, schon ergraute Magd der Jungfer Treue, war stadtbekannt. Und sie bestellte mit einem Kratzfuß vor meiner Mutter und mich fest ansehend, ob ich so gut sein wolle, mich heute Abend noch zu ihrer Herrin hinzubemühen.

„Was ist das?“ fragte meine Mutter argwöhnisch, und ich beichtete alles.

Es half aber kein Bitten, ich mußte den schweren Gang thun. Auf dem Wege überdachte ich, was ich von der Besitzerin des alten Hauses wußte, und es war sehr wenig; denn nur Sonntags auf dem Kirchwege ward sie gesehen, sonst blieb sie in ihrer Burg. Die Leute nannten sie eine „schnackse“, d. h. etwas sonderbare Person, sie galt für reich und besaß einen umfangreichen Grundbesitz, von dem sie mit Hilfe von Jens und zweier Mägde selbst einen Teil bewirtschaftete. Mit ihren Erdengütern sollte sie sehr vernünftig und haushälterisch umgehen.

Fast geräuschlos hob und senkte ich den Klopfer, in der trügerischen Hoffnung, nicht gehört zu werden. Aber schon knirschte die Tür in ihren Angeln, im Dunkel schimmerte die weiße Haube, Gitta zupfte mich mit dem langen Arme herein und führte mich wie einen Malefikanten durch den Flur, welcher mit seinen Rundbogen wie eine gewölbte Halle durch das ganze Haus lief. Düster und schauerlich dünkte er mir; nur ein trübseliges Tranlämpchen brannte in einer tiefen Nische.

Auf dem Wege raunte die Magd mir zu: „Ist er bange? Nur Mut! Aber rede er sie selbst nicht mit Jungfer, sondern mit Demoiselle — hört er? — mit Demoiselle Treue an!“

Ich mußte unwillkürlich in Gedanken ihre Aussprache des französischen Wortes rügen und mir sagen, daß ich es besser machen könne, als ich durch eine schwere, eisenbeschlagene Tür geschoben wurde — und weder fremde noch Muttersprache mehr konnte.

Eine Lampe auf dem Tische spendete Mondscheinbeleuchtung.

Meine Befangenheit war so groß, daß ich von dem, was im Zimmer war, nichts sah, als nur das turmhohe Toupet von weißen Haaren, das über dem Lehnstuhle emporragte, darunter ein paar argwöhnische Späheraugen und eine spitze Nase, die mich förmlich zu durchbohren schien.

Die Inquisition begann: „Wie heißt er? Und wie alt ist er?“

Ich gab Antwort, indem ich mit Demoiselle begann und mit Demoiselle schloß.

Das Toupet nickte, und die Augen erhellten sich: „So . . . ein paar französische Brocken hat er bereits aufgeschnappt, und im Lateinischen ist er schon Gott weiß wie weit . . .?“

Ich erwiderte schnell, daß wir im Lateinischen bis zur consecutio temporum, bis zur Folge der Zeiten, gekommen wären.

Diesmal aber verfinsterte sich der Blick: „Ei, ei! Ein ganzer Musjö Parlez-vous-français und ein großer Lateiner! Aber wie steht es denn mit dem Katechismus und den zehn Geboten und dem siebenten und der Consecutio oder Folge unserer Handlungen . . .?"

Ich wurde purpurrot, und was ich stottern wollte, wurde zu einem Schniefen.

„Nun, Junge, heule er nur nicht, sondern bekenne er, wie er dazu gekommen ist, in meinen Zäunen zu wildern!"

Ich erzählte genau den Hergang, weil meine Sache durch eine aufrichtige Beichte nur gewinnen konnte. Wir seien von Karls Mutter zu dem Unternehmen gedungen worden.

Die spitze Nase rümpfte sich mokant: „Ja so . . . die Krämerfrau."

Als ich die Wirtshausscene und unsere Ein- und Auskehr schilderte, nickte das Toupet heftiger, und ihr Gesicht lächelte fast sonnig. Dann hielt sie ihren Sermon: „Sieht er nun, daß er der dumme Hans gewesen ist? Die Erbsenreiser werden in meinem Garten gute Dienste thun. Der Krämer-Karl hat seinen Lohn vorweg und in der Tasche, und nur er geht leer aus und muß mit seinem Latein und seiner Logik sich sagen, daß er ein täppischer Mensch gewesen ist. Nicht wahr?"

Es hält einem Gelehrtenschüler schwer, sich als einen dummen Hans und täppischen Menschen zu bekennen, und mit Mühe drückte ich ein Ja heraus.

Jungfer Treue schloß ihren Sermon, indem sie neben dem Schlüsselbunde an der kleinen gehäkelten Tasche herumnestelte. Ihre Finger hielten ein Fünfgroschenstück unter die Mondscheinstrahlen der Lampe, mit den Spitzen streckte sie es mir entgegen: „Hier! Junge, so nimm doch! Trotz dem Krämer-Karl soll er nicht umsonst für mich gearbeitet haben."

Tief beschämt, aber mit Demoiselle vorne und hinten stammelte ich meinen Dank.

Sie erkundigte sich nach mancherlei. Ich sah nun erst, daß sie ein feines, nur wenig verrunzeltes Gesicht und stahlklare Augen habe.

Eine Art von Wohlwollen war in ihrem Blick, als sie mir zum Abschied die Fingerspitzen reichte und sprach: „Ich hoffe ihn mal sonntags, oder wenn er Zeit hat, wiederzusehen, auf dreimaliges Klopfen wird Gitta öffnen und ihn anmelden."

Das Haus von Anno 1559 stand mir offen, aber eine Scheu hielt mich zurück, von der Einladung Gebrauch zu machen.

Meine Mutter wartete mit Ungeduld und erkundigte sich eilig: „Wie war die alte Dame?"

„Reizend!“ war meine Antwort. Auf weiteres Befragen beschrieb ich sie, daß sie ein Haar — so hoch — habe, just wie die richtigen Gräfinnen auf alten Bildern, und eine wunderhübsche, spitze Nase.

Wochen verstrichen, das Fünfgroschenstück war längst verausgabt, und ich dachte nicht mehr an Jungfer Treue.

Da — an einem Sonntag-Nachmittage — erschien Gittas Tüllhaube unvermutet und bestellte, ob ich mich einmal vor acht Uhr abends blicken lassen wolle. Ich war sehr ärgerlich, denn um drei Uhr sollten wir nach dem Erlefer Berge abmarschieren, woselbst eine Hauptaktion stattfinden sollte. Meine Mutter aber glättete mein Haar und gab mir die gewöhnlichen Ermahnungen mit auf den Weg.

Heute, im hellen Lichte eines Maientages, war nichts Düsteres an dem Hause, nein, mit seinen vielen Erkern und Nischen, seinen schwer beschlagenen Eichenthüren und seinen dicken Mauern, die man an den fußbreiten Fenstergesimsen deutlich erkannte, heimelte es an wie eine wunderbare Zaubergeschichte aus längst vergangener Zeit. In dem saalartigen Wohnzimmer standen Piedestale, Schatullen, ein kattunbezogenes Sofa, für sechs Personen mindestens, sogenannte Ohrlehnstühle, eine Unmasse von Porzellan- und Nippsachen auf den Tischen und drei Reihen von Blumenscherben mit blühenden Levkojen und Nelken auf den Fensterborden — kurz, eine Fülle von Hausgerät, wie es unsere Urgroßmutter am Anfange des Jahrhunderts als Aussteuer mitbekommen haben mochte.

Nachdem ich von der Demoiselle mit süßem Kuchen und Johannisbeer-Gelee traktiert worden war, wurde ich dreister und hob meine Augen zu der Zimmerdecke empor. In den vier Ecken zeigte sie vier kleinere und fast unkenntliche Bilder, in der Mitte aber eine ungeheure und weniger von der Zeit verwischte Malerei.

„Sollen das Adam und Eva sein?“ fragte ich.

Das sehr paradiesische Kostüm des Herrn und der Dame da oben mochte mich auf den Gedanken gebracht haben.

Die Demoiselle klapste nach mir: „Ist er ein Lateiner und kennt nicht die alten Götter Roms! Es soll Mars, den Kriegsgott, vorstellen, wie er aus der Schlacht zurückkehrt und wie Venus mit dem Taubengespanne ihm entgegenfährt.“

Als ich meinen Blick durchaus nicht von dem Gotte und der Göttin droben am Olympe wenden konnte, sagte Jungfer Treue plötzlich zu mir: „Junge, geh du mal in den Garten und sieh es dir an, wie die Erbsen lustig an deinen Reisern emporranken! Aber keinen Schritt vom Wege!“

Auf den Garten war ich noch erpichter als auf Mars und Venus. Schön gepflegte, von Buchsbaum eingezäunte Kieswege gingen schnurgerade und rechtwinklig hin und her, hier und dort von einer künstlich beschnittenen Taxuspforte

oder einem sauber verflochtenen Lindenbogen überwölbt. Ich versuchte die Apfel- und Birnenbäume zu zählen und kam bis vierundachtzig. Auch eine Sandsteinstatue stand im Garten. Es war Herkules, der mit der lernäischen Schlange ringt, aber er hatte leider den zum Kampfe so notwendigen rechten Arm verloren.

Als ich nach einer Weile mit ziemlichem Geräusch meiner Tritte ins Wohnzimmer hineinpolterte, erhob sich Jungfer Treue und gab mir einen kurzen Anstands- und Komplimentierkursus, wie ich kommen und einen Kratzfuß machen, wie ich mich setzen, und vor allem, wie ich auf dem Stuhle sitzen müsse und — wofern ich die Höhe der Ritterlichkeit erklimmen wolle — wie ich zierlich mich verneigen und einer Dame die Fingerspitzen küssen, d. h. mit dem Munde nur eben anhauchen dürfe. Diese Anstandsregeln wurden förmlich geübt. Jedes Sichgehenlassen war der Dame ein Greuel.

Ich kam allwöchentlich zu Fruchtgelee und süßem Kuchen und gewann die Demoiselle mit den stahlklaren Augen und den altmodischen Allüren immer lieber. So groß wurde unsere Vertrautheit oder vielleicht meine Dreistigkeit, daß ich nach ihrem Alter zu fragen wagte.

Sie antwortete: „Ich bin am 22. Dezember 1794 in diese wunderliche Welt gekommen und nach meinem Tode wird man meinen Lebenslauf zusammenfassen können in die Worte: Sie ward geboren, lebte und starb in diesem Hause!“

Staunend betrachtete ich die fast Achtzigjährige, die noch älter war als meine Großmutter, die doch der Inbegriff alles Ehrwürdigen gewesen. Mit einer Frau aus dem vorigen Jahrhundert saß ich an einem Tische!

Wir schrieben nämlich damals das Jahr 1870. Der heiße, schwüle Juli kam und mit ihm die großen Sommerferien. Ich lag an einem der heißesten Nachmittage unter der Kastanie in unserm Hofe und druselte schläfrig, als ich mir verwundert die Augen rieb und die Ohren aufsperrte. Der Stadttrommler schlug seinen Wirbel kräftiger als sonst und verlas seine öffentliche Bekanntmachung, aber es handelte sich nicht um die übliche Ankündigung des Roßschlächters, der ein fettes, junges Pferd geschlachtet habe, auch nicht um Versteigerung von altem Hausgerät, noch um eine neue Magistratsverordnung betreffs besserer Reinigung und täglicher Besprengung der Gassen. Nein, das war etwas ganz Neues, und ich lief zur nächsten Straßenecke.

Der Trommler mit der kupferroten Nase schlug wacker darauf los, und neben ihm stand der Stadtpolizist, von den Jungen Schreckenberg genannt, mit der strengen Amtsmiene und dem Säbel an der Seite.

Was ich verlesen hörte, erschütterte mich tief, weil ich es kaum verstand. Der förmliche Belagerungszustand wurde über die gute Stadt Hadersleben verhängt! Alle geheimen Zusammenkünfte, jedes Zusammenrotten oder nur Zusammenstehen von mehr als zwei Personen auf der Gasse wurde verboten und

mit Strafe bedroht. Ich dachte, daß unsere Grenzstadt über Nacht zur Festung gemacht werden solle und daß wir auf dem Erleser Berge Schanzen aufwerfen müßten.

Jenseits des Rheins nämlich war das große Kriegsunwetter losgebrochen, und wir hörten sein Grollen nur wie aus weitester Ferne. Aber über der Königsau drüben, wenige Meilen von uns, sammelte der Däne sein Heer, um im Trüben zu fischen und bei der Teilung Deutschlands zur Hand zu sein.

Spornstreichs lief ich zur Jungfer Treue, um ihr die grauenhafte Nachricht von dem über uns verhängten Belagerungszustande zu bringen.

Sie aber beruhigte mich und lächelte: „Ich habe schlimmere Kriegszeiten gesehen, 64, 48 bis 51 und dann Anno 1813! Die Jensen und die Jüten werden sich hüten! Sie haben ihre Franzosenfreundschaft zur Zeit des elenden Massenmörders Napoleon mit Norwegen teuer genug bezahlen müssen. Es wird noch viel Wasser in den Belt laufen, ehe die Dänen zu uns nach Hadersleben kommen und Nordschleswig wieder nehmen."

Jungfer Treue war dem Dänen gram, der unser Land stets nur als Milchkuh betrachtet und viel Unfug in den Herzogtümern angerichtet habe. Meine Aufregung hatte sich gelegt, und meine Kriegslust war gedämpft worden. Wir haben auch keine Wälle auf dem Erleser Berge noch anderswo aufgeworfen, sondern nur fleißig Charpie gezupft und, bei jeder Siegesnachricht die Gassen durchziehend, aus voller Kehle Hurra geschrieen und die Wacht am Rhein gesungen.

Stunden meiner freien Zeit verweilte ich in der Nähe des Postamts und vor dem leeren Depeschenbrett, bis einmal ein neuer, mit Blaustift geschriebener Zettel daran befestigt wurde. Dann las ich schleunigst die neueste Kunde vom Kriegsschauplatze und rannte, so schnell ich laufen konnte, zur Demoiselle.

„Wieder eine Bataille gewonnen?"

Ja, die Siegesnachrichten von Weißenburg und Wörth, von Mars la Tour und Gravelotte habe ich ihr gebracht. Jedesmal beim Eintritt verbeugte ich mich und küßte ihr die Fingerspitzen, d. h. ich hauchte mit dem Munde darüber; und ebenso regelmäßig hielt sie beim Abschiede mit diesen Fingerspitzen mir ein Fünfgroschenstück hin.

Eines Tages aber war ich ganz atemlos und keuchte die Worte hervor: „Der Kaiser Napoleon gefangen und 170000 Mann und 10000 Pferde!"

Die 10000 Pferde hatten mich mindestens ebenso sehr wie der gefangene Kaiser außer Fassung gebracht.

An diesem dritten September wanderte eine ganze Reichsmark als Telegrammgebühr in meine Tasche.

An den deutschen Siegen hatte sie ihre rechte Freude, und sie erzählte gern und interessant von den Kriegszeiten, die sie erlebt hatte. Offenbar sehr ein-

genommen war die alte Dame für alles Militärische und Kriegerische, und wenn sie die Schiefertafel nahm und mir die Stellungen der Heere und das Strategische irgend einer Schlacht von 1813 oder 1848 demonstrierte, setzte sie mich in basse Verwunderung; und ich äugte wohl hinauf nach dem Mars an der Decke, als wenn meine Gedanken eine Brücke suchten zwischen dem Bilde und dieser ihrer Vorliebe.

Dann klapste sie nach mir: „Junge, guck nicht nach oben! Das verstehst du doch nicht, und das Gemälde an der Decke war mehr als zwei Jahrhunderte vor meiner Zeit."

Der Herbst kam und die immer kürzeren Tage. Lange, oft bis zu zwei Stunden ausgedehnte Dämmerstunden pflegte sie zu halten und wohl nicht, wie böse Zungen behaupteten, um das teure Lampenöl zu sparen, sondern um sich in vergangene Zeiten zurückzuträumen. Wurde das Licht angezündet, dann öffnete sie mir zuweilen die Schatulle, und ich durfte andächtig ihre mancherlei Schätze anstaunen, die alten Münzen, die wunderlichen Porzellantassen, Perlmuttermesser, altmodisches Geschmeide, und den sogenannten Rückenkratzer von Elfenbein nicht zu vergessen. Auch ganze Stöße von Briefen fanden sich, sorgsam geordnet und mit Seidenbändern umschlungen — und sie wurde feierlich, wenn sie das Briefschubfach aufzog.

Den wunderbarsten Schatz aber, den ich nie in die Hände bekam, sondern nur ansehen durfte, war ein Buch, ein dickes und dreibändiges Werk, welches sie ihr „Lukumon" nannte und das nicht mit Gutenbergs Lettern gedruckt, sondern von Anfang bis zu Ende mit der Gänsefeder geschrieben war. Es enthalte Nachrichten von ihrem Geschlecht und merkwürdige Stücke aus der dreihundertjährigen Historie dieses alten Hauses, so behauptete Jungfer Treue.

An einem Sonntag-Nachmittage durchstöberte ich das ganze Haus vom Boden bis zum Keller. Viele Winkel und versteckte Räume, sogar zwei ganz dunkle Kammern entdeckte ich; in zwei leeren Zimmern hingen nur die verschimmelten Ledertapeten und verblichene Gemälde an den Wänden, und ich schritt über die knarrenden Dielen, die oft eine schiefe Ebene bildeten. Im tiefen Keller aber, der wie ein unheimliches Verließ war, suchte ich am längsten — und fand nichts. Ich hatte mir nämlich in der Stadt von alten Leuten erzählen lassen, daß von dem Hause ein unterirdischer Gang ausgehe, der sich unter der Erde bis in die Gegend des Schloßgrundes erstrecke.

Bestäubt kehrte ich zurück und wollte Gewißheit haben: „Demoiselle, ist es wahr, daß ein unterirdischer Gang in diesem Hause?"

Das Haartoupet nickte nachdenklich, dann stand sie wortlos auf, entzündete den kleinen Straßenleuchter, den Gitta früher, als sie noch abends ausging, ihr vortragen mußte; und ich folgte ihr.

In einem Verschlage lagen die geernteten Kartoffeln hoch aufgeschichtet. „Nimm das Licht und klettere über den Haufen hinweg!“ sprach sie.

Ah, bis in diese Finsternis war ich nicht vorgedrungen! Ein noch viel lauteres Ah entfuhr meinem Munde, und ein Schauer rieselte mir über den Rücken. Denn eine niedrige Öffnung, ein mit roten Mönchsteinen ausgemauerter Tunnel, in dem ein Mann aufrecht stehen konnte, gähnte mir entgegen.

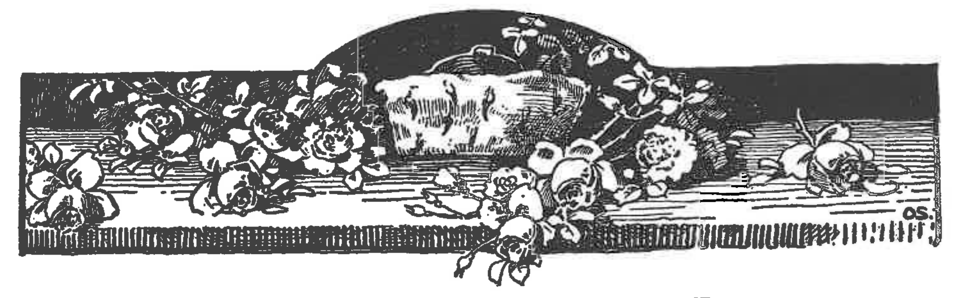
Mutig drang ich vorwärts, aber nur zehn Schritte etwa. Hier war die Wölbung zusammengestürzt und der Gang verschüttet.

Ich hatte das Mysterium des Hauses von Anno 1559, von dem die Leute viel redeten, aber nichts Rechtes wußten, mit meinen eigenen Augen gesehen. Der unterirdische Gang ließ meinen Gedanken keine Ruhe, und die erregte Knabenphantasie erging sich in den ungeheuerlichsten Vermutungen.

Ein fast täglicher Gast wurde ich in dem Hause, und in den langen Dämmerstunden des Winters, wenn der Ofen behaglich brummte und sein Feuerschein lustig über die Diele flackerte, saß ich neben der Demoiselle und lauschte ihren Erzählungen. Sie behauptete aber, daß sie aus ihrem Lukumon schöpfe, und daß das dreibändige, mit dem Gänsekiel geschriebene Buch die einzige Quelle ihres Wissens sei. Wurde es über dem Erzählen gar zu dunkel, zündete sie mit Stahl und Schwamm — denn die Phosphor-Streichhölzer und ihren unleidlichen Gestank haßte sie — das Lämpchen an. Wir saßen, und das gedämpfte Licht der Lampe war der uns umfließende Mondschein der Romantik.

Stücke und Historien aus der reichen Geschichte ihres alten Hauses gab sie, und ich könnte nach Dämmerstunden teilen, will es aber dem Herkommen gemäß lieber nach Abschnitten thun. Weil meine Gedanken sich mit dem verschütteten Gange beschäftigten, wollte ich vor allen Dingen dieses Geheimnis entschleiert wissen. Jungfer Treue erzählte zuerst von dem unterirdischen Gange und der Herzogin von Hadersleben.





Das Haus von Anno 1559.

Die Herzogin von Hadersleben

Erster Abschnitt

Haben denn Herzoge und Herzoginnen residiert in dieser unserer guten Stadt Hadersleben, die jetzt recht und schlecht ein Landstädtchen ist, nicht größer und nicht kleiner, nicht besser und auch nicht schlechter als tausend andere ihresgleichen in den Ländern deutscher Zunge?

Nur den bleibenden Vorzug hat sie vor allen — wenn es denn einer ist — daß sie eines sehr hohen Grades sich rühmen darf und eine Grenzstadt und die allernördlichste ist in ganz Westdeutschland. Alle werden ihre Marienkirche ein sehenswertes Denkmal gotischer Baukunst nennen und an ihrer anmutigen Umgebung mit ein paar lobenden Worten vorbeispazieren. Aber nur die, welche in ihr geboren und geblieben sind und allhier die Tage ihres Lebens beschließen werden, nur die werden ihren Wert ganz ermessen und Hadersleben die beste und schönste unter den Tausenden Germaniens nennen.

Diese träumen auch viel von der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt. Man sollte es der stillen und unscheinbaren nicht ansehen, daß sie in Wahrheit glänzende Tage gesehen und ihr güldnes Zeitalter gehabt hat.

In ihren Mauern ist eine Königskrone vergeben worden. Aus den Sälen des festen Hauses Haderslebhus, wo die Großen des Reiches versammelt waren, stieg hallender Zuruf empor. Den ersten Dänenkönig aus dem oldenburgischen Stamme, Christian I., hatten sie zu ihrem Herrn und Herzoge gewählt mit der Schwur-Verpflichtung für ihn und sein Geschlecht, daß Schleswig und Holstein auf ewig ungeteilt bleiben sollten.

Welch ein Getümmel und welch eine Pracht in ihr? Ritter mit wallenden Federbüschen brachen im Turnier die Lanzen, und edle Frauen von wundersamer Schönheit sprengten auf schneeweißen Zeltern durch die stillen Gassen. In ihr sind Könige vermählt und Dänenprinzen geboren worden. Im neuen und prunkvollen Schlosse, der Hansburg, ward Christian IV. seiner Herzliebsten angetraut, und kosende Fürstenminne flüsterte in den hohen, traulich halbdunkeln Gemächern.

Wiederum strahlten die Fenster in einem blendenden Lichtmeer von tausend Kerzen, und rauschende Königsfeste wurden gefeiert. Lehnsgrafen aus dem

Königreich und Ritterbürtige des Herzogtums schwangen ihre Damen in zierlich verschlungenem Tanz. Welch ein Gewoge von weißen Spitzen, welch ein Knirschen und Rauschen von Samt und Brokat! Wie sie höfisch knixen und kichern, und wie minniglich mancher Mund Verstohlenes raunt! Und erst die blitzenden Augen, die mit dem Goldgeschmeide und dem Edelgestein um die Wette funkeln!

Die Lust ist verrauscht, und diese Augen haben sich alle geschlossen. Aber mehr als eine Majestät von Dänemark verweilte mit Vorliebe hier und hielt Hof auf der Hansburg; denn sie war das allerprächtigste Schloß ihrer Gesamtländer zu jenen Zeiten.

Der die Hansburg baute, war nicht ein Dänenkönig, sondern nur ein Prinz aus königlichem Geblüt, der Herzog Johann der Ältere, welcher zwar nicht der Große, wohl aber der Gute genannt worden ist. Dieses Herzogs Haupt- und Residenzstadt ist Hadersleben gewesen und hat an Pflugzahl und Steuerkraft, mithin auch an Bedeutung und Wohlstand alle anderen Städte des Herzogtums, wie Flensburg und Schleswig, weit hinter sich gelassen. Er ist der große Wohlthäter der Stadt. Mit ihm beginnt ihr güldenes Zeitalter, und von den kommenden Geschlechtern bis auf diese Tage wird sein Name nur mit inniger Ehrfurcht, wie der eines Schutzheiligen und Stadtheiligen fast, genannt.

Herzog Hans, wie er im Volksmunde schlechthin hieß, hatte in der Erbteilung nach dem Tode seines Vaters, Friedrichs I., dieses Ländchen als Herzogtum erhalten. Eine wunderliche Zeit, wo die Fürsten nach Gutdünken mit Land und Leuten schalten und dabei, gleich einem sorgsamen Hausvater mit seinem Hab und Gut, also mit ihren Ämtern verfahren und selbige nach bestem Gewissen unter ihre Söhne verteilen konnten. Die Teilung und Zersplitterung eines an sich kleinen Gebietes in mehrere Herzogtümlein war ein Krebsschaden des Landes und hat viel Unsegen und Unfrieden gebracht.

Aber unserer Stadt Hadersleben hat es zum bleibenden Segen gereicht und selbiger ihren Herzog Hans den Guten gegeben. Geboren auf Haderslebhus, liebte er seine Heimat, regierte von 1544 bis 1580 und muß ein leutselig-milder Fürst von Gottes Gnaden gewesen sein. Nimmer verließ ihn die sanftmütige Ruhe; nur wenn er wider den Wucher und böse Sitten eiferte und Edikte erließ, konnte er auch derbe Sprache reden. Der Elenden und Armen erbarmte sich sein Herz, und kein besseres Denkmal hätte er sich hinterlassen können als das große Hans-Hospital im Süden der Stadt, welches er mit reichen Äckern und Zehnten ausstattete. Er war aber nicht bloß ein guter, sondern auch ein sehr weiser Fürst, der in geistesarmer Zeit die Wissenschaften hochschätzte. Der Mann, welcher seinen Lehrern ein treues Andenken bewahrte und in lateinischer Sprache mit ihnen korrespondierte, hat die letzten Mönchsklöster in seinem Lande aufgehoben, dafür aber mit großen Geldopfern die Haderslebener Gelehrtenschule errichtet. Ein kluger Tausch! Und

alle, die von dieser Schule ausgegangen sind, verdanken im letzten Grunde ihm ihr bißchen Latein.

Zuletzt und zuhöchst war Herzog Hans ein frommer Fürst von Gottes Gnaden. Aus seinen guten Werken und seinem fleckenlosen Wandel am Hofe und auf den schlüpfrigen Höhen des Lebens hat man es schließen dürfen, aber aus einem kleinen und kaum beachteten Zug seines Lebens geht es mit strahlender Helle hervor.

Auf seinen Reisen in sehr jungen Jahren hatte er die Prinzessin Dorothea von Sachsen-Lauenburg kennen gelernt. Sie war ein voll erblühtes Weib von bestrickender Schönheit und um ein paar Jahre älter als er. Zu lange lauschte er ihrer glockenhellen Stimme, und schüchtern schaute er immer tiefer in ihre blauen Augen. Weil er aber seine Volljährigkeit noch nicht erlangt hatte, schwiegen seine Lippen, und er barg in den Gründen seines Herzens die Wunderblume der ersten Liebe, die heiß und heimlich über Nacht ersprungen war.

Die Prinzessin Dorothea saß auf ihrem Söller, das Haupt in die Hand gestützt, und schaute sinnend gen Norden. Aber er war fast ein Knabe noch, und dem Weibe deuchte es Torheit, so daß sie hastig aufsprang, um zu scherzen und zu lachen wie zuvor. Der Dänenprinz aber sah ihre Gestalt und ihr Antlitz gegenwärtig bei Tag und Nacht, und in der großen Treue, die ihm eigen war, hegte er die keusche Blume der Minne, die in seinem Herzen Wurzel geschlagen. Der fast ein Knabe gewesen, wuchs zum Jüngling heran und hoffte und harrte auf ein Wiedersehen.

Herzog Hans hat auch die Prinzessin Dorothea wiedergesehen, im vollen Lichterglanze auf dem Schlosse Koldinghus, im Hermelinmantel und mit der Königskrone auf dem Haupte — nämlich als Gemahlin seines Bruders, des Königs Christian III. Hier zeigt sich seine Seelengröße, verborgen vor Menschen, aber in um so hellerem Lichte vor Gott. Er hat entsagt, nicht in kleinlicher Bitternis, noch in heimlichem Groll, sondern überwunden mit der Stärke des reinen Herzens und der alles überwindenden Kraft der sanftmütigen Geduld.

Herzog Hans ist ein häufiger Gast gewesen auf dem nahen Koldinghus, wo sein Bruder mit Vorliebe residierte. In einer Zeit, die so reich ist an häßlichem Bruderzwist, hören wir nichts von dem kleinsten Hader zwischen den beiden. Nein, in Liebe seinem Bruder und in Ehren der Königin zugetan, geht der unvermählte Herr des Haderslebener Anteils aus und ein auf Koldinghus, ein stiller und nicht unfroher Mann, während eines Zeitraumes von fünfzehn Jahren.

In den Januartagen des Jahres 1559 läuteten alle Glocken in diesen Reichen — es waren die Trauerglocken um Christian III., den der Tod am Sylvestermorgen im kräftigsten Mannesalter hinweggerafft hatte und der in der Roeskilder Königsgruft beigesetzt wurde.

Klangen sie dem Herzog Hans wie Ostergeläut? Sein Herz hatte nimmer die Lauenburger Tage vergessen; denn sie waren der Lenz seines Lebens, und wer hätte es ihm wehren wollen, wenn er jetzt die Hand ausgestreckt hätte nach der Witwe seines Bruders? Das alte Gefühl erwachte in den beiden, denn ein Weib erinnert sich lange, wem es einmal hold gewesen. Die Scheidewand schien gefallen und ein spätes Lebensglück dem Achtunddreißigjährigen beschieden.

Aber hier erweist er sich als der fromme Fürst von Gottes Gnaden, als der Selbstherrscher, der keinem untertan ist als dem allmächtigen Souverän des eigenen Gewissens. Wie fein und zartbesaitet muß es gewesen sein, daß es um der nahen Verwandtschaft willen immer lauteren Einspruch erhob. In seinen Skrupeln und bangen Bedenken darüber holte er sich ein Gutachten ein von der theologischen Fakultät in Rostock und wandte sich gar an Melanchthon, den berühmten Gottesgelehrten seiner Zeit. Beide widerrieten die Ehe in Anbetracht des verbotenen Verwandtschaftsgrades.

In seinem Gemach auf der Hansburg verschloß sich der Herzog drei Tage lang und rührte keine Speise an, aber er siegte in diesem seelischen Kampfe und meldete seiner Schwägerin mit herzbeweglichen Worten den Einspruch und die Entscheidung seines Gewissens.

Doch eine sonderbare Unrast befiel ihn, daß er hinaus mußte aus der Enge seines Ländchens. In den Stahlharnisch kleidete er sich, und der, den nimmer nach Kriegsruhm gedürstet hatte, ritt noch im Sommer dieses Jahres hinaus zu Schlacht und Sieg in dem Kriege gegen die Dithmarscher. Es ist der erste und der einzige Feldzug, an dem Herzog Hans sich beteiligt hat; ihm war das Schlachtgetöse und der Todesschrei der Sterbenden zuwider; und er war nicht zum Kriegshelden geschaffen — dieser fromme Friedensfürst mit der kräftigen Samariterhand und dem starken Gewissen.

Aber ist er auch ein glücklicher Fürst gewesen? Nicht in großen Bahnen hat sich sein Leben bewegt, und er hat keine weltgeschichtlichen Thaten gethan, die ihm den Kranz der Unsterblichkeit auf die Stirn gedrückt hätten. Nur in dem beschränkten Gebiete seiner Ämter ist er unsterblich und sein Name nicht vergangen; aber in diesem kleinen Kreise hat er nach besten Kräften das Gute gewollt und gethan, und das Bewußtsein, daß er hier voll und ganz an seinem Platze war und die Treue im kleinen übte, ist die Gewißheit und das Glück seines Lebens gewesen.

Sein Jugendtraum zerstob, und nicht der ersten Minne wonniges noch der Spätliebe stilles Glück schien ihm beschieden. Die Chronisten schreiben es einer dem anderen nach, daß Herzog Hans unvermählt gestorben sei — und eine Tochter hinterlassen habe. Das würde auf einen makellosen Mann einen Schatten werfen, wenn es wahr wäre.

Es ist aber nicht wahr. —

Von Heide bis Meldorf läuteten die Sturmglocken. Wieder rückten die Fürstenheere heran gegen das Dithmarscher Land, den trotzigen Bauernfreistaat. Durch drei Jahrhunderte und ebenso viele blutige Siege, die dem Feind zur völligen Vernichtung wurden, hatte sich diese Republik des Mittelalters gehalten und keinem einzelnen Herrn gehorcht. Aber jetzt kamen drei Herren zuhauf, schier erdrückend war die Übermacht und die alte Bauernkraft schlaffer geworden durch Wohlstand und üppiges Leben. Wohl stürmten sie heran mit dem alten Kriegsgeschrei: „Wahre dich, Garde, der Bauer kommt!" Aber es waren nicht mehr die Männer von Hemmingstedt, auch die Gräben leer und der Himmel ihnen nicht gnädig.

Auf dem Hohen Lieth, dem einen Einfallstor in diese Marschländer, hatten sie Schanzen aufgeworfen und sich gesetzt. Ein heftiges Scharmützel tobte um den Platz, gut zielten die Hakenbüchsen der Söldner, und der Bauer floh. Auf der Walstatt lag erschlagen manch Vater und Ehgemahl, manch Bruder und Bräutigam der Dithmarscher Frauen.

Herzog Hans reitet über das Gefild, und Roß und Reiter werfen lange Schatten. Schon versinkt der Sonne Purpurpracht im Westmeer drüben, aus den Wäldern im Osten kommen bereits die krächzenden Raben scharenweis und die ersten Nachtschatten mit lautlosen Fittichen. Er sitzt im Sattel, nicht siegreich erhobenen Hauptes, sondern schwermütig fast. Der Mord ist seiner Seele zuwider, auch der vor Menschen gerechte und von ihren Sängern gepriesene Schlachtenmord. Einzelne Gefallene liegen starr und still, das Roß schnobert den Blutgeruch und scheut. Den Reiter durchschauert das Todesschweigen des Schlachtfeldes, während sein getäuschtes Ohr noch das Röcheln zu vernehmen wähnt.

Der Höhenzug zerklüftet sich zur steil abfallenden Schlucht; und der Sinnende hält am Rande sein Roß an, um zu seinem Gefolge zurückzukehren. Einen Blick wirft er über das dämmernde Land und hinunter in die Tiefe, wo Halbdunkel lagert um düsteres Gebüsch.

Es bewegt sich das Weidengezweig. Ein menschliches Wesen wandelt dahin und beugt sich über einen hingestreckten Körper, einen Toten wohl. Er späht hinunter nach der Gestalt; nicht müßige Neugier, sondern ein mächtiger, unwiderstehlicher Drang treibt ihn, daß er aus dem Sattel springt und hinabklimmt, sein Roß am Zügel leitend.

Der Herzog stutzt und starrt die Erscheinung an. Es ist ein Weib, welches hochaufgerichtet neben dem Toten steht. Ihr langes, braunes Haar wallt herab, und sie regt sich nicht. Ist es ein Wesen von Fleisch und Blut oder eine Walküre, die über das Schlachtfeld geht? Heran tritt der Herzog — Schritt um Schritt — da beugt sie sich nieder und reißt das breite Schlachtschwert von der Seite des Toten. Ihr großes Auge blitzt mutig und funkelt ihn an, wie das der Löwin, die ihre Jungen wahrt. Aber in dem weißen Antlitz steht der zuckende Schmerz.

„Wer seid Ihr?“ spricht der Fürst verwundert und ergriffen von dem Anblick und zieht nicht sein Schwert.

„Keinen Schritt mehr, Ritter, wofern nicht Euer oder mein Leib neben diesem liegen soll!“

„Ihr seid eine Dithmarscher-Frau ... wie sollte ich einem armen und betrübten Weibe ein Leid anthun!“

Seine Stimme ist von so weichem Klange, daß sie die Schwertspitze senkt. Milde fährt er fort: „Euer Gemahl oder Verlobter ist erschlagen worden im Felde?“

Statt einer Antwort schlägt sie das Tuch zurück, das sie über die Leiche gedeckt hat. Ein graubärtiges Antlitz liegt auf dem Rasen, und aus der Todeswunde in der Brust geht ein Blutstreif über das Wams.

„Meines Vaters Leib will ich bergen zum ehrlichen Begräbnis.“ Ihre Stimme ist wie geborsten, und in den großen Augen stehen Thränen.

Er streckt ihr die Hand entgegen: „Jungfer, Jungfer! Euer Weh thut mir weh in der Seele. Fürwahr, ich will Euch helfen, den Leib zu bergen, und ich verpfände mein Wort darauf, daß ich Euch sicher nach Eurem Hause geleiten will.“

Sie sieht ihm prüfend in das edle Antlitz und wirft ihr Schwert fort.

Zu dreien klommen sie die Höhe hinan und zogen über das Feld. Sie leitete das Roß am Zügel, und er hielt den Toten aufrecht im Sattel. Als sie an die Marsch kamen, standen hell und unzählig die Sterne am Himmel.

Das Weib wandte sein Antlitz zurück. Wie schön es war in seinem Schmerz und wie aus Marmor geschnitten! Verschämt flüsterte sie: „Wie heißet ihr, o Ritter, daß ich zeitlebens Euren Namen nicht vergesse?“

„Ich bin der Ritter Johann!“

Da erfuhr der Herzog auch, daß ihr Vater der Vollmacht Reimer Stürken sei und daß sie Eleonore heiße.

Im Hofe plünderten die Landsknechte schon. Es verwunderte Eleonore, daß die gottlosen Leute stracks und scheu entflohen, sobald sie den Ritter erblickten.

Im Wandbette bahrten sie den Toten auf, und die Dirne schluchzte. Lange hielt er die Hand des weinenden Weibes und schaute ihr tief in die Augen, hätte so recht sie trösten mögen und fand nur arme Worte. Sein letztes war: „Ich werde einen Schutz Euch senden und wiederkommen, aber dann erschreckt nicht vor mir!“

Eleonore verstand die Rede nicht. Der Herzog ritt zu seinem Gefolge und sandte einen Junker und zwölf Mann als Schutzwache auf den Hof des Reimer Stürken.

In der linden Sommernacht schritt er lange auf und ab in seinem Zelte. War es die Erregung der Schlacht, die ihn nicht schlafen ließ, oder der Anblick der Walküre in der Schlucht des Hohen Lieth? Eine sonderbare, sehnende Unrast, aber fast süß und ohne Schmerz, war in ihm. Der wache Mann träumte von dem Lauenburger Schlosse, und die Prinzessin Dorothea stand vor ihm, so wie sie vor mehr

als zwanzig Jahren war. Es wurde aber ihre Gestalt zu Eleonore Stürkens, und sie verwoben sich zu einer. Nun wußte er seine Unrast — es war die erstaunliche Ähnlichkeit in den Gesichtszügen zwischen der Jugendgeliebten und dem Weibe, das er heute geschaut.

Die Dithmarscher beugten den steifen Nacken und gaben sich auf Gnade und Ungnade in ihrer Feinde Gewalt. In Heide zogen die verbündeten Fürsten ein und hielten Rat, wie es mit dem Gericht zu halten und die Beute zu teilen sei. Der Dänenkönig wollte für alte Frevel blutige Rache nehmen an dem Bauernvolke, und in kaltem Zorn sprach der Gottorper Adolf von den bleichenden Gebeinen und der Blüte des Holstenadels, die auf diesen Blachfeldern hingemäht. Beide wollten die vornehmsten Feinde über die Klinge springen lassen.

Aber der Haderslebner redete zur Milde und widersetzte sich jedem Blutgericht; er wußte auch entschiedene Sprache zu führen und seinem Willen Geltung zu verschaffen im Rat. Die Friedensbedingungen waren ohne Härte und lauteten auf schlichte Unterwerfung. Die Bauern-Republik des Mittelalters wurde unter drei Herren aufgeteilt. Herzog Hans vermehrte sein Ländchen um das Mittelstück von Dithmarschen.

Heim ritten die Fürsten mit ihren Söldnerheeren, der Haderslebner aber auf einem Umwege über Reimer Stürkens Hof.

Auf der Diele trat sie verwirrt ihm entgegen und beugte das Knie: „Gnädigster Herr!"

Er hob sie mit beiden Händen auf und lächelte: „Sagte ich nicht, daß Ihr nicht erschrecken dürftet vor mir? Wollt Ihr allein auf dem Hofe hausen oder zu Eurer Sippschaft gehen, Eleonore?"

„Ich habe keine Sippschaft mehr, auch meines Vaters Brüder sind erschlagen."

Gütig war sein Blick. „Der Ritter Johann hat in seinem Hause zu Hadersleben viel Raum! Wollt Ihr mir vertrauen, und darf ich Euch ... wie ein Vater sein?"

Eleonore errötete tief und gab leise Antwort: „Gnädigster Herr, wem unter Menschen könnte ich mehr vertrauen?"

Sie wußte nicht, was ein Weib wagt, wenn es an Fürstenhöfe geht, und ihr Geschick entschied sich in dieser Stunde.

Mit eigenen Gespannen und nicht geringem Gute zog sie gen Norden, geleitet von dem Junker und seiner Sauvegarde, und hielt an einem heißen Julitage 1559 ihren Einzug in Hadersleben und die Hansburg.

Mit großen Kosten war das neue Haderslebhus erbaut und mit kunstverständigem Sinne ausgeschmückt worden.

Eleonore erhielt die Schlüssel und war Beschließerin der Leinen- und Silberkammern. Wo hatte die Dithmarscherin höfische Sitte gelernt? Denn zierlich wußte sie zu knixen vor dem Herrn und schicklich die Worte zu wählen. Wohl sahen

die Hofdamen mit scheelen Augen ihre Schönheit, die frisch wie die Feldblume, und ihre Gestalt, die schlank und biegsam wie die Weiden ihres Landes; und die Höflinge raunten hinter ihr in boshaftem Witz: „Wahr di, Gard, de Buur kumt!"

Groß und kalt begegnete ihr Auge dem Neide, und ihr Fuß stand fest auf den glatten Marmordielen. Bald wurde das Zischeln zur glattzüngigen Schmeichelrede, als es offenbar war, daß sie bei dem Herzoge in hoher Gunst stünde.

Eleonore aber ging stolz an ihnen vorbei. Der Unschuld ihres Herzens und dem Schmelz ihres Wesens tat die heiße, mit Eitelkeit erfüllte Hofluft keinen Abbruch. Ihren großen Schmerz linderte die Zeit, und sie erblühte schöner von Tag zu Tag.

Es kam der Herzog viel in jenen Schloßflügel, wo die Silberkammer lag, vermehrte auch sein Tafelgerät um manches kostbare Stück, dessen Aufstellung er in höchsteigener Person überwachte. Als Seine Gnaden einst sich ungeschickt dabei benahm, lachte sie zum ersten Male, hell und neckisch. Er wunderte sich, wo er schon den silberhellen Wohllaut dieser Stimme gehört habe.

Eines anderen Tages, als er hinter ihr stand, spürte seine Hand ein Gelüst, ihr Haar, das sie in zwei langen Zöpfen trug, zu berühren — und er tat es leise, leise. Sie aber kehrte sich und sah ihn an, stumm und mit fast erschrockenen Augen.

Danach sah der Herzog von Hadersleben die Dithmarscherin fast täglich, und immer öfter und immer tiefer blickte er in die braunen Augen derselben. Abends wandelte er viel in seinem einsamen Gemache, und der fast Vierzigjährige fragte sich, was ihm sei. Erschreckend und doch süß, ganz und gewaltig, wie vor 22 Jahren, war die Minne, die souveräne Herrin des Menschen- und des Manneswillens, über ihn gekommen. Mit ihrem Sehnen, ihrer Unrast und ihrer Unvernunft verstrickte sie ihn, den verständigen, gereiften Mann.

Heiß und herrlich ist die Jugendminne, aber fast stärker und zwingender ist die Spätliebe.

In einer Dämmerstunde waren sie allein. Er wollte gehen, denn sein Herz wogte, und er blieb. Schämig senkte sie das Haupt, denn er strich über ihr Haar, und sie fühlte, wie weich seine Hand sei. Dann umschlang er sie hastig und heiß.

Erbebend lag sie in seinen Armen und klagte fast: „Mein Herr und Herzog! Es gilt meinen Herzfrieden!"

„Eleonore, ich liebe Euch wie meine Jugend und ihren schönsten Traum. Was aber kann ich und mein Alter Euch anders sein denn ein Vater und Freund?"

„Herzog Hans, Ihr seid meines Herzens Herr, und meine Seele gehöret Euch von der Stunde an, wo wir vom Hohen Lieth zogen und die Sterne über uns leuchteten."

Der Herzog hatte ihre Stirn geküßt, wie ein Vater sein Kind. Nun aber küßte er ihre Lippen und ihre Augen wie ein thöricht-ungestümer Jüngling.

Von dem Tage an sah der Herzog die Dithmarscherin nicht mehr für eine lange Zeit. Aber in der Straße, wo die Badstuben lagen, baute er ein neues Haus, mit Sälen und Lauben und Holzschnitzwerk, einen Prachtbau seiner Zeit, bei dem zum Teil die riesigen Mönchssteine aus dem abgebrochenen Gemäuer des alten Haderslebhus verwendet wurden. Über die Pforte ließ er die fromme Inschrift setzen: Christus porta salutis. Anno Domini 1559. Und sein Hofgärtner legte hinter dem Hause den köstlichen Lustgarten an, der sich bis zum Wasser erstreckte.

Spät abends brennen die Kerzen auf dem Altare der Schloßkirche und die Fackeln an den Wänden. Soll der Hofprediger und Magister Boethius Agricola nächtlichen Gottesdienst halten, denn er tritt im Priestergewande vor den Altar? Nur zwei Herren, der Graf von Rantzau, des Herzogs Vertrauter, und der Amtmann Kai von Ahlefeld, sitzen im Herzogsstuhle.

Aber die Thür geht auf. Der Herzog Johann von Hadersleben und die Dithmarscherin Eleonore Stürken knieen vor dem Altare, sie aber zu seiner linken Hand. Der Prediger verknüpft ihre Hände und erklärt sie im Namen des Höchsten für Mann und Weib, bis der Tod sie scheidet.

Sie schluchzt leise in seinen Armen.

Die Fünfe schreiten an dem verschwiegenen Diener vorbei und lassen sich zu einem kurzen Nachtmahl nieder. Dann setzt der Priester einen Brief auf. Rantzau und Ahlefeld als Trauzeugen setzen Namen und Siegel darunter und tun einen Schwur in die Hand des Herzogs.

Also hat Herzog Hans auf seinem Schlosse Hansburg seine Hochzeit gehalten.

Die heimliche Ehe war geschlossen worden, giltig vor Gott. Aber warum hat er es nicht offenbar vor Menschen gethan und freimütig bekannt, daß Eleonore sein rechtmäßiges, zur linken Hand ihm angetrautes Weib sei? Gründe der Staatsraison mögen ihn geleitet haben. Mit seinem Amt und seinen Länderbrocken völlig umschlossen von den Gebietsstücken des Gottorpers und des Dänenkönigs, war er zu steter Rücksichtnahme genötigt; zwar einer von den drei sogenannten „regierenden" Herren, die gemeinschaftlich die Landesregierung führten, aber darum von so beschränkter Souveränität, daß er ohne die Einwilligung der anderen kaum eine Ehe, geschweige denn eine Mesalliance hätte eingehen können. Die Teilungsbestrebungen lagen in der Luft, und ein weiterer Umstand mag ihn zur Vorsicht gemahnt haben. Der König Friedrich II. suchte gerade damals ein Herrscherstäblein und ein Herzogskrönlein für seinen Bruder Johann den Jüngeren, den er aus seinem eigenen Erbe mit Sonderburg ausgestattet hatte und dessen Anerkennung als vierten regierenden Landesherrn er mit vergeblichem Eifer betrieb. Die Stände widersetzten sich einer weiteren Zersplitterung, und Johann der Jüngere mußte sich mit dem Rang und Titel eines „abgeteilten" Herrn genügen lassen, ist aber der Stammvater des schleswig-holsteinisch-sonderburgischen Hauses geworden.

Die morganatische Ehe blieb geheim. Daß Herzog Hans eine Liebste habe und ihr ein prächtiges Haus schenke, verstieß nicht gegen Fürstensitte. Er ließ die benachbarten Höfe des Glaubens, zum Heile von Hadersleben, und regierte wie ein weiser und wohlwollender Fürst.

Der nächtliche Bund vor dem Schloßaltare war ein Herzensbund, und Eleonore, nicht nach hohen Dingen trachtend, begehrte nur die Liebe ihres Gemahls, welche sie auch, wie kaum ein anderes Eheweib, erfahren und bis zu seinem Tode zwanzig Jahre lang ungetrübt und unvermindert besessen hat.

O, die Spätminne des ernsten Mannes, dem die ersten Herbstfäden das Haupt umweben, gehet nicht nach außen in heißen Schwüren und stürmischen Liebkosungen, sondern tiefinnerlich ist ihr Wesen, und was ist ihr gleich an Kraft und Treue? Sie hat eine Scheu, ihr Heiliges zu offenbaren, und verbirgt sich gern vor lauschendem Ohr und gaffenden Augen.

Also auch der Herzog von Hadersleben. Mit der ganzen Tiefe seiner Seele hat er sein in Jugendschöne erblühendes Weib geliebt, und in den Armen der Dithmarscherin ruhte er aus als in dem Ziel und Ende seiner Erdenwünsche. Er hielt sie hoch wie das Heiligtum seines Herzens, das nicht durch zweifelhafte Deutung entweiht werden durfte. Der Schein war ja wider ihn. Darum verbarg der Zartfühlende mit keuscher Scheu jedem profanen Blick das Allerheiligste seiner Liebe. Darum ließ er zwischen der Burg und dem Hause an der Badstubengasse von verschwiegenen Leuten einen unterirdischen Gang graben und mit Steinwölbung ummauern. Kein lüsternes Auge sollte es sehen und keine Höflingszunge es bezischeln, wenn er zu seiner Frau Liebsten ging.

Unzählige Male, wenn die Kerzen im Schlosse erloschen, ist er die Straße gegangen in der süßen, verschwiegenen Nacht. Allein schreitet er unter der Erde mit einem Windlicht in der Hand, und dasselbe glückliche Lächeln umspielt seine Lippen die tausend Mal.

Zwei weiche Arme umfangen ihn: „Mein Herr und Gemahl!“ Eleonore im weißen Gewande und mit aufgelöstem Haar, wie er es liebt und gerne mit spielenden Fingern durchstreicht, lehnt das Haupt an seine Schulter, und mit feuchtem Glanze hängt ihr leuchtendes Auge an seinem edlen Antlitz. Still! Die Gattenliebe flüstert traut und leise. Was wispert sie errötend ihm ins Ohr? Er redet von dem Alter und den Herbstfäden in seinem Haar. Sie spielt mit seinen Locken und küßt die Silberfäden der Schläfe. Still, still! Selige Fürstenminne kost in dem hohen Gemache des neuen Hauses.

Der Herzog Hans von Hadersleben ist doch ein glücklicher Fürst gewesen! Der Erde bestes Teil und Los, zu lieben und geliebt zu werden, das ist ihm geworden. Sonderbar! Wenn ein Mensch unter Tränen und Ringen dem Glücke entsagt hat und nur mehr den stillen Weg der Pflicht wunschlos gehen will, dann liebt der

Himmel es oft, seine Fülle von Friede und Freude auszuschütten über ein solches Herz. Und das Geschick wirft ihm wohl lächelnd die Rose in den Schoß, nach der er haschte und an deren Dorn seine Seele sich blutig riß.

Diesem Fürsten, der dem Maientraum seiner Jugend zwanzig Jahre lang treu blieb, ward ein wonniges Spätsommerglück beschieden; und ein köstlicher Herbstfriede beschien sein Leben bis zum letzten Tage. Er ist doch unter den Fürsten seiner Zeit der beneidenswertesten einer gewesen.

Seine Ehe war gesegnet mit einem Liebespfand, mit einer Tochter, die unter dem Namen Brigitta Hansdatter in das Kirchenbuch eingetragen worden ist. In dem Kinde lebte die Mutter ihr Leben noch einmal, und selbst lehrte sie die kleine Brigitte, die Buchstaben zu Worten zu sammeln. Dann ging der Konrektor der neuen Gelehrtenschule täglich aus und ein und unterwies des Herzogs Tochter in allem Wissenswerten seiner Zeit, so weit er es selber wußte.

Selten sah man die Bewohnerin des neuen Hauses auf den holprigen Gassen der Stadt; nur Sonntags, wenn sie zur sogenannten Frühmesse ging, lugten die Leute der Schloßstraße durch die kleinen Fensterscheiben. Wie schön war das Antlitz über der weißen Halskröse, wie stattlich die Gestalt in dem enganliegenden Gürtelgewande, und wie behende ihr Fuß über die Höhen und Tiefen des Pflasters hinzuschweben wußte! Zierlich trippelte das Kind neben ihr her und trug das Gesangbuch.

Dann rissen die Leute hinter den halbverblindeten Scheiben die Augen auf und raunten sich wohl zu, nicht in hämischem Flüstern, sondern in leiser Ehrfurcht: Die Herzogin von Hadersleben!

So hieß sie im Volksmunde, und das wohlbewahrte Geheimnis, wie der Fürst im Schlosse wähnte, war auf allen Gassen der Stadt. Kurz sind die glücklichen Tage, sie rauschen dahin wie ein Fest, und man merkt nicht das Schreiten ihrer Stunden.

Brigitte zählte achtzehn Sommer, und die Leute der Schloßstraße wußten nicht, wer schöner sei, sie oder die Mutter. Aber heute, an einem Herbsttage 1580, schauten sie vergeblich aus nach den beiden.

Vor drei Nächten schritt der Herzog mit seinem Windlicht unter der Erde, und das Frösteln durchschauerte ihn. Fahl war sein Antlitz, als habe der Tod ihn angeschaut, und mit einem Schrei begrüßten ihn Weib und Kind. Am Morgen danach lag er in einem hitzigen Fieber.

Um die Mitternachtsstunde des zweiten Oktobers fiel zum letzten Male Fackelschein durch den Gang, mit verstörtem Antlitz eilte Eleonore auf die Hansburg — sie war an das Sterbelager ihres Gemahls gerufen worden. Er verschied in ihren Armen, und sie drückte ihm die milden Augen zu.

Das neue Haus mit seinen liegenden Gründen war ein Wittum, ein ansehnliches, aber stilles Wittum geworden. Verschlossen blieben die Thüren des Ganges

von nun an. Wird seine dumpfe Düsternis je von Lichtschein erhellt werden? Und wird je wieder heimliche Menschenminne unter seinen Wölbungen wandeln?

Nach jener Oktobernacht durchzogen die ersten weißen Herbstfäden Eleonores Haar, und es kamen immer mehr im Laufe der Jahre. Still und ohne große Schicksale floß ihr Leben hin, aber immer milder wurde ihr Lächeln und immer wohlthätiger ihre Hand, wenn sie die Alten des Hanshospitals besuchte. Es soll auch zu den Zeiten der Herzogin von Hadersleben keine Stadtarme gegeben haben.

Ihre und ihres Hauses Tage gehen dahin. Die Pforte und ihr „Christus porta salutis“ ist geschmückt mit Laub- und Blumengewinden, aus der Halle tönen fröhliche Weisen. Das Haus von Anno 1559 blickt auf seine ersten fünfundzwanzig Jahre zurück — spielen darum die Flöten und Geigen zum Tanze auf? Nein, die in ihm geborene Herzogstochter, Brigitte Hansdatter, vermählt sich dem Ratsherrn Balthasar Schuhmacher.

Die Kinder wohnen bei der Mutter, und ein Vierteljahrhundert fliegt dahin. Gekommen ist der Winter, und die Herbfäden sind zum schneeweißen Haar geworden. So sehen sie die Matrone des Sonntags zur Frühmesse gehen. Alle, die auf den Gassen wandeln, hemmen den Schritt und halten die Mütze in den Händen. Ehrerbietiger entblößen sie nicht das Haupt, wenn der König von Dänemark in sechsspänniger Staatskarosse zum Nordertore einzieht, um auf seinem Schloß Haderslebhus eine Zeitlang zu ruhen von der Krone Last.

Der Sonntag kam, wo Eleonore nicht mehr zur Kirche — nicht mehr unter den Lebenden wandelte. Die Herzen der Besten trauerten um sie fast wie um den Herzog Hans den Guten.

Das Haus von 1559 hieß längst nicht mehr das neue. Die Geschlechter kommen und gehen, die Menschen werden geboren, freien und sterben. Brigitte Hansdatters Sohn, der Herzogin Enkelkind, wohnte im Hause und verlebte frohsame Tage mit seinem jungen Weibe.

Aber die bösen Tage kamen, die Nacht des großen Brandes 1627. Von Giebel zu Giebel sprang die Flamme, und die Glocken im Turme wimmerten, bis auch sie lautlos im Feuermeer versanken. Gestürzt war der Turm, und der Stolz der Stadt, die herrliche Marienkirche, eine ausgebrannte Ruine.

Ist des Herzoghauses letzte Stunde gekommen? Aus seinem First schlug die Flamme, und sein Gebälk verkohlte, aber die Mönchssteine des alten Haderslebhus widerstanden, und die festen Mauern fielen nicht. Langsam erholte es sich wie aus schwerem Siechtum, aber die Erker und das Schnitzwerk und manch Stück seiner Jugendschöne und -zier war unwiederbringlich dahin.

Immer schlimmer wurde die Zeit. Auch hierhin wälzten sich die Greuel des großen Krieges und in ihrem Gefolge der schwarze Tod und das große Sterben. Aus dem Fenster über der Pforte, über dem „Christus porta salutis“ flatterte die

Pestfahne, und in allen Gemächern war unheimliche Totenstille. Nur auf zwei Augen stand das Geschlecht der Herzogin von Hadersleben, auf den bisher so lichten Augen eines zwanzigjährigen Mägdleins. Das war Eleonores Urenkelin, Brigitte mit Namen. Als sie ausgetrauert und um Vater und Mutter sich getröstet hatte, vermählte sie sich einem biederen Manne, dem Sohne des Hauptpastors Valentin Schmidt von Eisenberg.

Das Haus von 1559 zählte 84 Jahre, und der dunkelste Tag in der Geschichte Haderslebens brach an. Ohne vorhergegangene Kriegsbotschaft durchstürmte Torstenson die Herzogtümer. Schwedenvölker lagen in der Stadt, und nach viertägiger Einschließung öffnete die Hansburg dem Feinde ihre Tore.

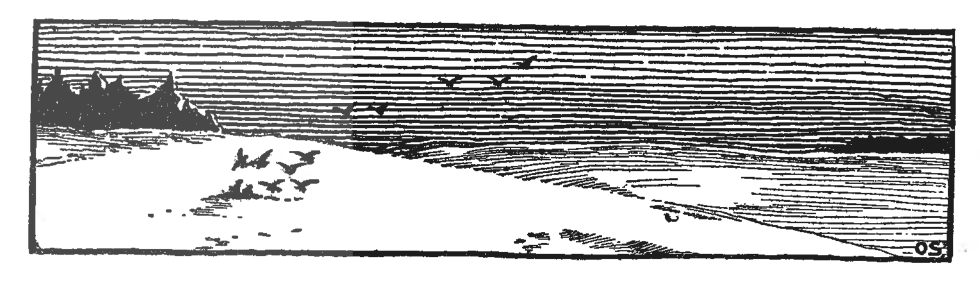
Finster brütete die Dezembernacht, und hinter den Läden erloschen die Lichter. Ein Donnerschlag wie von tausend Geschützen, ein entsetzliches Gekrach und Erbeben des ganzen Stadtgrundes! Verstört fährt jeder Bürger aus dem Schlafe, weil jeder sein Dach über seinem Haupte zusammenstürzen wähnt. Wild rennen sie durch die Gassen, und die Feuersäule weist den Weg. Die stolze Hansburg ist in die Luft gesprengt und ein brennender Trümmerhaufen!

Auch das neue Haus an der Badstubengasse war in seinen Grundfesten erschüttert worden, aber es hielt dennoch in diesem Sturme stand. Das Schloß aber war nicht mehr. Weinenden Auges sahen die Bewohner die Verwüstung, und nach vielen Jahren noch gingen sie mit wehmütigem Blicke an dem „verstürzten Ruin und Graus“ des Schloßgrundes vorbei. Die großen Marmorquadern lagen verstreut, und die plätschernden Brunnen sprangen nicht mehr.

Vorbei war die gute und große Zeit von Hadersleben. Es hatte, genau gezählt, das güldene Jahrhundert seiner Geschichte gehabt, welches mit dem Herzog Hans dem Guten beginnt und mit der Zerstörung seines Schlosses so böse endet. Schnell sank der Wohlstand, versiegt war die Quelle desselben und der reiche Hofhalt nicht mehr. Das Glück schien entflohen, und Seuchen und Kriegsnöte kamen. Seither schüttelte der Bürger traurig das Haupt, und es wurde zum Sprichwort: Es ist nicht mehr wie zu Herzog Hans' Zeiten!

Hadersleben, die einstige Residenzstadt, wo Fürsten geboren und Könige gekürt worden sind, sank herab zur kleinen Landstadt des Krämers und Ackerbürgers. Aber das Geschlecht Eleonores lebte und blühte in dem Namen von Eisenberg und trieb neuen und kräftigen Schoß.





Zweiter Abschnitt

Die Schweden kommen

Besser als Erz- und Goldbuchstaben widersteht die in Eichenholz geschnitzte Inschrift den rauhen Wettern des Nordens. So deutlich wie vor einem Jahrhundert springt das „Christus porta salutis“ über der Tür hervor und zeigt wie eine himmlische Wegweisung nach oben. Die Pforte selbst aber ziert ein blankes Messingschild, welches wie ein irdischer Trost- und Hoffnungsspender gleichsam nach innen ins Haus hineinweist. Die Inschrift lautet: Pharmacopolum regium, auf deutsch: Königlich privilegierte Apotheke.

Es war sehr frühe Morgenstunde, da der Stadthirte seine Herde aus den Ställen sich sammelte und die bunte Mannigfaltigkeit von roten und scheckigen, von fetten und mageren Kühen auf die große Gemeinweide des Süderfeldes trieb. Der Wächter der Nacht legte sich zur Ruhe, und die ersten Gewerke des Tages regten sich. Die tauige Erde glänzte, wie mit Krystallperlen bestreut, und das Wasser der schmalen Föhrde leuchtete gleich flüssigem Golde; denn über ihm stieg die strahlende Sonne immer höher und herrlicher empor. Frühe hatte sie sich in ihrer ganzen Majestät aus dem Ostmeere erhoben, und man sah der Himmelskönigin an, daß sie heute herrschen und auf ihrem Wege keinen Wolkenschatten dulden wolle.

Über der erwachenden Stadt lag die Verheißung eines köstlichen Tages, und schöner kann kein Sommermorgen gewesen sein, als dieser zwanzigste des Erntemonats 1657.

Keine bleigefaßte Scheibe war so winzig und trübe, kein Spalt der verschlossenen Läden so klein, daß nicht die Sonne sich hindurchstahl. Die beiden letzten Fenster im Oberstock des Hauses lagen frei gen Südosten, und im Gemache drinnen lag das flutende Taglicht, und die flimmernden Strahlen huschten weiter, bis in die äußersten Winkel hineinschauend.

Es gab hier etwas zu sehen für die Sonne, die leicht nichts Neues mehr findet auf ihrer Bahn: Zwei Wandbetten, die schneeweißen Spitzenvorhänge des einen zurückgeschoben, an den hölzernen Wandhaken Frauengewänder und Mieder, über den Stühlen gebauschte Röcke, auf dem Fenstertische ein weibliches Pharmakopol von Seifen und Salben und Kruken mit wohlriechendem Wasser und neben den Bettvorhängen hüben und drüben je ein winziges Pantoffelpaar mit hohen Hacken und zierlichen Spitzen!

Es gab in der Frauenkemenate etwas zu schauen für die lächelnde Sonne, und dreister lugte ihr Strahl hinter den zurückgeschlagenen Vorhang. Die Lose küßt mit ihrem Purpurmunde ein träumendes Mädchenantlitz, auf den Wangen liegt der rosige Hauch ihres Morgenkusses, ihre Strahlenfinger spielen in der aufgelösten Fülle des braunen Wellenhaares.

Die Sonne besinnt sich. Wo hat sie schon einmal in ihrem tausendjährigen Kreislaufe ein solches schlafendes Frauenantlitz und seinesgleichen an Schönheit gesehen, ganz dieselben feinen Linien und edlen Züge, just diese schwellenden Lippen und diese kräftigen Augenbrauen? Und solches Haar wie glänzendes Wellengekräusel?

Durchdringender und wärmer wird ihr Strahl, unter dem Kusse desselben erwacht die Träumende und schlägt verwundert die Lider auf und die großen, tiefdunklen Augen. Dahinein schaut die Sonne, und das Gedächtnis kommt ihr mit einem Male. Vor vielen Jahrzehnten wandelte ein Weib auf Erden — ist die Tote erstanden? Diese blitzenden Augen mit dem wunderbaren Geleucht, diese unergründlichen und unvergeßlichen Augen sind ja Eleonore Stürkens, der Dithmarscherin, Augen, die sich vor fünfzig Jahren geschlossen haben.

Wohl ist die Ähnlichkeit zum Staunen, aber die Sonne, der nichts verborgen ist, löst alsbald das Rätsel: Das erwachende Weib heißt auch Eleonore und ist die Ururenkelin jener Dithmarscherin, die Herzogin von Hadersleben hieß. Darum diese Gleichheit der Gesichtszüge. Es liebt die schaffende Natur eine ewige Mannigfaltigkeit in den Geschlechtsreihen der Menschen, aber zuweilen treibt sie ihr Spiel oder hat ihre Lust an einem ihrer Werke, daß sie im dritten oder vierten Gliede mit demselben Meißel in gleicher Schöne es wieder bildet.

Es gab für die Morgensonne noch mehr zum bassen Verwundern. Die Tür ging leise auf. Mitten in das Frauengemach trat ein junger Mann mit fröhlichkeckem Gesicht. Der betrachtete lächelnd die Pantoffeln und tat noch Schlimmeres scheinbar, er stürmte zum Wandbette und küßte die Lippen, denen ein leiser Schrei entfuhr.

„Heraus aus dem Frauenheimlichen! Was willst du, Toller?“

Er richtete sich auf und verneigte sich dann mit förmlichem Anstand: „Der ehrbaren Jungfer von Eisenberg Glück und Heil zur zwanzigsten Wiederkehr des Tages ihrer hohen Geburt!“

„Ah, du bist der erste Gratulant! Komm her, Christian, ich will's dir danken!“ Und mit weichen Händen patschte sie ihm die Wangen und strich ihm durch das krause Haar.

Er machte einen Kratzfuß, und offenbar die devote Haltung und die krächzende Stimme eines anderen nachahmend, sprach er: „Wohledelste, sittigste und schönste der Frauen! Hätte ich des Cicero Eloquenz und verstündet Ihr Latein, so könnte

ich gebührend diesen Tag rühmen, nun aber muß ich in armes Deutsch mein Herz fassen und sprechen mit dem vulgären Haufen: Glück und Heil, dazu Friede, Gesundheit und ein gut Gemahl . . ."

Blitzschnell ergriff sie den einen Pantoffel und schleuderte denselben nach ihm, auch mit dem zweiten zielte sie bedächtiger, aber er wich beiden Wurfgeschossen aus, indem er kicherte: „Konrektor Schrie—Schrie—Schriever!" Dann machte er, ihr Handgelenk umspannend, sie zur Gefangenen, aber sie wehrte sich, und die beiden trieben es wie zwei übermütige Kinder.

Der junge Mann aber war ihr Bruder Christian von Eisenberg. Doch hätte die strenge Sitte der Zeit seine Gegenwart in der Kemenate getadelt. Darum sprach sie: „Zeige flugs die Fersen, du Tollkopf! Bist mir zu lustig und allzu guter Dinge."

„Nein, ich bin unlustig und schlechter Dinge fast, darum nahm ich mir soeben ein Bad, um mir den Kopf zu kühlen, den gedankenschweren."

„Geh, Christian," lachte die Schwester, „du gehörst zu jenen glücklichen und leichtlebigen Menschen, die ohne viel Hauptzerbrechen durch das Leben ziehen und allerdinge kein Kopfweh sich machen, es sei denn, daß sie abends zuvor ein wenig zu viel getrunken hätten."

„Ich war in keiner Schenke, Eleonore, nein, wie ein Krämer stand ich vierzehn geschlagene Stunden lang in unserem privilegierten Pharmakopol, kochte Salben und drehte Pillen, verkaufte lotweise Hutzucker und weiße Seife, granweise Nelken und Pfeffer, zuletzt aber für einen Schilling Schnupftabak an den Fuhrmann Hinrik . . ."

„Was soll es, Christian? Die alte Klage!" unterbrach sie ihn.

„Während ich den Schnupftabak abwog, erzählte der Fuhrmann, daß die Schwedenvölker schon bei Gottorp stehen und daß er auf dem Flensburger Wege die zwischen dem Könige Karl Gustav und dem Herzoge gewechselten Salveschüsse gehört habe."

Man sah am Fußende des Bettes die Decke sich bewegen und die rosigsten Zehenspitzen. In ihrer Erregung wäre Eleonore fast auf die Füße gesprungen. „Die Schweden kommen? Das klingt in den Ohren dieser Stadt, als wenn der leibhaftige Gottseibeiuns käme. Ich war noch ein Kind in jener Schreckensnacht, aber weiß noch das Grausen, welches mich packte . . . in den Trümmern unserer Hansburg haben die Schweden sich ein böses Denkmal hinterlassen." Ihr unergründliches Auge loderte. „Ich will mich nicht bekreuzigen wie die anderen: Gott behüte uns vor dem Schweden! Aber ein Mann möchte ich sein und unserem König meinen Arm leihen, den Mordbrenner aus dem Lande zu treiben!"

„Just, was ich möchte und mir Kopfzerbrechen macht, Eleonore! Der Krämerei und dem Pharmakopol Valet sagen, ein Lederkoller und Stulpstiefeln anziehen und am Bandelier das gute Schwert tragen."

Vorschnell sprach sie: „So rede doch mit dem Vater und dem Großvater!"

Ungeberdig umarmte er sie: „Du allein verstehst mich, Eleonore. Wenn ich in Kriegsdienste trete und ein Feldoberst geworden bin, soll diese Stadt Hadersleben mich wiedersehen, und ich wähle zur Braut, wen ich will . . : du aber solltest meine Herzallerliebste sein, wenn du nicht meine Schwester wärest."

Ein Bedenken kam ihr, und sie rief ihn. Aber schon war der Sausewind zur Tür hinaus, nachdem er vor dem zweiten Bette als Morgenweckruf das Krähen eines Hahnes nachgeahmt hatte.

Eine kleine Grübchenhand schob bie Vorhänge zur Seite, und dieselbe Hand rieb die Äuglein eines dunkelblonden Mädchenkopfes. Mit diesen Augen hatte die schaffende Natur ein sonderbares Spiel getrieben, denn das rechte war rehbraun, das linke aber blau wie der Himmel an diesem Tage.

Diese jüngere Schwester hieß Ulrike, die weichen Züge ihres Gesichts hatten nichts Ungemeines, und in der Eisenbergschen Sippe sagte man, daß sie nach der verstorbenen Mutter arte, die eine Frau von biederem Sinn und ruhiger Gemütsart gewesen war.

Die Pantöffelchen trippelten, die bauschigen Röcke knitterten. Eleonore strählte das knielange Haar, flocht die Fülle und wand die schweren Flechten um das Hinterhaupt. Sie gebrauchte nur Kamm und Seife und ließ das Tongerät auf dem Tische unberührt. Ulrike aber tauchte den Finger in die Salbenkruke, strich und drehte die Stirnlocken, betupfte aus der Büchse mit weißem Staube die Wangen — wohl um der kleinen, gelben Punkte willen, die zu ihrem Verdruß mit der schönen Jahreszeit kamen, aber zu ihrer Freude auch mit dem Herbstlaub verschwanden.

Eleonore ging die breite Eichentreppe hinab, um den Vater zu begrüßen und ihren Glückwunsch sich zu holen. Im Pharmakopol standen die Borde voll von Büchsen mit lateinischen Inschriften, aber unter dem Ladentische waren zahlreiche Schubfächer wie in einem Krämer- und Spezereiladen, auch in den beiden Fenstern, die sich von den anderen des Hauses nicht unterschieden, sah man zwei Quadrate von weißer Stückseife, zwei spitze Zuckerhüte, Schälchen mit Gewürz und bauchige Flaschen mit gefärbtem Wasser, um den Weinverkauf anzudeuten.

Christian stieß gewaltsam in den Mörser und warf der Schwester einen verdrossenen Blick zu. Es hatte wohl eine Aussprache stattgefunden zwischen ihm und dem Vater.

Eleonore betrat die Hinterstube, die wie ein stark duftendes Herbarium war. Zwischen den getrockneten Kräutern, die an allen Wänden hingen, trippelte ein mittelkleiner Mann im langen Linnenkittel und mit einer großen Perücke auf dem Kopfe sehr lebhaft hin und her. Das war der Apotheker, und es gehörte zu seinem Gewerbe, war aber auch seine Liebhaberei, jede Pflanze und Blume im

Umkreise von vier Meilen zu kennen. Er nahm getrockneten Flieder herab. „Ja so . . . du bist es, Eleonore . . .“

Seine Nase prüfte den Duft, weiter eilten seine Finger, die Kräuter raschelten. „Ja so . . . du bist just zwanzig Jahre heute.“ Im Vorbeigehen drückte er einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und lief wieder, seine Auslese haltend, im Herbarium hin und her. Eine innere Unruhe mehrte offenbar die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen.

„Ist Euch etwas Unliebsames widerfahren?“

„Was mir in diesen schlechten Zeiten zum steten Ärger wird.“ Er sah nach der halboffenen Tür „Habe ich nicht das Privilegium vom König und teuer genug erkauft? Gehört nicht der Alleinhandel mit weißer Seife, Hutzucker, Schnupftabak, Leinöl, Ockergelb und vielen anderen Dingen zu meinen ausschließlichen Gerechtsamen? Aber gehen mir die Krämer nicht unbefugt in Nahrung und Gewerbe? Wieder ein flagranter Fall! Ich will zum Bürgermeister, daß er die Geldbrüche verhängt.“

Um Eleonorens Lippen zuckte es. Die eigentliche Ursache seines Ärgers war hinter der Thür zu suchen, und die Stadtkrämer mußten herhalten.

Der Apotheker, ein in seinem Berufe etwas vertrockneter Mann, vertiefte sich ganz in seine Kräuter. Dann hob sich die Perücke „Vergiß mir nicht, zum Großvater zu gehen!“

Schon knirschte die Tür in ihren schweren Eisenangeln, als er rief: „Warte doch, Kind! Fast hätte ich vergessen . . . das kleine Geburtstagsangebinde für dich!“ Er kramte im Pulte. Ein zierliches Besteck mit silbernen Nadelschächtelchen, winzigen Messerlein und Miniaturscheren reichte er ihr hin. Knixend und dankend nahm sie das Besteck, welches zwar höchst unpraktisch, aber ein Modegeschenk nach dem Geschmacke der Zeit war.

Eleonore stellte es oben in ihre Lade, zog die Schuhe mit breitem Entenschnabel an, verknüpfte die Rosettenschnallen, schlüpfte in die fein gearbeiteten Holzüberschuhe, denn die Straßen waren meistens in einem sehr unsauberen Zustande, stülpte die langen Seidenhandschuhe mit gestickten Borten über die Finger und verließ das Haus. Ihr Weg führte sie durch die Schloßgasse und an der Marienkirche vorbei. Noch war das Gotteshaus nicht ganz wiederhergestellt seit dem Brande; unzerstörbar ragte das kolossale, ausgebrannte Mauerwerk gen Himmel, nur über einem Teile des Domes war ein Notdach errichtet, um darunter die Gottesdienste zu halten. Sie trat in die Wohnung des Hauptpastors, welche in der Nähe lag, und als ein täglicher Gast sogleich in das Studiengemach.

Ein Greis, dem das lange, schneeweiße Haar über die Schultern floß, legte die Gänsefeder fort. Das Hochehrwürden war hier nicht nur eine Titulatur, sondern ein Teil seines Wesens. Ein ernstmildes Antlitz, das vertrauende Ehrfurcht in jedem

erweckte, und darin ein geläutertes und zum unerschütterlichen Frieden durchgedrungenes Gemüt sich wiederspiegelte. Auf den edlen Zügen lag ein Unbeschreibliches, ein Abglanz wie von Geistesgröße oder ungemeinen Schicksalen, die der Mann erlebt habe.

Valentin Schmidt von Eisenberg war verehrt und geliebt als der Patriarch der ganzen Eisenbergschen Sippe, und in der Tat ein Patriarch und Priester war er in Wort und Wandel, in Rede und Rat.

Mit der Rechten ergriff er ihre Hand, und seine Linke legte sich auf ihr Haupt: „Der Herr segne dich, und er behüte dich bis in die Tage meines Alters! Und daß Friede sei zu deinen Zeiten, Eleonore! Denn das Wörtlein Friede fasset alles, es sei Erdenglück oder Himmelsgut. Kaum kannte die Welt es mehr, und es klang wie eine verlorene Kindheitssage. Während eines ganzen Menschenalters hörte ich nur von Krieg und Kriegsgeschrei und großen Greueln, und das Schlimmste sahen diese meine Augen . . .“

„Den bösen Maientag von Magdeburg,“ sprach sie.

„So wie damals das Ohr noch im Schlafe den Geschützdonner von den Wällen her auffing, hörte ich in dieser Nacht den Schall von groben Stücken.“

„Der Traum bedeutet, daß die Schweden kommen.“

„Ja, das Kriegswetter zieht heran; ein Läufer kam von Flensburg und bestätigte es. Die Schweden kommen! Das Wort war einmal ein Trostruf nach großen Nöten, als Gustav Adolf, der edle König, unserer Bedrängnis zum Entsatze kam, und es klang in deutschen Landen wie ein Weihnachtslied, das die Kinder auf den Gassen singen . . . längst aber wandelte es sich zum Schreckensschrei und zum Wehruf der Weiber. Der Herr behüte dich, Eleonore!“

„Welche Kunde habt Ihr, und wo stehen die Kriegsvölker?“

„Von Gottorp und bis über Flensburg hinaus. Dieser Fürst von Zweibrücken, der sich jetzt König von Schweden nennt, ward geboren im Lager und wuchs auf unter Waffen, er weiß nichts anderes, als wie ein Schlachtengott auf Windesflügeln mit Feuer und Schwert durch die Länder zu stürmen. Nicht ohne ritterlichen Geist, aber auch ein rauflustiger Herr, greift er nach jedem Handschuh, den man ihm hinwirft. Unser gnädiger Herr und der Unverstand seiner Ratgeber haben das Unglück heraufbeschworen. Man wähnt ihn in schwerer Ungelegenheit in Polen, und Dänemark kündet ihm Fehde an zu Wasser und zu Lande. Zu unserer Bestürzung steht er nach Tagen in Pommern schon und nach unglaublichen Eilmärschen mitten im Holstenlande. Die Stadt Itzehoe läßt er auffordern, sich zu ergeben, aber unser Reichsmarschall Bilde will ihm nur mit Kraut und Lot zu Willen sein und giebt scharf Feuer als Antwort. Da pflanzt Karl Gustav seine groben Stücke ringsumher auf, fordert ihn noch einmal auf, gütlich zu accordieren, und wirft dann von allen Seiten Feuer in die Stadt. Durch das Schießen und infolge des starken

Windes ist die Neustadt in Brand geraten, und weil der Sturm sich wendete, ist auch die alte Stadt mit allen ihren Kirchen und Klöstern in Asche gelegt worden, es sollen nur zwölf Häuser stehen geblieben sein. So hat es begonnen zu Itzehoes Verderben."

Eleonore flüsterte mit schreckhaften Augen: „Es ist vorbedeutet worden! Man hat in der vorgestrigen Nacht sehen wollen, wie der ganze Nordhimmel brannte."

„Ja, wo der Schwede kommt, rötet sich der Nachthimmel. Wann wird diese landverderbliche Fehde enden? Die zwanzig Jahre meines Lebens bin ich vom Kriegsgetümmel hin- und hergeworfen worden und habe Blutvergießen und Grauen und Elend gesehen. Ich hoffte aber, daß des Jammers Pforten für immer verschlossen seien, als die Glocken von Osnabrück läuteten, als der Stadtsyndikus auf der Rathaustreppe die Botschaft des großen Friedens verlas und der Schwede Wrangel zornig seinen Hut auf die Erde schleuderte. Ich glaubte, daß ich nach der Unruhzeit meines Lebens in dieser Stadt Hadersleben eine Stätte gefunden habe, wo ich für immer mein Haupt zur Ruhe hinlegen dürfe, daß mir als Beschluß meines Lebens noch ein ungetrübter Spätsabbat vom Herrn beschieden sei . . . aber der Wille des Herrn geschehe! Wir wollen stille und stark sein, Eleonore!"

Er strich über ihr Haar hin.

Innig hing ihr Auge an dem greisen Antlitz: „Großvater, Ihr sagtet oft, daß Euer Leben wie eine Wundermär der göttlichen Führungen sei und daß Ihr eine Schrift aus Eurem Gedächtnis aufsetzen wolltet . . ."

„Ja, ich schreibe zur Stunde an den Erinnerungen meines Lebens. Einst werden meine Enkel darin lesen, wie ich von den Grenzen Böhmens vertrieben, durch die Feldlager geworfen und endlich an diese Nordgrenze verschlagen, aber immer weislich geführt und wie auf Adlersflügeln getragen worden bin."

Von ihrer frühesten Kindheit an, seitdem sie zum ersten Male in den neuen Schuhen an der Hand der Mutter den schier unendlichen Weg stapfte, hatte Eleonore an ihrem Geburtstagsmorgen diesen Gang getan und des Großvaters Segenswunsch wie eine Weihe für das neue Lebensjahr empfangen. Heute war ihr Herz bewegter und sie fühlte, daß er ihr Ersatz sei für die Mutter und für manches, das sie bei dem Vater nicht fand.

Die weiteren Glückwünsche des Tages brauchte sie sich nicht zu holen, sie kamen in großer Zahl zu ihr ins Haus. Aber nicht bloß die Freundinnen, die auf den Nachmittag geladen wurden, sondern mehr als eine Standesperson der Stadt sprach in eigener Person, zumeist mit Frau und Tochter, vor.

Im Staatsgemache zu ebener Erde, dem Pharmakopol gegenüber, saß der Bürgermeister Schröder in seiner stattlichen Schaube, und das altmodische Barett lag neben ihm. Über die bösen Krämer hatte der Apotheker geklagt und dann über die Zeitläufte, die noch schlimmer wären.

Der Bürgermeister redete vom Kriegsunwetter, wie sein Fuhrknecht, von Husum kommend, noch glücklich den Schwedenreitern entwischt sei und welche Last mit dem Einzuge des feindlichen Haufens auf seine Schultern gelegt werde.

Eisenberg focht lebhaft mit den Armen: „Wohl Euch! Ihr habt das Privileg, daß Ihr von aller Einquartierung befreit seid.“

„Dafür aber auch ein schweres Amt, das keinen Heller bringt als zehn Thaler zum Ehrenaufwand im Ratskeller. Und muß ich nicht zu meiner Nahrung das Fuhrgeschäft betreiben?“

Der Bürgermeister Schröder war gleichzeitig Fuhrherr in Hadersleben.

Als Eleonore eintrat, erhob er sich und sagte ein passendes Sprüchlein her. So taten auch die anderen, welche kamen, ihre Gefühle für Eleonore in wohlgesetzte Worte faßten und nach kurzer Rast in den steifen, hochlehnigen Sesseln unter allseitigen Knixen und Komplimenten gingen, zum ersten Herr Gutbier, der gelehrte Rektor der Lateinschule, mit Frau und Tochter und seinem Sohne Johannes. Das Mädchen, rot, rund und drall wie ein Apfel, hieß Anna — von vorn und von hinten, wie der Rektor zu scherzen beliebte. Der Jüngling aber war dünn und schmächtig wie eine Bohnenstange, hatte große, schüchtern-sanfte Apostelaugen und trotz seiner siebzehn Jahre eine solche Gelehrsamkeit, daß er mit dem Vater nur ciceronisches Latein sprach. Unbeholfen in der regulären Volkssprache und fast hilflos in der Gegenwart von Frauen, sagte er kein Wort, sondern saß im Hintergrunde, zusammengeknickt in seinem Stuhle. Aber unbemerkt und unverwandt ruhten seine schwärmerischen Apostelaugen auf Eleonores Gestalt, und sie wurden immer größer, je mehr jene den Kopf wandte und das schöne Profil ihres Gesichtes zeigte.

Auch seinen Horaz und Ovidius, den losen, hatte Johannes Gutbier allein und nicht nur im Auszuge mit dem Vater gelesen. Aphrodites Liebreiz und Amors Tücke war ihm nicht verborgen geblieben, und alle erotischen Gefühle, mit Vorliebe aber die Nöte des liebekranken Herzens ließ er nächtlicherweile in lateinische Oden ausfluten.

Zum zweiten kamen und gingen der Kollaborator Wulf mit seinem Weibe und seinen vier Töchtern. Zum dritten erschienen der Diakonus Bendixen von der Marienkirche und Magister Jensen, der Hospitalprediger; auch ein Ratsherr trat en passant ein, wie er sagte; denn die neue alamodische Zeit des Französelns fing auch in Hadersleben an ihren Einzug zu halten; und außer diesen noch manche andere, die zu den Honoratiores gezählt wurden oder gezählt werden wollten.

Eleonore bewegte sich mit vollendetem Anstande und wußte jedem eine Weile zu widmen. Es war eine förmliche Gratulationscour, und die Jungfer von Eisenberg mußte in nicht geringem Ansehen stehen, da ihr solche Ehrung widerfuhr. Auch die beiden Kinder des Predigers von Althadersleben, Hans und Elisabeth

Hoyer, hatten soeben ihre Glückwünsche überbracht — als die Thür sperrweit aufging, unter tiefer Verbeugung und scharrendem Kratzfuß von Christian geöffnet, welcher meldete: „Konrektor Schriever!“ und hinter dem Ankömmling eine schalkhafte Grimasse schnitt.

Der fünfzigjährige Mann trug sich wie ein Stutzer, am Wamse Säume, an den Ärmeln bunte Schleifen und um den Hals den neuen Beffchenkragen — aber diese Ausstaffierung war man so gewohnt, daß sie kein Lachen mehr erregte; nein, der neue und in dieser Stadt noch nicht gesehene und darum verblüffende Anblick war die ungeheuere Allongeperücke, welche der alamodische Mann auf seinem hohen, bis zum Scheitel haarfreien Haupte aufgebaut hatte und hinter der Christian Deckung fand, um seinen Unfug zu treiben.

Elisabeth Hoyer bekam einen Hustenanfall und steckte ihr Köpfchen in das Spitzennastuch.

Galant verbeugte sich der geckenhafte Konrektor und berührte Eleonores Fingerspitzen mit den Lippen. Dann hielt er folgende Ansprache: „Verehrteste Demoiselle von Eisenberg! Wollet Ihr mir, Eurem ergebenen serviteur die freundliche faveur erzeigen und meine große Devotion anzunehmen geruhen? Es ergötzt mich sehr, Euch in so perfekter Gesundheit und Prosperität zu finden. Möge Gott Euch in liebreizender Schöne noch dreimal zwanzig Jahre konservieren — und bald eine glückselige amour unter Hymens süßem Joche Euch beschieden sein!“

Der Konrektor machte ein verschmitztes Gesicht und zog ein Papier aus der Tasche. „Um meine sentiments und Gefühle an diesem Tage besser zu deskribieren, habe ich ein kleines Geburtstagskarmen aufzusetzen mir verstattet . . .“

Christian neigte den Schalkskopf schief und faltete salbungsvoll die Hände. Eleonore fühlte, daß sie den lauten Lach- und Spottteufel nicht mehr werde bannen können, wenn es zum Vorlesen käme. Schon begann der Konrektor:

„Die schönsten Blümlein, die naturam zieren,
Sie können also nicht mein Herz movieren . . .“

Da legte Eleonore ihre Hand auf seinen Arm: „Nachher hör' ich die Poesie mit besserer Muße . . . verzeiht, wenn jetzt die Küchenpflicht mich ruft.“

Er dienerte so tief, daß ihm die Locken über das Gesicht fielen: „Bewahre, ich will Euch nicht molestieren, noch von Euren officia abhalten.“

Der Konrektor als Mann der Mode folgte jedem Fortschritte der Zeit und redete eine mit Fremdwörtern gespickte Sprache. Christian von Eisenberg aber liebte mit ernstem Gesicht die Thorheiten anderer nachzuäffen.

„Habt Ihr schon vernommen, Herr Konrektor, wir werden mit einem erschrecklichen Kriege affiziert! Der Schwede kommt! Und wo er seinen Fuß setzt, gehet es miserabel her, die Schlösser und Dörfer werden total ruiniert, die Bauern torquiert und insonderheit die Doktores und gelehrten Magister am übelsten maltraitiert.“

Schriever machte eine klägliche Miene und krähte die Worte hervor: „Der terror suedicus, der schwedische Schrecken, fährt einem in die Glieder! Wir hatten eine so gute Sperenz zum Frieden gehabt. Gott wolle uns vor aller Hostilität gnädig präservieren! Ich rekommandiere mich und uns alle in Gottes Obacht!“

Schon war er rückwärts schreitend an der Tür, als Eleonore eintrat. Flugs verwandelte sich der erschrockene Gesichtsausdruck in den der Courtoisie, und er begann:

„Die schönsten Blumen, die naturam zieren,
Sie können also nicht mein Herz movieren . .“

„Es ist zum Vomieren!“ Dem Christian war der Reim von ungefähr gekommen und seinem losen Munde entfahren.

Jäh endete das Geburtstagskarmen; auf dem Konrektorgesicht stand das schwedische Entsetzen, und die Allongeperücke verschwand.

Eleonore rief drohend: „Christian, Christian!“

Nur Lieschen Hoyer lachte und schien den Reim zu loben. Aber Hans, ihr Bruder, ein junger Mann mit scharf ausgeprägten, etwas derb-knochigen Gesichtszügen, fast zu breiten Riesenschultern und einem für seine Jahre zu ernsten Wesen, sprach kurz: „Bedenke, Christian, er ist dein und mein Lehrer gewesen!“

Die beiden Kinder des Predigers von Alt-Hadersleben versprachen, der Einladung für den Nachmittag Folge zu leisten. Hans Hoyer sah Eleonore in seiner ernsten Weise an und sagte kein Wort. Aber in dem Blicke war ein langer und guter und recht von Herzen gemeinter Glückwunsch enthalten.

Die beiden Geschwister mußten die ganze Stadt durchschreiten. Weit jenseits der Bischofsbrücke lag das graue Kirchlein von Alt-Hadersleben, und die Pastorei war das letzte Haus an der Landstraße, die an Haderslebhus vorbeiführte. Auch ihnen war die Mutter früh verstorben. Lieschen führte den großen Hausstand. Hans besaß mehr Lebens- als Lernklugheit und hatte in früher und richtiger Selbsterkenntnis der Gelehrtenschule Valet gesagt. Wenig geachtet war der Stand des Ackerbauers. Aber er ging immer seine Wege nach seinem eigenen Kopfe, und trotz des Lachens seiner Genossen ward er ein Bauer, wie er selbst sich nannte, und bewirtschaftete mit den Knechten die umfangreichen Pfarräcker seines Vaters.

Heiß schien die Augustsonne am Nachmittage, aber hinter den dicken Mauern des alten Hauses und in dem nach Norden gelegenen Staatszimmer war eine angenehme Kühle. Auf den geschnitzten, steiflehnigen Stühlen saßen sie, wohl ein Dutzend Demoisellen aus den besten Familien der Stadt, das immer seine Grübchen zeigende Lieschen Hoyer, die immer ihre Würde wahrende Jungfer Gutbier, dann Ulrike Eisenberg, die vier pausbäckigen Töchter des Kollaborators und andere frische und hübsche Mädchengesichter — aber mitten unter allen

Eleonore wie die strahlende Königin der Schönheit, lachend und lebhaft gleich den anderen, und doch jedes Wort und jede Bewegung graziöser und gedämpfter.

Die Rosetten im Haar neigten sich hin- und herüber, die weißen Hälse reckten sich aus den Spitzenkragen, die weißroten Wangen röteten sich immer mehr, und heller blitzten die vielen Augen. Wie Blümlein waren sie anzusehen in der bunten Farbenpracht ihrer Kleider. Ihnen mochte sehr warm sein, denn offen stand allen das Kleid vom Halse bis zum Gürtel — nein, nichts Ungeziemendes taten die wohlerzogenen Demoisellen, sie trugen sämtlich der Kleider zwei, ein Ober- und ein Unterkleid, und die feine Seidenstickerei des letzteren mußte eben sichtbar sein. Unter dem Tische rauschten die gesteiften Röcke, und die hohen Hackenschuhe knarrten. Auf dem Tische standen Krüge von weißem Ton, und die Töchter des Hauses gossen von dem gesüßten, stark mit Wasser verdünnten Wein in die goldgeränderten, mit Buntmalerei gezierten Spitzgläser.

Auf den Stühlen saßen sie und nippten tropfenweise, aber die großen Stöße von zerschnittenem Kuchen verschwanden wie Schnee vor der Sonne. Die Weiblein kicherten, zogen die Nastüchlein aus der Kleidfalte und warfen darüber hinweg einen Blick nach dem unteren Ende des Tisches. Christian hatte darauf bestanden, daß zwei Freunde ihm Assistenz leisten müßten. Und er saß zwischen dem schmächtig-langen Johannes Gutbier und dem reckenhaft-breiten Hans Hoyer. Nun griff er in die eben geholte Guitarre, und es wurde zu einem Duett, als Hans Hoyer auf der Flöte ihn begleitete. Eleonore stützte das Kinn und lauschte den Tönen. Johannes Gutbiers sinnende Augen ruhten wie gebannt auf ihr. Plötzlich wandte sie den Kopf mit der ruhigen Frage: „Ist etwa noch von meinen Küchenoffizien ein schwärzliches Schönheitspflaster an meinem Gesicht haften geblieben, daß ihr mich so anstarrt, Johannes Gutbier?“

Glutröte war seine Antwort. — —

Westwärts rückte die Sonne, unter dem Laubdach der Bäume war Schatten, vom Wasser her strich ein kühlender Hauch über den Rasen. Im Lustgarten ergingen sich die Gäste.

Es ist kein Sommertag so heiß, daß er dem jungen Rehlein das Springen und fröhlichen Weiblein der Füße prickelnde Lust zum Tanzen und Hüpfen verleiden könnte. Sie faßten sich an den Händen und traten den Sommerreigen unter dem freien, blauen Himmel. In kunstreichen Windungen bewegte sich die lange Reihe, schloß ihre verschlungenen Kreise und löste sie wie spielend. Hans Hoyer mit der Flöte war der unermüdliche Spielmann. Dann trieben sie andere Kurzweil, an der schon ihre Altvordern ihre Freude gehabt hatten, wie z. B. „die Herren von Lünefeld“ und „die Königstochter im Turme“. Eleonore aber war die Königstochter. So war schon zu der Urgroßmütter Zeiten das Spiel gehandhabt worden, und die Gesetze desselben hatten sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht.

Hans Hoyer und Christian Eisenberg bildeten die Brücke und faßten sich an den Händen. Alle übrigen hielten sich fest an Kleid oder Gürtel und zogen in langer Reihe durch die Brücke.

Der neckische Zufall wollte, daß Johannes Gutbier hinter Eleonore trat. Er legte die langen Arme um ihre Hüften — da fühlte er das Feuer, und der trunkene Taumelsinn, von dem er im Ovidius gelesen hatte, erfaßte ihn. Er wußte nicht, was er tat noch sprach, sondern legte den Mund an ihr Ohr und flüsterte: „Liebst du mich, Eleonore?"

Die ruhig geflüsterte Antwort war: „Stille, stille, törichter Knabe!" Johannes Gutbier, die Weisung befolgend, blieb wie ein Stummer den ganzen Tag.

Warum ging ein Kichern durch die Reihe? Über der Buchsbaumhecke tauchte die Allongeperücke auf; Konrektor Schriever verbeugte sich nach allen Seiten mit süßlich lächelndem Antlitz.

Er näherte sich Eleonore: „Verehrteste Demoiselle, vielleicht komme ich jetzt à la bonne heure, um das Euch dedicierte Geburtstagskarmen" . . .

Ringsum der kecke, spottbereite Übermut! Weislich, vielleicht um seinet-, vielleicht um ihrer selbst willen beugte sie vor und sprach mit schnellem Bedacht: „Gebt mir den Arm, Herr Konrektor, ob wir uns etwas Kühlung am Wasser holen!"

Beglückt verbeugte er sich, und sie führte ihn durch die verschlungenen Gänge zu einer einsamen Laube. Er las, und Eleonore, Lauscher fürchtend, sprach zu mehreren Malen: „Leiser — leiser!" Das Geburtstagskarmen entgehet mithin unserm Ohr, welches kein Leid darum tragen soll.

O, die einsame Laube und die vertrauliche Entführung schwellte den Überschwang seiner Gefühle. Noch brannte sein Arm, wo ihre Hand gelegen — er sank ins Knie und stammelte von seinen sentiments, die zur heißen amour geworden, und daß er sie zum Ehegesponse begehre.

Kalt und hoch stand Eleonore vor ihm: „Zwanzig und fünfzig Jahre gesellen sich nimmer zum Guten . . ."

„Pardon, nur neunundvierzig Jahre, Demoiselle!"

Unwilliger fuhr sie fort: „Auch ich weiß ein französisch Wort, das lautet: Ridicule! Ein Mann soll sich nicht lächerlich machen! Erhebt Euch, Herr Konrektor, als hättet Ihr nichts gesprochen! Bleibet hier, wenn es Euch beliebt, oder gehet in Frieden heim!"

Er vergaß die Locken zurückzustreichen; auf dem Gesicht, so viel davon sichtbar war, stand ein überraschtes Entsetzen, und mit mechanischen Verbeugungen schritt er rückwärts aus der Laube.

Eleonore zog die Stirne kraus, und in ihrem Auge stand eine kleine, zornige Träne. Erst der törichte Knabe und jetzt der närrische Mann! Das waren

die Huldigungen, welche dieser Tag ihr gebracht. Ach, nur die lächerliche Minne lief ihr nach! Blamage, Blamage! Sie wußte kein anderes Wort für das unbehaglich graue Gefühl, welches ihr aufstieg.

Bald aber stand sie mitten auf dem Rasen als die fröhliche, strahlende Königin des Festes. Alle Hände faßten sich zum Ringeltanz.

Plötzlich löste sich die Reihe. „Was ist? Was ist?“

Die Allongeperücke kam die Buchsbaumhecke heruntergeflogen und blieb an einem Zweige hängen — ihr Träger achtete es nicht. Vom spitzen Kinn bis zum kahlen Scheitel stand der leibhaftige terror suedicus auf seinem Gesicht geschrieben, und Konrektor Schriever schrie krähend wie der Hahn des jüngsten Tages: „Die Schwe—den! Die Schweden sind da!“ Dann ergriff er die Zier seines Hauptes und verschwand, durch die Seitenpforte am Wasser und durch die Nachbargärten fliehend.

Die Schweden waren da! Einer in langen Stulpstiefeln, die bis an die Schenkel reichten, mit einem blonden Spitzbarte und einem keck zurückgeschobenen Hut, der rund und riesig wie ein unförmlicher Holländerkäse anzusehen war, spreizte die Beine auf dem Kieswege und lachte aus vollem Halse. Drei Schritte hinter ihm stützten zwei kriegerische Gestalten sich auf die Plempe und lächelten vergnügt.

Die Demoisellen regten die Füße nicht, aber trotz ihrer Verschüchterung äugten sie verstohlen hin und sahen, daß der Mars dort ein schöner Mann sei und die zwei Trabanten hinter ihm zwei blutjunge Gesellen, zwar mit langen, nickenden Federn auf den Hüten, aber ohne Flaum am Kinn.

Der Mars begann: „Ei, die Stadt Hadersleben will ich mir loben und das Quartier, wo man die Schönsten der Schönen geladen hat, uns den Willkomm zu bieten.“

Er verbeugte sich nach allen Seiten, doch vor Eleonore zweimal und am tiefsten: „Unser plötzliches Erscheinen hat eine süße Verwirrung angerichtet. Erlaubt mir zuvörderst, daß ich mich selbst einführe und meinen Namen nenne. Ich bin der Hauptmann Anker von den schweren Reitern, und diese zwei sind meine Leutnants Lindström und Hetling.“

Wo war nun Christians schneller Witz? —

Eleonore faßte sich zuerst und versuchte zu lächeln: „Tretet ins Haus! Es sind acht Meilen von Flensburg, die Herren werden müde sein vom Reiten ... wir haben einen Wein, der nicht schlecht sein soll.“

„Ei, mit dem Humpen winkt Ihr, um uns aus Eurem Gehege wegzulocken? In diesem Lande fastet der Feind nicht ... wenn uns hungert und dürstet, so ist es nach dem langentbehrten Anblick holdseliger Frauen, vielleicht nach einem Tanz auf grünem Rasen . . . kennt Ihr den Viertritt?“

„Die Frauen in Polen, von wannen Ihr kommt, sollen sehr schön sein,“ sie überhörte geflissentlich den Schluß seiner Rede.

„Es giebt zwei Arten, die vielen sind schwärzlich-schmutzig und die wenigen schön und schwarzäugig, aber sie haben den Teufel im Blick und in der streichelnden Hand den Dolch verborgen . . . nun, werte Jungfer?“ Er verbeugte sich und streckte die Hand aus.

Sie antwortete schnell: „Ihr kommt wie der Platzregen, dessen wir bei so hellem Sonnenwetter keineswegs gewärtig waren. Haben die Schweden Flügel etwa, daß sie in wenig Wochen von Polen durch das Reich geflogen und wie ein Sturmwind bis an die äußersten Grenzen des Herzogtums zu uns gekommen sind?“

Geschmeichelt lächelte der Schwede: „Wir sind Fortunas Lieblinge, sie und der Kriegsgott tragen uns auf Adlersflügeln! Ihr wollt die Probe, wie leicht beschwingt wir sind — nun gilt kein Sträuben mehr!“

„Wir wohnen einfältig und weltfern hier“, sprach Eleonore, „und kennen nicht die französischen Tänze.“

„Nur flugs die feine, weiße Hand!“ sprach er und faßte ihre Fingerspitzen.

Die Leutnants folgten ihrem Führer und griffen aus der ängstlich flatternden Taubenschar zwei Tänzerinnen heraus.

Da kehrte auch Christians kecker Sinn wieder, und mit Gewalt fast zog er die Gutbierin auf den Rasen, indem er rief: „Spiele auf, Hans, die Weise:

Die Schweden sind kommen
Mit Pfeifen und Trommen —“.

Eine Weile zogen sie ihre schwebenden Kreise. Die schwedischen Krieger waren Meister in dieser Kunst; mit Anmut, aber auch mit ehrbarem Anstand führten sie ihre Damen. Ritterlich neigte der Hauptmann sein Haupt herab, daß die Krempe seines Hutes fast ihr Haar streifte. Aber seine feine Huldigung war ihr nicht zuwider.

„Jetzt, denke ich, wäre der erste Hunger gestillt,“ sprach Eleonore, „und nun zum zweiten, ich muß in Küche und Keller Umschau halten.“ Sie schritt an seinem Arme dem Hause zu; aber nachdenklich blieb sie stehen und wandte sich zurück: „Ich fürchte, die Stadt ist voll Kriegsvolk. Wie sollen diese durch die Gassen kommen?“

„Lindberg und Hetling werden ihnen sicheres Geleit bis zu ihrer Wohnung geben.“

Mit Freuden kamen die Leutnants der Weisung nach, und sie eskortierten die Damenschar durch die unruhigen Straßen, in welchen sich die schwedische Soldateska herumtrieb. Ein bärtig-wildes, bunt gekleidetes, oft schmutzig-zerlumptes Volk, beutelustig und begierig nach guten Quartieren, dabei wohlgeübt in Waffen und verwittert in allen Wettern! Manch dreistfrecher Blick begegnete

den erschreckten Jungfern, und mehr als ein Soldatengesicht verzog sich hinter ihnen zu einem breitmäuligen Grinsen. Aber sie hatten ihre Sauvegarde und gelangten ungefährdet zu ihren Vätern und Müttern.

Eleonore führte den ungebetenen Geburtstagsgast in das Gastzimmer und sorgte für die Bewirtung.

Der Apotheker, ohne Schuhe, flog ihr nach und sprach verstört: „Halte sie bei guter Laune und im Staatszimmer fest, daß sie nicht Keller und Kammern und das Pharmakopol mir durchstöbern!“ Dann huschte er in den bloßen Strümpfen, zwar geräusch- aber auch kopflos, hin und her durch die Zimmer und trug von seinen Habseligkeiten bald an diesen, bald an jenen noch versteckteren Ort.

Die Kriegsgäste im Eisenbergschen Hause ließen sich nicht so übel an, und die Schweden schienen besser als ihr Ruf, der allerdings sehr böse geworden war. Nach dem Abendessen erzählten die Leutnants Lindberg und Hetling ausführlich und ohne allzu große Übertreibung von ihrem großen König und seinen Schlachten und Siegen. Christian horchte auf ihre Berichte mit beiden Ohren. Zwischen Eleonore und Anker stand ein Brettspiel, dessen Figuren sie zuweilen bewegten. Des Hauptmanns Höflichkeit war um mehrere Grade wärmer geworden. Leutselig gegen jedermann, zeigte er Christian gegenüber jene liebenswürdige Vertraulichkeit des älteren Mannes, die dem jüngeren so wohl tut.

Übrigens hatte die Stadt Hadersleben eine schlaflose Nacht. Der Fuhrherr und Bürgermeister Schröder hatte keine Einquartierung, dafür aber ein Schreiben von dem Höchstkommandierenden erhalten, in welchem die Requisitionen aufgezählt wurden und zum Schlusse hinzugefügt war: Er wolle dem Bürgermeister zur Aufmunterung brieflich anzeigen, daß er in des Teufels Namen alles Unglück auf seinen Kopf zu gewärtigen habe, wenn die Lieferungen nicht zur Satisfaktion ausfielen.

Schröder geriet in nicht geringes Echauffement und riß sich die Perücke vom Kopfe.

Die ehrsamen Handwerker und Ackerbürger, welche sonst strenge Zucht und Regiment in ihrem Hause hielten, waren in die schlechteste Kammer zurückgedrängt und noch froh, wenn sie von dem rohen Soldatenwitz ungeschoren gelassen wurden. Die Schweden waren die Herren und taten sich gütlich bis tief in die Nacht hinein; denn hier war noch gute Weide und das Herzogtum seit zwölf Jahren von keinem Feinde abgegrast worden.

Die Apotheke lag schon vor Mitternacht still und dunkel. Aber nicht alle Bewohner derselben schliefen. Einer schlich sich leise die Treppe hinauf — und versuchte Eleonores Kammertür zu öffnen — aber sie war wohlweislich von innen verriegelt. Doch klopfte und flüsterte er — und Eleonore, noch im Nachtgewande, öffnete ihm.

„Komm eilig, mein Kind, und hilf mir, ob wir von unserer kostbarsten Habe einiges dem Blick des Feindes verbergen ... auf den Christian ist kein Verlaß!"

Vater und Tochter gingen miteinander, sie hielt den Leuchter, und er grub zwischen den Buchsbaumsträuchern, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Alsdann trugen sie schwere Lederbeutel, gefüllt mit großen Münzen, herbei und versenkten auch, was sie an Silberzeug und Tafelgerät entbehren konnten, in der Grube. Sorgfältig wurde der Grund geebnet. Der Apotheker von Eisenberg hatte nicht wenig Schätze und war ein wohlhabender Mann, der sich viel Gut mit seinem Weibe erheiratet hatte.

Die beiden stiegen in das Kellergewölbe hinab. Hier lagen die runden Fässer mit alten und edlen Weinen, und er seufzte traurig beim Anblick derselben.

„Ach, was ich in Monaten sauer erworben, wird in einer Nacht durch die unersättliche Schwedengurgel gehen . . . wir können die schweren Fässer nicht meistern mit unsern Händen, aber vielleicht die kleineren, die das edelste Gewächs enthalten, hineinrollen." Sie leuchtete an der hinteren Wand, die durch Spitzbogen in Felder geteilt war. Sein Auge suchte an dem dritten Felde, nicht Spalt noch Fuge war zu sehen, aber er fand den Stein, auf den er drückte, und das ganze Spitzbogenfeld bewegte sich. Die trefflich vermauerte Tür ging auf in ihren rostigen Angeln. Moderige Luft schlug ihnen entgegen. Sie schritten eine Strecke in dem Gange, bis wo eine zweite, eine starke Eichentür war, die sie verriegelten. Auch die Schiebeklappe in dieser Tür schlossen sie sorgsam. Zum festen Verließ und guten Versteck war der unterirdische Gang des Herzogs Hans geworden; und da hinein rollten sie die Fässer. Auch trugen sie Kisten herbei und füllten sie mit den kostbarsten Linnen und den besten Prunkstücken des Hauses. Desgleichen schafften sie die unersetzlichen Vorräte des Pharmakopols beiseite, auch Tonnen mit Pökelfleisch und Lebensmitteln für alle Notfälle.

Erst als der Hahn krähte, hörten sie auf mit ihrem nächtlichen Werk. Eleonore war bis zur Erschöpfung ermüdet und schlief bis in den hellen Tag hinein. Immer dringender erkundigte sich der Hauptmann bei dem Bruder nach ihr. Als Eleonore, ohne daß man eine Spur der durcharbeiteten Nacht auf ihrem Antlitze gewahrte, erschien, berührte er ihre Fingerspitzen mit den Lippen.

Sie duldete es und sprach: „Welches war Euer erster Traum in unserem Hause?"

„Mir träumte von einem engelhaften Wesen . . ."

„Still!" unterbrach sie, „auch mir träumte von den lieben Engeln, wie sie am Altare unserer Kirche zu sehen sind, aber erst waren es bärtige Kriegsgestalten, die mich umwirbelten, dann aber verwandelten sie sich in rundbäckige Engelsgesichter, die wie eine himmlische Schutzwache um unser Haus gestellt waren."

„Auf mein Wort, Jungfer", sprach Anker, „so lange ich bleiben darf, werdet Ihr eine Schutzwache um Euch haben." — — —

Der Augustmonat ging hin mit steten Truppendurchzügen. Oft stand Christian im Garten und sah nach der nahen Süderbrücke. Immer neue Kriegszüge, womöglich noch wilder und kriegsverwitterter, wälzten sich über dieselbe in die Stadt und zogen nach kurzer Rast weiter gen Norden.

Der König von Schweden kam mit seinem Gefolge durch die Stadt geritten. Jetzo belagerte er den festen Platz Friedrichsodde — das heutige Fridericia — darinnen 7000 Dänen lagen, sodaß er nichts ausrichtete und den Generalsturm nicht wagte. Sein rastloser Geist vertrug keine Ruhe und haßte langwierige Belagerung. Die Wälle von Friedrichsodde und die Gewässer des Belts schienen seinem bisher unerhört schnellen Kriegszuge ein Ziel zu setzen. Darum legte er verdrossen den Oberbefehl in Wrangels Hände und sprengte, neue Pläne schmiedend, nach dem Süden zurück.

Man schrieb den 6. September, als Leutnant Hetling die wohl verbürgte Mär brachte, es komme der König Karl Gustav wiederum durch die Stadt.

Stundenlang stand Christian an der Norderbrücke der Stadt, und sein Harren wurde belohnt. Er sah den Mann, dessen Leben nur ein Feldlager und dessen Lust von je und je nichts als Rossewiehern und Waffengeklirr gewesen war. Christian sah ihn vorübersprengen und hielt ihn für den Helden und größten Feldherrn seiner Zeit, trotzdem er Dänemarks und seines Vaterlandes Feind war; denn Hadersleben gehörte nicht zum herzoglichen, sondern zum königlichen Anteil.

Dieser Anblick war dem Herzfrieden des angehenden Apothekers nicht zuträglich. Die Unlust an seinem Beruf wuchs sich zum Verdrusse aus und wurde zum Ekel fast. Die ewigen Pillen, Latwergen und Vomitivs! „Es ist zum Vomieren!“ Dieses sein geflügeltes Wort entfuhr ihm oft, und der Stößer fuhr heftig in den Mörser nieder, wie die zerschmetternden Schläge des Streitkolbens.

In seinen freien, vom Vater pünktlich festgesetzten Stunden vernachlässigte er seine früheren Genossen und trieb es mit den Schwedenoffizieren, mit ihnen durch die Gassen flanierend oder im Ratskeller sitzend.

An einem solchen Tage wars. Christian, der eine Stunde zum Ankleiden gebraucht hatte und ein funkelnagelneues Gewand trug, kam durchs Pharmakopol in die Hinterstube — er hätte es kaum getan, wenn es nicht um der Taschenpfennige willen gewesen wäre, die heute fällig waren.

Der Vater, fast ruhelos wie Quecksilber, blieb heute ganz still und stumm vor ihm stehen und betrachtete ihn, als wenn er sich vergewissern müsse, daß es sein Sohn sei, vom Scheitel bis zur Sohle, doch unten am längsten. Den Filzhut mit der wallenden Feder und der ungeheuerlichen Krempe hielt er in der Hand. Ein schräger Seitenblick streifte denselben sowie auch den Goldbortenbesatz am Knie der Beinkleider, und Eisenberg senior strich sich das Kinn. Man hörte nichts, auch

kein Räuspern. Die väterlichen Augen ruhten voll und groß und immer größer auf den Füßen des Sohnes, welche in weiten Stulpstiefeln staken — ja in Stiefeln! Und über den Spann war das breite Sporenleder geschnallt, und an demselben saßen hinten die klirrenden Sporen.

Ihr Klang konnte keinem friedlichen Bürger des Kriegsjahrhunderts angenehme Musik sein. Aber die Jugend dachte anders, und des Stiefels Wertschätzung wuchs von Tag zu Tage, denn die Zeit war soldatisch, und nur der Kriegsmann galt etwas. Darum liebten die Helden der Mode es, sich wie Helden der Schlacht zu tragen und zu gebärden. Nicht daß der junge Eisenberg an geckenhaftem Wesen Gefallen gefunden hätte, aber der Krieg und der König hatten ihm den jugendlichen Kopf verrückt, und diese Modethorheit entsprach seiner soldatischen Liebhaberei, die immer mehr zur Leidenschaft wurde.

Endlich brach der Vater das Schweigen, und seine Stimme hatte einen sanften Tonfall: „Hast du denn kein gut Gewand mehr in deiner Truhe, mein Sohn, daß du dir von dem schwedischen Kornett Hut und Wams und Stulpstiefel hast leihen müssen?“

Trutzig schaute Christian an seinem Leibe herunter und antwortete: „Es ist mein eigen, das ich mir habe machen lassen!“

„Ja so, der Hutmacher und die anderen Zunftmeister verlangen kein bar Geld, sondern werden dafür Waren entnehmen.“

Der milde Spott reizt mehr als scharfer Tadel.

Christian begehrte auf: „Bin ich denn ein Kind noch, daß ich nicht nach eigenem Gefallen mich kleiden darf?“

Der sonst so bewegliche Apotheker wurde immer maßvoller und ruhiger. Vielleicht infolge seiner Gewohnheit, die bittersten Pillen in süßeste Hüllen zu kleiden, war es seine Weise: Je schärfer der Inhalt, desto sanfter die Form.

„Ja, der Schuh, der breite, dicksohlige Schuh, in dem wir gingen und viel Ungemach überstanden haben, der Schuh ist altfränkisch geworden und der Stiefel alamodisch. Du willst vom Kriegsspiel auch deinen Teil haben und wenigstens in den schönen, breiten Trichter die Beine stecken. Oder hättest du gar Lust, dem Kalbfell zu folgen, mit den frommen Landsknechten zu laufen und ein Bruder Liederlich zu werden, mein Sohn?“

Diesem stieg das Blut in die Schläfen, und wessen seine Phantasie voll war, dessen lief sein Mund über: „Ja, Vater, ich sage es frank und frei! So wahr ich nicht zum Krämer und Pillendreher tauge, werde ich jetzt oder später ein Kriegsmann werden, und hätte ich kein Geld oder keine Gunst oder Fürsprach zu einem Kornettpatent, würde ich als Gemeiner beginnen! Der Pfeifen und Trommeln Klang, das Waffenblinken und das Rossewiehern tut mirs an.“ Die letzten Worte schrie er fast heraus.

Der Vater sprach gelassen: „Das ist eine mehr als nötige und mehr als ordnungsgemäße Erhebung der Stimme."

Eisenberg junior wollte zur Tür herausstürzen. Da hielt er die Klinke und hörte die Worte, im allermildesten Tone gesprochen: „Warte, mein Sohn, ich will dir Geld geben, daß du dir Hut und Schuhe und Wams machen lassen kannst."

Die Tür schlug lauter als ordnungsgemäß ins Schloß. Christian ging, ohne den ihm gebührenden Sold an Taschenpfennigen erhalten zu haben.

Auf dem Flure faßte die Schwester ihn am Arme: „Was ist es?"

„Nichts," lachte er gezwungen, „nichts, als ein Streit zwischen Schuh und Stiefel, die sich zum Zweikampf gefordert haben."

Die Offiziere der schwedischen Besatzung, die in Hadersleben zurückgeblieben war, saßen im Ratskeller mit geröteten Köpfen, schrieen immerzu: Es lebe der König Karl Gustav! und wollten Viktoria schießen lassen. In der vorgestrigen Nacht war der Generalsturm auf Friedrichsodde mit Erfolg unternommen worden und die Festung mit allen ihren Geschützen und Kriegsvorräten, auch der Reichsmarschall Bilde mit zweitausend Gefangenen in die Hände der Schweden gefallen. Ganz Jütland war in ihrer Gewalt, und von seinem Festlande besaß der Dänenkönig keinen Fuß breit Landes mehr.

Gleichwie das Jahr 1657 immer weiter vorrückte, so auch der Feind. Im Beginn des Christmonats setzten Schwedentruppen heimlich über den Alsensund, nahmen die ganze Insel ein und haben Norburg sozusagen bis aufs Hemd ausgeplündert. Die in Hadersleben feierten das Ereignis als eine gute Vorbedeutung und verschwuren sich bei ihrem Könige und ihrer Kriegsfortun, daß sie auch nach Fünen und den anderen Inseln zu Wasser oder durch die Luft kommen und dem Könige Friedrich in seiner Hauptstadt Kopenhagen ihre Aufwartung machen würden.

Der Hauptmann Anker lag noch immer im Eisenbergschen Hause in Quartier und mußte bei dem kommandierenden Obristen wohl angeschrieben sein, denn er hatte durchgesetzt, daß das Haus von weiterer Einquartierung verschont blieb. Seiner Fürsorge verdankte man viel; dieselbe ließ sich wohl aus seinem Edelsinn erklären, und nach tieferen Beweggründen suchte man nicht.

Zuweilen steckte der Apotheker den Kopf zur Küchentür hinein und sprach mit zufriedenem Antlitz: „So ist es recht, Eleonore! Pflege nur die Herren, und halte sie bei guter Laune! Es ist nicht unser Schade und trägt seinen Zins. Der Krieg bringt guten Absatz in Pflastern und Mixturen, und der Wein, der vertrunken wird, ist nicht unbezahlt geblieben."

Eleonore nickte etwas nachdenklich nach dieser Rede.

Die Tage wurden kürzer und kälter. Aus dem Nordosten wehte der Wind, und auf den Fittichen desselben kam über die Belte aus den Gefilden Schwedens

der Frost, beißend und eisig. Aber die abgehärteten Krieger grüßten ihn wie einen alten Freund aus der schneeigen Heimat.

In dem Staatszimmer brannten die Holzscheite im Kamin, und der große Raum war durchwärmt. Aus der Kälte draußen trat Anker, das kühn geschnittene Antlitz vom Frosthauch gerötet. „Es wird Winter!“ sprach er. Aber sein Wesen war wärmer geworden, je mehr es Winter wurde.

Heute war sein Blick heiß, stürmisch griff er nach ihrer Hand, und mit dem Feuer der Jugend redete der Mann: „Ihr seid das schönste Weib, das ich in Stadt oder Schloß geschaut habe! Ich liege hier als ein Kriegsgefangener gebunden, ergebe mich auf Gnade und Ungnade und will mich in alle Ewigkeit nicht aus Euren Banden ranzionieren.“

Sie entriß ihm die Hand und trat hoheitsvoll zwei Schritte zurück: „Herr Hauptmann, Ihr wolltet mir eine Schutzwache sein, und nun ... Still! In Eurer Courtoisie seid Ihr zu weit gegangen, und ich habe es verziehen und vergessen.“

Eleonore kam von nun an nicht mehr allein in das Staatszimmer, sondern nahm Ulrike oder den Bruder als Sauvegarde mit sich. Die leidenschaftliche Sprache hatte sie erschreckt, und eine Zeit lang übte sie Zurückhaltung, aber dann lächelte sie wieder in seiner Gegenwart.

Am heiligen Christtage ging sie zur Kirche, das Gesangbuch und das Nastuch im gestickten Beutel, und lauschte des Großvaters Predigt vom Frieden auf Erden, während das Kriegsgetümmel im Lande tobte. Anker saß im Stuhle hinter ihr, und sie verwunderte sich, denn die Offiziere waren sonst keine gottesfürchtigen Leute.

Als im Hause das Mittagsmahl verzehrt war, verweilte er noch im Zimmer und erzählte viel von seiner Heimat in Blekinge und seiner Kindheit, auch von der Mutter, die noch lebe. Seine Rede war innig, als hätte Weihnachten ihm das Herz warm gemacht, und nur an sie gerichtet. Ungewollt offenbarte er das bessere Teil seiner Seele, und sie sah freundlich zu ihm empor.

Hans Hoyer und seine Schwester Elisabeth traten ein und schüttelten mit einem Weihnachtswunsche jedem die Hand. Als jener aber zum Schweden kam, zögerte er sichtlich.

Anker jedoch griff nach seiner Hand und sprach leutselig: „In diesen Tagen Friede auf Erden!“ Dann fügte er mit einem gewissen Lächeln, aber wie ein aufrichtiges Kompliment die Worte hinzu: „Ihr seid eine von den Marsgestalten, daran unseres Königs Auge seine helle Freude hat, und von dem Holze, daraus er seine Helden schneidet ... Eure breite Brust ist wie geschaffen für das Bandelier, und in Reiterstiefeln würdet Ihr Eure sechs Fuß stehen ... wollt Ihr nicht zu Karl Gustavs Fahne schwören?“

„Was? Ich?“ sprach Christian feurig.

Beiden gab Hans Hoyer klare und kräftige Antwort: „Ich werde am Waffenhandwerk nur dann meine helle Freude haben, wenn mein Arm dazu hülfe, den Feind aus dem Lande zu treiben. Und nimmer trüge ich andere als meines, als König Friedrichs Feldbinde. Um des Soldes willen wechseln sie die Fahnen, wie der Knecht seinen Dienst. Aber der Bauer bleibt seinem Lande und Fürsten treu!“

„Was Vaterland und was Fürst!“ polterte Christian verächtlich. „Sie haben uns wie ihr Ackergut mit seinen Hörigen getauscht und aufgeteilt, wir sind bald herzoglich und bald königlich gewesen und haben so oft den Herrn wechseln müssen, daß wir den rechten nicht mehr kennen. Der Gottorper aber hält es mit dem Schwedenkönige, seinem Schwiegerverwandten, und ich fast auch.“

„Glaubet mir, junger Mann,“ wandte sich der Hauptmann an Hans Hoyer, „ob dieser mein König eigenhändig mich bis zum Gemeinsten seiner Gemeinen degradierte, ich würde ihm nachlaufen und um die Gnade bitten, unter seinen Fahnen zu dienen.“

Eleonore entschied den Streit: „Jeder hat recht geredet . . . nur du nicht, Christian.“

Dieser warf gekränkt den Lockenkopf zurück und hielt Umschau, wo er denn Recht und Zustimmung fände. Lieschen Hoyer saß im Kaminwinkel, er deutete ihren Blick günstig und setzte sich zu ihr. Flüsternd redete er auf sie ein, und immer kühner entfaltete er die Schwingen seiner Phantasie: „Ein Kornettpatent ist mir gewiß, Anker wird es mir erwirken . . . in einer Attacke thue ich mich hervor und bin Leutnant, in einer zweiten zeige ich noch größere Bravour, und der General legt mir eigenhändig die gestickte Hauptmannsschärpe um . . . ein großer und kecker Handstreich gelingt mir, und der König selber redet vor der Front mich an: Herr Obrist von Eisenberg!“

Sie vermochte seinem Fluge nicht zu folgen und stammelte: „Ihr . . . avanciert . . . sehr schnell . . .“

„Ja, so ist es unter Karl Gustavs Fahnen!“

Christian beugte sich am weitesten vor und flüsterte am leisesten: „Alsdann tue ich meinen kühnsten Handstreich, Elisabeth! Könnt Ihr es raten?“

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Auf meinem Roß fliege ich nach Hadersleben, hebe Euch in den Sattel zu mir, daß Ihr als meine Frau Liebste mir folget ins Lager und bis zu meines Lebens letzter Stunde . . .“

Warfen die lohenden Scheite im Kamin ihren glutroten Schein über des Mägdleins Wangen?

Hans Hoyer nahm keinen Teil an der Unterhaltung, aber die Augen verschloß er nicht, sondern bemerkte wohl, daß jedes Wort und jeder Blick des Hauptmanns an Eleonore gerichtet sei und daß sie gern ihm zuhörte.

Nach einer Stunde erhob er sich. Eleonore geleitete die Gäste durch den schon dunkel werdenden Flur und bis zur Pforte.

„Ihr habt es dem Christian gut gedeutet," sprach sie, „und ich wollte, daß Ihr ihm das thörichte Soldatgelüst austreiben könntet."

„Einem Pferde, das den Koller kriegt, ist schwer zu helfen, und ebenso fast ist es mit Männern und Weibsen, wenn sie die Schwedenmucken bekommen."

Da hatte Eleonore von Eisenberg ihre Antwort. —

Das Jahr 1657 näherte sich seinem Ende. Es hatte in seinen letzten Monden ein hartes, aber immerhin nicht unglimpfliches Regiment geführt. Was aber wird das neue Jahr bringen? Einen gnädigen Regenten, der den heiß ersehnten Frieden schafft und Segen im Lande, oder einen grausamen Kriegsfürsten, der in Steuern und Kontributionen über dem geschundenen Bürger und Bauer die Geißel schwingt? Toll genug feierte es seinen Regierungsantritt in der Neujahrsnacht. Wild schoß und schrie eine trunkene Soldateska durch die Gassen, daß der Bürger, froh seines Ofenwinkels in der Hinterstube, sich die Zipfelmütze über die Ohren zog. Andere, wie auch der Apotheker, durchwachten die ganze Nacht aus Furcht vor einer Feuersbrunst, welche durch das mutwillige Schießen leicht in einem der vielen Strohdächer der Stadt entzündet werden konnte. Aber die Glocken blieben still.

Am zweiten Sylvestertage kam Hetling und berichtete: „Auch zwischen Friedrichsodde und Fünen haben sie das neue Jahr eingeschossen. Die Unsern sandten einige Schüsse hinüber, und die Dänen bedankten sich gleichermaßen, indem sie einem Schweden, der über den Wall schaute, den Kopf glatt vom Rumpfe schossen."

Der Leutnant fügte eine zweite Nachricht hinzu: „Es steht die Föhrde voll festen Eises bis weit in den Belt hinaus . . . wollt Ihr, Jungfer von Eisenberg, auf Schneeschuhen einen Eislauf mit mir machen?"

„Nein, es müßte denn in Holzschuhen sein, in denen wir hier zu Lande großgewachsen sind und am sichersten stehen."

Grimmiger wurde der Winter von Tag zu Tag. Aus dem Nordosten blies der Wind, und der Frosthauch ging wie ein Todesodem durch das Land, alles Lebende durchschauernd. Die ganze Kreatur seufzte, das scheueste Getier umstrich die Wohnungen der Menschen, Krähen und kleineres Gevögel sank tot zur Erde. Alles Fließende, die Seen und Bäche und das Salzwasser, erstarrte zu blankem Krystall. Die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, je eine so grausige Kälte erlebt zu haben.

An starke Kälte gewöhnt, lachten die nordischen Gäste der Unbill des Winters, schlugen sich die Rippen und waren guter Dinge. Unverkennbar ging eine lebhaftere Bewegung durch ihre Winterquartiere. Der Hauptmann Anker war tagelang fort. Mit anderen Offizieren sprengte er zum Belt hinunter und ritt die Küste oft ganz bis zum Koldinger Meerbusen hinauf und hinab. Drüben lag

Fünen, seine Kirchen und die Baumgruppen der Gehöfte mit dem bloßen Auge deutlich erkennbar. Die Ostsee war in Fesseln geschlagen und eine blank glitzernde, feste Fläche zwischen dem Festland hier und der Inselküste dort. Immer weiter, vorsichtig die Rosse am Zügel leitend, wagten sich die Reiter auf das Eis hinaus, nahmen auch Fischer vom Strande mit, welche mit dem Beil Löcher schlugen und die Dicke des Eises maßen.

Täglich flogen Stafetten zwischen Hadersleben und Wismar, wo Karl Gustav sein Hof- und Winterlager hielt. Am 22. Januar nahm er aus den Händen des Schnellreiters die letzte Meldung, schlug fröhlich an sein Schwert und sprach: „Der Himmel hat mir selbst die Brücke gebaut und den Feind in meine Hand gegeben!“

In seiner jähen Weise saß er in einer Stunde schon im Sattel, spornte sein Roß, stob durch Mecklenburg und Holstein, ritt zur Nachtzeit ohne Aufenthalt durch Hadersleben und erreichte Friedrichsodde.

Man schrieb den 28. Januar. Mit allen Anzeichen einer großen Gemütsbewegung stürzte der Hauptmann Anker ins Zimmer. Eleonore war allein. „Gnädige und vielteure Jungfer! Ein Lebewohl und letztes Wort! Ich habe plötzlich Marschordre bekommen . . .“

Eine Furcht befiel sie, und sie wollte zur Tür, um Ulrike zu rufen. Anker aber vertrat ihr den Weg: „Ich muß gehen, der Kampf und mein König ruft. Ich habe Euch lieb, Eleonore, lieber als das Leben, das ich wenig achtete, lieber als den Ruhm, den ich am höchsten schätzte. Vor Euch schwand jeder Traum zu einem leeren Phantom. Ihr seid mir das wahre, warme, das lichte, lebendige Glück einzig allein. Eure weiße Hand hält mein Schicksal, ob es sich zur Seligkeit wenden oder zur ewigen Unrast werden soll und zum Tod auf grüner Heide.“

Bleich wehrte sie ab: „Was habe ich getan? O, eine Schuld legt Ihr auf meine Seele!“

Tieftraurig betrachtete er jeden Zug ihres Antlitzes: „Wehe mir! Ich, ein Unreiner, wollte ins Heiligtum treten und in einem edlen Frauenherzen Liebe entzünden. Es war ein Wahn! Ehe wir scheiden, Eleonore, leget noch einmal Eure Hand in die meine!“

Er erfaßte ihre Hand ehrfürchtig mit der Linken und hob die Rechte empor: „Wir scheiden — und ich schwöre Euch Treue für und für. Es nützt nichts, daß ich wider mein Geschick mich aufbäume, es wird nach dieser Stadt mich spornen und zwingen, wie der Reiter sein Roß. Ich komme nach Monden und klopfe leise an die Tür Eures Herzens, ich kehre zurück nach fünf, nach zehn, nach fünfzehn Jahren und will in Eurem Blick nur ja oder nein lesen. Wir sehen uns wieder, Eleonore, so lange, bis ich nicht mehr bin und eine Kugel diesem Herzen Ruhe schafft!“

„Nein, nein! Gott sei Euch gnädig!“ wehklagte sie.

Sein Schritt verhallte auf dem Steinestrich des Flurs. Eleonore sank in einen Stuhl, und ihre Tränen fingen an zu fließen.

Johannes Gutbiers, des törichten Knaben, Geständnis war ihr zum Lachen gewesen, des Konrektors Werbung zum Geburtstagsverdruß geworden, aber die Worte des Schwedenhauptmanns wurden ihr zum Weinen. Sie verstand nicht diesen Sturm der Leidenschaften, denn sie ging noch im Kindesunbewußtsein, was Liebe sei, und keines Mannes Anblick hatte ihr Herz es gelehrt. Aber sie fürchtete sich und fragte: War nicht mein Wesen zu freundlich? Und hörte ich nicht die Huldigung des stattlichen Mannes gern? Darum weinte Eleonore Tränen der Kindesunschuld und — Schuld.

Ein Troßknecht führte das Pferd im Hofe auf und nieder. Christian und Anker schritten im Torwege auf und ab. Jener hatte zum Abschiede noch viel zu sagen. Immer gedämpfter und drängender redete der jüngere Mann auf den älteren ein. Endlich reichte der Schwede dem Sohne des Apothekers die Hand, nicht bloß zum festen Abschiedsdruck, sondern feierlich, als gäbe er ein Versprechen und sein Wort darauf.

Am dreißigsten Tage des Wintermonats ließ Karl Gustav, dessen strahlender Kriegsruhm immer neue Soldaten unter seine Fahnen lockte, die Trommel rühren und den Generalmarsch schlagen. Die Heeresmassen sammelten sich zwei Meilen nördlich von Hadersleben bei dem Dorfe Heils und nahmen Aufstellung längs der Küste des kleinen Belts. Ein an Kühnheit kaum jemals übertroffener Plan, darin etwas von Hannibals Geist und Größe war, sollte ins Werk gesetzt werden. Karl Gustav ließ marschieren über die vom Frost gebaute Brücke, und der denkwürdige, in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Zug über die gefrorenen Gewässer des Meeres begann.

Durch das Dorf Anslet trabte ein Reiter, wie ein Kriegsmann gekleidet, aber ohne Waffen, und trotz des fleißigen Gebrauchs der Sporen ließ sich der schwerfällig feiste Gaul nicht aus seinem plumpen Trott bringen, noch zu einer schnelleren Gangart bewegen. Den Reiter fror nicht trotz des leichten Wamses, die erwartungsvolle Erregung hielt ihn warm. Endlich war sein Ziel erreicht.

Hier endet Schleswigs Ostküste in einer Landspitze, die Gravenshoved heißt und steil ins Meer abfällt. Auf dieser Höhe, die wie eine Land- und Grenzwarte ist, hielt er, und frostklar war der Tag. Sein staunender Blick ging über die endlos glitzernde Fläche meilenweit nach Nord und Süd, und über allen Meerestiefen war fester Grund. Unmittelbar zu seiner Linken zog ein schmaler Meerarm ins Land, und dort zu seinen Füßen, jenseit desselben, standen die langen, dunklen und zahllosen Heerhaufen. Mit heißem Auge und hochklopfendem Herzen harrt der Reiter der Dinge. Drüben hält eine Kutsche, umringt von vielen Offi-

zieren. Sie verneigen sich alle vor dem, der ihr entsteigt. Die hohe Gestalt tut einige Schritte, und der Fuß, vom Zipperlein geplagt, hinkt schmerzhaft nach. Es ist der König, der den Rappen besteigt. Die Gestalt reckt sich, wie der Aar, der seine Schwingen zu regen anfängt; und im Sattel ist sie von Gewalt und Majestas umflossen. Nun ist er von dem Scheitel bis zur Sohle ganz ein König und ein Held. Ihm ziehen die Menschen nach, wie die Mücken dem Licht. Ob Tausende fallen und verderben, sie müssen seinen Fahnen folgen und seinem Fluge.

Den Reiter auf der Höhe packt es, er möchte heruntersprengen und jenem zu Füßen stürzen, aber er kann es nicht — noch nicht.

Die dunklen, stummen Massen bewegen sich. Reiterei und Fußvolk mit Geschützen, Pulver- und Gepäckwagen wälzt sich das Ufer hinab, in ruhigem Marschschritt, geschlossen und in guter Ordnung. Größer wird der Abstand zwischen den Gliedern der langen Kolonnen, auf Kommando sitzen die Reiter ab und führen ihre Pferde am Zügel. Kaum daß ein scheues Roß wiehert, fast lautlos ziehen mehr als zwölfmal tausend über den Belt, auf beiden Seiten der Armee die Geschütze in beträchtlicher Entfernung, um für das tragende Eis die schwere Last zu mindern.

Der Frost geht erstarrend durch Mark und Bein, aber der Zuschauer auf der Höhe spürt ihn nicht, sein glühend-großes Auge schaut ein Wunder, das Kriegswunder seiner Zeit. Er tritt an den äußersten Rand des Abhanges.

Brandsö, das kleine Eiland mittwegs zwischen Fünen und Schleswig, wird von den ersten Reitern erklommen. Es sind Leute von dem Königsmärkischen Regiment. Seine Brust krampft sich zusammen, und sein Herzschlag steht still. Er hört ein deutliches Bersten — das Eis bricht — Rosse und Reiter taumeln in den Wellen — die Kutsche ist versunken — wo ist der König, der König?

Auch gen Norden ertönt ein Aufschrei, ein Todesschrei — die Brücke klafft — zwei Waldecksche Kompanien sind verschlungen von der tückischen Tiefe.

Wo ist der König? Der Jüngling auf der Warte von Gravenshoved hebt wie flehend die Hände empor. Dort mitten im Getümmel der Königsmärkischen, die sich und ihr Roß zu retten suchen, wallt sein Federbusch. Karl Gustav soll nicht im Wasser schmählich ersaufen. Karl Gustav ist gerettet — er ist es, der auf der Böschung von Brandsö hält.

Der Belt fordert keine Opfer mehr, wohl aber das Blei der Dänen, die sich an ihrer Küste hinter Verhauen verschanzt haben.

Drüben blitzt es auf, die Kanonade beginnt, meilenweit hallt durch die Lüfte der Donner der Geschütze. Die Schwedenhaufen formieren sich auf dem Eise. Mit dem Rufe „Karl Gustav“ rollen die schwarzen Massen vorwärts und wälzen sich das Ufer hinan.

Der Pulverrauch verhüllt mit seinem Schleier das weitere Kriegsschauspiel. Menschenleer liegt die glitzernde Fläche. Der Schwedenkönig hat Fünen mit stürmender Hand genommen.

In Hadersleben hörte man nur das dumpfe Gedröhn der Kanonade, und es verstummte bald. In der Stadt war kein Schwede mehr, und selbst die Verschrecktesten, die sich während der Invasion verkrochen hatten, wagten sich heraus. Auch die nickende Allongeperücke ward auf der Gasse gesehen. Vorsichtig steckte sie sich durch die Tür des Pharmakopols, wo sie sich seit jenem Augusttage nicht mehr hatte blicken lassen.

„Tretet näher, Herr Konrektor," sprach Eleonore, „wie ist es Euch ergangen?"

„So leidlich habe ich es überstanden ... ich meine das Kriegsmaltraitement ... und Ihr, wohlehrenwerte Demoiselle?"

„Wir haben keine Klage zu führen über die Schweden."

„Die Leutnants sollen passable Leute gewesen sein und der Monsieur Anker ein sehr charmanter Mann, der gerne noch länger hier vor Anker gelegen hätte. Und der Christian ist also passioniert worden, daß er Engagement bei den Schweden genommen hat?"

Eisenberg regte kein Glied. Eleonore zog die Brauen hoch: „Was ist mit Christian?"

„Er soll vom Brauer den Gaul geliehen haben und ad septentriones, gen Mitternacht geritten sein. Doch da er dem Monsieur Anker sehr affektioniert war, verhoffe ich, daß er selbigem nur das Geleit gegeben hat und retournieren wird. Devotester Serviteur! Möge die göttliche Providenz uns vor weiterer Hostilität gnädig präservieren."

Die Allongeperücke verschwand mit tiefen Verneigungen an diesem dreißigsten Januar. Das war des Konrektors kleinliche Rache für jenen zwanzigsten August.

Eleonore sandte die Magd zum Bierbrauer, aber dieselbe brachte nur die Bestätigung der Nachricht vom geliehenen Gaul. Da geriet sie in große Unruhe um den Bruder; auch war Ulrike eine leidige Trösterin, welche meinte, es wäre der Trutzkopf am Ende mit dem Kriegsvolk entlaufen.

Sonderbar unbeweglich saß der Vater in seinem Pharmakopol. Aber sein Ohr war tätig und horchte unablässig hinaus auf die Gasse nach jedem fernen Geräusch von Pferdehufen und jedem Menschentritt, der sich näherte und vorbeistapfend auf den Steinen verhallte. Dieser Christian, der Mannessproß seines Hauses und der Erbe seines Namens, war immer ein kecker und vorschneller Knabe gewesen. Hatte er es an der strengen Zucht fehlen lassen und nicht den Schoß bei Zeiten beschnitten und gebunden? In Ja und Nein widersprachen sich seine Gedanken. Endlich nach zwei Stunden des unverwandten Lauschens hörte er auf dem Flur einen Tritt und Sporengeklirr — bei dem sonst so verhaßten Geräusch

flog ein heller Schein über sein vertrocknetes Gesicht. Er erhob sich, und kalt war sein Gruß: „Wo warst du, Christian?“

„Bei Gravenshoved! Ich sah den König, wie er an der Spitze seiner Armee über das Eis des Belts sprengte . . . sie haben Fünen genommen.“

„Deine Stimme zittert! Ist es das Weh um unseren König und sein unglückseliges Land?“

„Wer ist noch ein König neben jenem, den ich erblickte! Ist nicht die Ankündigung des Krieges von Dänemark ausgegangen und jenem die Fehde angesagt worden, da er wider die Polen zu Felde lag?“

Eisenberg senior sprach sanftmütig: „Jetzt ziehe nur die Stulpstiefel und das Wams aus und thue den Linnenkittel an, mein Sohn! Wir haben unser Pläsier gehabt und mit den Schwedenoffizieren uns ein wenig auf den Gassen gespreizt . . . jetzt sagen wir dem müßiggehenden, pflastertretenden Spazierteufel Valet und sperren uns wieder hinter den Pharmakopoltisch.“ Schon griff der Apotheker zum Trichter und suchte durch geschäftige Eile die Versäumnis wettzumachen.

Christian ging über den Flur, und die Krempe seines Hutes nickte heftig. Eleonore, welche ihn fröhlich umarmte, zog er mit sich in die Kammer. Bald wich das Lächeln von ihren Zügen. Ruhelos schritt er auf und ab, in jeder Geste lag Erregung.

„Eleonore! Ich will zu seinen Fahnen, und wenn ich entlaufen müßte!“

„Wider des Vaters Willen? Christian, das Kriegsschauspiel hat dein Auge geblendet und dein Geblüt erregt!“

„Du hast recht, Eleonore. Es ist der Anblick des Heldenkönigs, der es mir angetan hat. Mit ihm schritt ich über die Eisbrücke des Belts, und es war der Rubikon meines Lebens. Du hast recht, Eleonore, das Geblüt ist es, das in meinen Adern rollt, aber auch in deinen. Weißt du nicht, daß jene Eleonore Stürken, welche Herzogin von Hadersleben hieß, deine Urahne war? Wir sind herzoglichen Geschlechts! Der Fürst und Herzog Hans, den sie mit Ehrfurcht nennen — ich bin Blut von seinem Blut! Und das wird in hundert Jahren nicht schal noch schlecht durch gemeine Hantierung! Und das erwachte heut in mir zu hell aufblitzendem Bewußtsein. Eleonore, wir sind königlichen Geblüts! Das will nicht im Krämerhandwerk karren, noch hinter den Pharmakopoltisch sich sperren lassen, sondern auf Siegesflügeln fahren und seine freien Adlerkreise ziehen. Spürst du nichts von dem Ingenium der Geburt und dem Geiste des Geschlechts?“

Die Schwester hing an seinem Munde mit den Augen, die wie zwei Sonnen glänzten. Unter dem Banne seiner Begeisterung sprach sie: „Der Sturm muß wehen, und das Feuer muß brennen. Auch du kannst nicht wider dein Wesen.“ Aber nach einem Augenblick redete sie besonnen: „Der Vater wird großes Herzeleid haben, und auch der Großvater wird dich und dein Tun nicht segnen.“

„So segne du mich, Eleonore!“ erwiderte er.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen lange und heftig. Was sie noch leise stammelte von ihrem Weh und von dem Schweden, welcher der Landes- und der Stadtfeind sei und die Hansburg in Trümmer gelegt habe — ihre kleinen Bedenken verhallten wie das Lispeln der Blätter, wenn der Sturmwind braust und der Donner spricht.

In dieser Nacht war die zwölfte Stunde ausgerufen worden. Ein Hoffenster öffnete sich, und ein Mann in Stulpstiefeln sprang heraus, schloß das Hoftor von innen auf, sah zu drei Malen zurück nach dem Hause, darin sein Geschlecht ein Jahrhundert gewohnt hatte in guten und bösen Tagen, und schritt hinaus in die frosteisige, sternenklare Nacht.

Christian von Eisenberg entfloh heimlich aus dem Vaterhause und entlief zu dem schwedischen Kriegsvolk. Dieselbe Straße, die er am Vormittag ritt, wanderte er zu Fuß und mit rüstigen Schritten. Nur einmal hielt er inne, und seine Hand suchte in den Taschen seines Wamses. Eine große Goldmünze zog er hervor und betrachtete sie beim Sternenlichte. Die war ein Geschenk seines Paten und sein eigenes, rechtmäßiges Eigentum, aber auch seine einzige bare Habe. Die Münze zeigte ein Bildnis, darauf eine Mannesperson zu sehen war, welche von einer Jungfer eine Krone empfing, und das Ganze trug die Umschrift „A Deo et Christina!“ Von Gottes und von der Christina Gnaden!

Es war der Schaupfennig, welchen der Schwedenkönig hatte schlagen lassen bei seinem Regierungsantritte, als die Königin Christina freiwillig Krone und Scepter von sich legte und beides ihrem Herrn Vetter, dem Pfalzgrafen von Zweibrücken, übertrug.

Christian lächelte das Mannsbild auf der Schaumünze an und murmelte: „Du bist nicht ein König von eines Weibes Gnaden, sondern eine der Heldengestalten, die nicht einmal jedem Jahrhundert von Gottes Gnaden gegeben werden.“

In der Nacht überschritt er die Eisbrücke; und was ihn an die Heimat band, alle Fäden und Brücken lagen hinter ihm zerrissen. Im Morgengrauen stieß er bei dem fünenschen Dorfe Tybring auf die ersten schwedischen Wachen. Dieselben führten ihn zu dem Hauptmann Anker von den schweren Reitern. Dieser hielt das mit Widerstreben gegebene Wort. Christian von Eisenberg fand durch seine Fürsprache einen Kornettplatz im Schwedenheere und wurde dem Fußvolke eingereiht. —

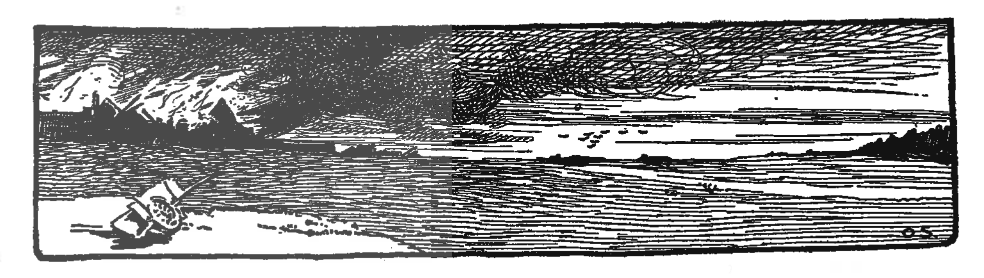
Der Winterkrieg ist ein Sieg ohne Schlachten. Ganz Fünen ergiebt sich den Schweden. Die Strenge des Frostes wandelt sich in mildes Tauwetter, aber dennoch läßt Karl Gustav marschieren. Am 5. Februar führt er sein Heer über das schon mit Wasser bedeckte Eis nach Langeland, am 6. Februar ist die Insel Laaland besetzt, am 7. Februar Falster. Seine Fahnen fliegen weiter, ohne Widerstand zu

finden, denn der Ruf und Schrecken seines Namens geht vor ihnen her. Am 9. Februar setzen die Schweden ihren Fuß auf Seelands Boden. Ganz Dänemark bis auf die Hauptstadt Kopenhagen ist in ihrer Gewalt.

An diesen durch Wagemut und Blitzesschnelle einzig dastehenden Siegesmärschen nimmt der Kornett von Eisenberg teil, und er zählt den Winterfeldzug von 1658, obgleich ihm Gelegenheit zu persönlicher Bravour nicht gegeben wird, zu seinen besten Kriegserinnerungen.

Zu Roeskilde diktiert Karl Gustav den dänischen Gesandten seine Forderungen — und sie sind der Roeskilder Friede.





Dritter Abschnitt

Die Polackenzeit und die Predigerqual

Was ist Friede? Der Himmel sagt, daß er höher sei, denn aller Verstand, und die Erde nennt ihn das beste ihrer Güter. Der Himmel aber redet vom Herzfrieden und die Erde nur von dem Nichtstreite, wo die Schwerter ruhen und der Mord nicht mehr unter den nach einem Bilde geschaffenen Menschenbrüdern wütet. Es ist, gemessen mit dem Himmelsfrieden und seiner Fülle, etwas Nacktes und Negatives an jedem Erdenfrieden, wie säuberlich er auch in papierne Traktate gefaßt und gekleidet sei. Und selbst dieser armselige Friedensbegriff des Nichtmehrmordens war den Menschen verloren gegangen in dem siebzehnten, dem schrecklichen Jahrhundert des großen Krieges. Sie waren auf dem Schlachtfelde geboren und groß geworden, denn Deutschland war ein einziger Waffen- und Walplatz, und sie wußten nichts anderes, als daß der Unfriede ein unerbittliches Weltgesetz sei, und sie waren geworden wie die Tiere des Waldes, die in dem täglichen Kampfe ums Dasein töten und getötet werden.

Was ist Friede? Zwar hatte der Stadtschreiber von Osnabrück auf der hohen Ratstreppe der atemlos lauschenden Menge endlich die westfälische Friedensbotschaft verlesen. Die cimbrischen Länder waren nicht verschont worden und hatten tief genug aus dem Elendskelche des dreißigjährigen Krieges trinken müssen. Aber erst zehn Jahre später haben sie ihren Kelch bis auf die Hefe geleert.

Die Furie war einmal entfesselt, und der Schwede fachte immer wieder die Fackel an, daß sie nicht gänzlich erlösche. Karl Gustav hielt ihr rotes Geleucht für das Glänzen seines Namens und Ruhmes. Was war ihm Friede? Die tatenlose, tote Ruhe, ein vergitterter Käfig, in dem er nicht zu leben vermochte. Lachend zerriß er die papiernen Traktate von Roeskilde, die er hatte schreiben lassen.

Blitzgleich und skrupellos war immer sein Handeln und unerhört sein Friedensbruch. Nachdem er in Kiel zu einer Lustreise, wie er äußerte, sich eingeschifft hatte, landete er plötzlich mit seinen Truppen auf Seeland und zog gegen Kopenhagen, welches er einschloß und belagerte. Seinen Feldherrn, den Pfalzgrafen von Sulzbach, hatte er in Holstein zurückgelassen, um sich den Rücken zu decken. Dänemark schien verloren, aber die sich seine Freunde nannten, rückten in Haufen heran, 13000 Brandenburger unter ihrem Kurfürsten, 10000 Kaiserliche unter dem be-

rühmten Montecuculi und 5000 Polen, von dem General Czernecki befehligt. Diese sogenannten alliierten Hilfsvölker erreichten Holstein im Herbst des Jahres 1658.

Gott behüte uns vor unsern Freunden und gebe uns gnädigen Beistand gegen solche Hilfe! Denn ihr Gedächtnis lebt als die böse Polackenzeit, und diese unsere Alliierten, insonderheit die Polen, haben er- und zerschlagen, was der Schwede heil und lebendig gelassen hatte im Lande.

Eleonore von Eisenberg hatte ihren einundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Sie schaute oft aus von den Höhen, welche die Stadt Hadersleben umgeben, mit bänglichem Blick. Stand jetzo das Nordlicht am südlichen Himmel? Denn fast jeden Abend brannte sein Firmament in greller Glut. Eleonore wußte wohl, was es sei, nämlich das Landsknecht- und Schwedenfeuer, welches der Sulzbacher anzünden ließ. Die Städte und Dörfer Holsteins gingen in Flammen auf, nachdem die Gegend bis auf das letzte Getreidekorn ausgeplündert war. Man nannte dieses entsetzliche Kriegsmittel mit einem milden Wort: Dem Feinde die Subsistenz abschneiden! und man verwandelte das hinter sich liegende Land in eine ausgebrannte Wüste. Nachdem solches geschehen, warf sich der Sulzbacher mit seinem Heere in die Marschen, die er unter Wasser setzen ließ, und welche also eine natürliche Feste bildeten.

Des Landes Bundesgenossen und Hilfsvölker kamen, die Kaiserlichen und Kurfürstlichen, die Polacken und Kroaten, und wie die Heuschrecken warfen sie sich über die noch nicht verheerten Ämter Schleswigs. Der Brandenburger nahm sein Winterquartier in Flensburg, die Kaiserlichen blieben um Schleswig herum, und in Hadersleben sah man neue Kriegsgäste, die noch nie zuvor hier gesehen worden waren.

Die Polen waren da, schwarzhaarige und meistens gelblich-schmutzige Gesellen mit wüsten Gesichtern und begehrlich funkelnden Augen, die Gemeinen in schlechte Schafpelze gekleidet und von Ungeziefer wimmelnd, die Offiziere aber mit gepichtem Schnurrbart, im stattlichen Schnürenrock und auf dem Haupte die hohe Pelzmütze mit der Agraffe, in der ein Federbusch stak. Es sollen viel schöne Leute unter den Offizieren gewesen sein.

War auch kein unstattlicher Mann, der Polackenobrist, mit dem der Bürgermeister Schröder zuerst Bekanntschaft machte, nannte sich Czernecki wie der General und war ein Vetter desselben. Dieser überbrachte dem Bürgermeister den ersten Gruß des Höchstkommandierenden, und derselbe lautete bündig: Es seien alle zehn Tage 10000 Pfund Fleisch, 18000 Pfund Brot, 100 Tonnen Bier, 200 Wispel Hafer und 1000 Thaler Servisgelder zu liefern.

Schröder verstand kein Wort Polnisch und schüttelte den Kopf. Aber der Befehl wurde ihm mit der lebhaft fuchtelnden Karbatsche verdeutscht und verdeutlicht.

Weil er aber in so schwerwiegender Sache nicht aus eigener Verantwortung handeln wollte, ließ er die kleine Glocke am Rathause ziehen, deren Schläge nach altem Herkommen die Ratsleute zusammenrief. Doch die Polen haben das Glockenzeichen mißverstanden und es für ein Sturmläuten gehalten, dadurch die Bürger zu den Waffen gerufen würden.

Der Oberst Czernecki stand sogleich vor dem Bürgermeister und schwang nicht mehr die Karbatsche, sondern die blanke Klinge über seinem entsetzten Haupte. Zwar klärte das Mißverständnis sich auf. Aber die in ihren Quartieren alarmierten Polen waren wie ein aufgestörter Bienenschwarm, der nicht mehr zur Ruhe kommt. Aufgeregt schwärmten sie in kleinen Trupps durch die Straßen, steckten ihre Rüssel durch Haustüren, hinter denen sie Schätze witterten, und stachen auch unbesehens nach Leuten, die ihnen just in den Weg kamen.

Ein Haufe umstrich die hohe Marienkirche mit gierigem Gelüst und begann die Pforte zu zerschmettern. Solches sah in seinem Häuschen Hans Totengräber, der Alte, welcher auch Glöckner war, und sogleich kam er mit dem Schlüssel über den Kirchhof gerannt. Er tat es um der schöngeschnitzten Pforte willen. Sie öffneten und stießen ihn vor sich her. Nur das schlechte, zinnerne Gerät war auf dem Altare zurückgelassen worden, auch in der Gruft nur Moder und Totengebein und nichts, das ihrer Gier gefallen hätte.

An dem Greise ließen sie ihre Bosheit und Tücke aus und traktierten ihn übel mit Schaft und Spitze ihrer Piken, daß er floh — aber weil der Ausgang versperrt war — die Treppe zum Turme hinauf. Der engbrüstige Glöckner keuchte die vielen Stiegen empor, und die Verfolger waren ihm auf den Fersen.

Droben sah er in die Tiefe und über die Dächer der Stadt und taumelte. Aber die grinsenden Teufel wiesen mit dem Finger hinunter und sprachen: „Springe, springe!“ Und er fühlte einen Stoß.

Sein Leib lag zerschmettert auf dem Kirchhofe, und der Sohn des Toten hob ihn auf und begrub ihn. Das war sein erstes Grab, nachdem er das Amt seines Vaters angetreten hatte, und er sprach einen knirschenden Fluch über dasselbe. Das Herabstürzen des Glöckners vom Turm ist der erste Mord, den die Polacken in Hadersleben begangen haben — aber nicht der letzte.

Im Pharmakopol lag ein Offizier im Quartier, der sich von Tetzki nannte, aber ein besseres Deutsch sprach als der Konrektor Schriever. Er war ein schöner Mann, sehr dunkel von Haar und Augen, mit festgeschnittenen Lippen, die unnötige Worte nicht zu lieben schienen. Sein Auftreten war gemessen, wie eines hohen Herrn fast, und zum Apotheker sagte er mit kurzem Geheiß, was er wünsche für sich und seine Leute.

Eleonore kam mit der Magd, um den Tisch zu setzen. Er sah auf — dann erhob er sich unwillkürlich und verneigte sich. Sie klagte: „Wir haben kaum

Raum mehr in der Küche vor den hungrig sich drängenden Gästen, und die Mägde fürchten sich vor den fremden Männern." Er blieb ernst und inquirierte nach diesem und jenem. Dann erteilte er die Weisung, daß die Gemeinen in dem Hinterhause, wo eine Waschküche war, untergebracht würden.

Am Nachmittage, als Tetzki in seinem Zimmer ruhte, drang ein wilder Schwarm ins Haus und sogleich ins Pharmakopol, wo sie in die Büchsen die Nasen steckten, die Schubläden aufrissen und eine verschlossene Truhe erbrachen. Wie leblos sah Eisenberg diesem Unfuge zu und rührte nicht Fuß noch Mund. Ein Geselle griff nach der bauchigen Flasche im Fenster, die mit gefärbtem Wasser gefüllt war, zerschlug den Hals und that einen sehr tiefen Zug. Es mochte ihm schlecht bekommen sein; denn er spie aus und fing mit erbarmungslosen Fäusten an, den Rücken des Apothekers zu bearbeiten. Dieser schrie gellend um Hilfe.

Eleonore erschien in der Tür besann sich kaum, sondern stürzte über den Flur und in Tetzkis Zimmer. „Herr Offizier! Helft! Marodeure plündern das Haus und spielen meinem Vater übel mit."

Tetzki sprang empor, riß aus der Scheide, die an der Wand lehnte, den Säbel und fuhr unbeschuht und zornrot hinaus und unter den Haufen im Pharmakopol. Dem, der den Profoßen spielte, gab er ein Denkzeichen mit der flachen Klinge. Die anderen duckten sich und stoben wie ein verjagter Fliegenschwarm zur Tür hinaus.

Der Apotheker krümmte den wunden Rücken und dankte wehmütig und mit weinerlichen Worten: „Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!"

„Ich bin kein Hauptmann," kam es barsch.

„Ach, verleihet uns Euren gnädigen Schutz in diesen bösen Tagen! Die Marodeure und Mordsleute werden wiederkehren."

Tetzki besann sich: „Ja, es könnte wohl geschehen, denn der Laden lockt ... sagt mir, Mann ... habt Ihr Geld?"

Noch mehr krümmte sich der Rücken: „Geld? Ich habe mir etliche Taler erspart, es sind nicht viele ... aber ich will Euch sie geben bis auf den letzten Heller, wenn Ihr mir Schutz geloben wollt."

Ein verächtlich-hochmütiger Zug saß um den Mund, welcher antwortete: „Ich will nicht Euer Silber. Aber kauft Euch eine Salveguardie von dem General Czernecki und heftet den Schutzbrief an Eure Tür, dann werdet Ihr unbelästigt bleiben!"

Der Apotheker fragte vorsichtig: „Werden die Soldaten ein Papier an der Tür auch respektieren?"

Die Antwort lautete: „Das Gehängtwerden steht darauf! Diese Kerle fürchten zwar nichts, aber vor dem Gehängtwerden haben sie noch am meisten Respekt."

Eisenberg befolgte den Rat und erkaufte sich um schweres Geld eine sogenannte Salveguardie mit des Generals Siegel und Unterschrift, die an die Tür geschlagen vor Plünderung schützte.

Für die Stadt Hadersleben waren die schwersten Zeiten ihrer Geschichte gekommen. Ein Schrecken war auf die Bewohner gefallen, und manche verkrochen sich in Backöfen und in die unglaublichsten Verstecke. Der Konrektor Schriever lag unter seiner Bettstatt drei Tage und drei Nächte wie ein Toter. Hab und Gut ließ man gern fahren, und wo es bei Stößen und Striemen blieb, murrte man nicht. Zuweilen griffen auch menschlich gesinnte Offiziere ein und hinderten das Ärgste; denn der gemeine Pole stand auf so niedriger Menschheitsstufe, daß er zur Bestie nicht weit hatte. Wehe den einsam gelegenen Wohnungen und insonderheit den Weibern, die sie aufgegriffen und in ihre Quartiere mitgeschleppt haben sollen.

Am äußersten Westende der Stadt lag einsam auf dem Felde die Pastorei des Althaderslebener Kirchspiels. Der verständige Pastor Hoyer hatte rechtzeitig seine beste Habe in der Erde versteckt, wohin keines Spürers Hand noch Verstand zu reichen vermochte.

Schon dämmerte der Oktobertag. Er saß mit seinen Kindern in der großen Stube und las laut aus der Heiligen Schrift. Ihnen war noch keiner ins Quartier gekommen, als sei das von Bäumen dicht umschlossene Gehöft nicht gesehen worden.

Aber mitten im Worte brach der Pastor ab und sprang auf die Füße — „Sie kommen!" — und sogleich hörte man Zischlaute einer Sprache, die man nicht verstand. Stracks lief Elisabeth, wie vorher verabredet worden war, nach hinten hinaus und kroch durch ein in die Mauer gebrochenes Loch, das nur bei genauer Untersuchung gefunden werden konnte, in den Backofen hinein, dessen Eingang der Bruder mit Sand und Steinen angefüllt hatte, als wäre er verschüttet.

„Immer fein stille das Blut und die Zunge!" ermahnte der Vater den Sohn.

Ein Dutzend Männer, wahre Galgengesichter, füllten die Stube. Sogleich erbrachen sie alle Gelasse und fanden wenig. Einer zog das im Wandschranke hängende Predigergewand unter wieherndem Gelächter der anderen an, dann schnitt er die untere Hälfte mit dem Messer fort und behielt die obere als zweites Wams.

Nach einigen eingestreuten Rippenstößen drangen sie mit zornigem Kauderwelsch auf den Pastor ein. Man machte Zeichen und wies eine blaßrote Münze.

Hoyer antwortete durch Kopfschütteln, daß er kein Silber habe.

Der Greuel begann, und sie ergriffen den wehrlosen Mann. Des Sohnes Sinn wallte auf, und er sprang zu Hilfe. Aber flugs faßten sie ihn, schnürten ihm die Hände mit Stricken zusammen und hängten ihn an einem Krahne des Deckbalkens auf, also daß seine Zehen kaum den Fußboden berührten. In dieser qualvollen Stellung verharrte er und war Zeuge, wie sein Vater tortiert wurde.

Man gab diesem das erste Stück, den sogenannten Schwedentrunk von ekelhafter Jauche. Er ertrug es standhaft und auch die zweite, schlimmere Marter:

Spitze Holzpflöcke trieben sie ihm zwischen Nägel und Fleisch der Finger. Da sank sein Haupt, und Ohnmacht umfing ihn.

Die Unmenschen holten einen Genossen von draußen, ein gelbliches Männchen mit häßlich stechenden Augen unter dem breitkrempigen Hut — und um seinen Leib schlotterte eine schwarze Soutane. Offenbar ein Polenpriester oder Pater.

Hans Hoyer schrie: „Ihr, der Ihr ein Diener des Barmherzigen seid, werdet meinen Vater aus diesen Mörderhänden erlösen!"

Der in der Soutane aber war als Dolmetscher gerufen worden, denn er trat vor den Pastor Hoyer hin, welcher die Augen aufschlug, und verhörte ihn in lateinischer Sprache. Ob er Schmerzen habe? Ob er von der Tortur frei sein wolle?

Hoyer sah ihn an mit den flehenden Augen der gepeinigten Kreatur. Lauernd kam die dritte Frage: Ubi est pecunia tua? Wo er sein Geld versteckt habe. Er habe keins, und was er habe, gehöre dem Kirchspiel, war die Antwort. Das gelbliche Gesicht verzerrte sich, und der Priester sprudelte immer heftiger lateinische Rede und polnische Verwünschungen hervor. Aber Hoyer war ein harter Mann in dem, was seine Pflicht ihm gebot.

Da wußte der Priester sich nicht mehr vor Wut zu lassen und kreischte mit höllisch stechenden Augen: „Bluthund, Bluthund! Du widerborstiger Ketzer! Warte, wir wollen dir die letzte Ölung geben!"

Die Bluthunde und Mörder fielen über den mißhandelten Mann her, und unter den Streichen ihrer Partisanen gab er seinen Geist auf.

Der Sohn riß an seinen Stricken, daß sie wie Messer in sein Fleisch schnitten und das Blut hervorsprang.

O, was mußten seine Augen sehen! Und was sie schauten, kann keine Zunge sagen. Die Bestie war entfesselt, und die Polen trieben ihr Gespött und verstümmelten den Toten.

Als Hans Hoyer die Schändung der Leiche seines Vaters sah, kam es über ihn wie Berserkergrimm und -gewalt. In der Stärke Simsons zerriß er die Fesseln. Dem nächsten entriß er die Partisane, zwei stürzten unter seinen Hieben, auch den in der Soutane durchstach er von hinten bis vorne, ließ die Waffe in ihm stecken und floh. Schreiend rannten sie ihm nach. Er aber war flinker und kannte das Feld. Im Schilf des Landsees, der sich hinter der Stadt erstreckt, verbarg er sich und stand bis an die Hüften in dem kalten Wasser, bis die Sterne und der Nachtfrost und die Mitternacht kam.

In der ganzen Stadt und Umgebung fahndeten sie auf ihn. Er verließ sein Versteck und umschlich behutsam das Haus. Alles still und grausig! Der Tote lag noch, wo sie ihn erschlagen hatten. Auf den schmerzenden Armen trug er ihn in den Garten hinab und grub ein Grab, darein er seinen Vater bettete. Seine Lippen murmelten ein Gebet — und dann einen Racheschwur.

Im Backhause legte er sein Ohr an die Öffnung und rief leise: „Elisabeth!“ Sie kam hervor, mehr tot als lebendig, und sank in seine Arme. Er verschwieg ihr den Tod des Vaters und führte sie hinweg. Der Garten stieß an den See, und auf dem Wasser lag ein Kahn, welchen sie bestiegen. Mit unhörbaren Ruderschlägen trieb er ihn bis an die Süderbrücke, wo See und Föhrde zusammenstoßen.

Durch die Straßen wagten sie nicht ihren Weg zu nehmen. Darum spähte er am jenseitigen Wasserrande entlang, bis er ein Boot fand. Am Garten des Eisenbergschen Hauses landeten sie und gelangten in den Hof. Zum Glück schliefen die Polen im Hinterhaus, aber zum Unglück war die Haustür verschlossen. Elisabeth aber kannte das Fenster im Oberstock, der Bruder holte Kies aus dem Garten und schleuderte mehrere Handvoll gegen die Scheiben.

Endlich öffnete sich ein Fensterspalt: „Was ist?“ Das war Eleonores Stimme. Ein kurzes Flüstern ging hinauf und hinunter, dann ward der Riegel zurückgeschoben, und Eleonore zog sie ins Haus und weiter in den dunklen Flur hinein. Sie war noch im Nachtgewande und solches der Grund, warum sie kein Licht angezündet hatte.

Hans Hoyer schnitt ihre Frage ab: „Wollt Ihr ein gutes Werk tun und meine Schwester herbergen? ... sie ist krank und bedarf der Ruhe.“

Sogleich legte Eleonore die Arme um Lieschens zitternde Gestalt, führte sie in ihre Kammer und bettete sie in ihrem eigenen Bette.

Nach einer Weile kehrte sie zurück, angekleidet und mit einem Licht in der Hand. Als sie in das Gesicht des Mannes blickte, der an der Wand lehnte, schrie sie: „Hans Hoyer, ich lese ein Schrecknis in Euren Zügen ...“

Er erzählte es mit fliegendem Atem, und in der Erregung wurden ihre Stimmen lauter. „Noch in dieser Nacht will ich fliehen und im Schwedenheere Dienste nehmen ... Fluch den Polen! Ich will sie mit Lust erschlagen, wie die Wölfe und des Waldes Raubgesindel.“

„Nein, Hans!“ erwiderte sie, „nicht diese Nacht und nicht morgen noch übermorgen! Alle Wege und Dörfer bis in Jütland hinein sind voll von ihren Truppen. Ihr seid ein großer und leicht kenntlicher Mann; man fahndet auf Euch, weil Ihr einen Polenpriester erschlagen habt, und Ihr werdet in ihre Hände fallen.“

Er widersprach. Eleonore von Eisenberg aber faßte ihn am Arme: „Ihr sollt nicht Rad und Galgen leiden, Hans! Dessen seid Ihr zu wert, und ich will es nicht. Folget mir! In unserm Keller ist ein Raum, den nur vier Augen gesehen haben. Dort seid Ihr sicher, und den Ort werdet Ihr nicht verlassen, ehe denn das Polackenvolk sich verzogen hat. Ich will Euch Decken und Speise bringen. Folget mir!“

Da ließ er sich von ihrer Hand hinwegführen wie ein Kind. In den Keller stiegen sie selbander. Am Verschluß der Mauer drückte sie, die Wand bewegte

sich, und der unterirdische Gang tat sich auf. Hier lagen noch die Weinfässer und Vorräte aufgespeichert. Zwischen ihnen bereitete sie ihm ein Lager. Dann holte sie aus der Küche einen Zinnteller mit Fleisch und Brot und zeigte auf ein Faß, darin ein Zapfen stak.

Hans brachte nur ein Wort über die Lippen, das lautete: „Eleonore!“ Und er sah zu ihr empor mit dem dankerfüllten Blicke eines Menschen, der hinaufschaut zu dem Gotte, der Engel sendet und sichtbar werden läßt. Als sie gegangen war und er das Licht gelöscht hatte, saß er in der düstern Gruft und konnte nicht schlafen; denn er dachte an den, der unter der Erde lag. Wehevoll war sein Herz, und er weinte. Aber der Gedanke an Eleonore umfing ihn wie ein sanfter Trost. —

Auf den Flur, allwo sie gestanden hatten, führte eine Tür hinaus, und hinter dieser Tür schlief Tetzki, denn es war seine Kammer. Schlief er? Nein, er ging auf und ab und lachte barsch: Wallet denn mein Blut von dem Anblick eines schönen Weibes? Er konnte nicht Schlaf finden, war ein guter Katholik und von seiner Mutter, welche viel an Schlaflosigkeit gelitten und den Rat vom Jesuitenpater bekommen hatte, gelehrt worden, in solchen Fällen helfe am besten, den Rosenkranz sechsmal beten, und wenn die Unrast sonderlich groß sei, ein dutzendmal und noch mehr.

Tetzki warf sich auf den Schemel, der neben der Tür stand. Zum sechsten Male glitt der Rosenkranz durch seine Finger, als er Stimmen vernahm. Zum unfreiwilligen Lauscher wurde er und hörte, daß sie einen Mann im Keller des Hauses verberge, und zwar einen, der einen Polenpriester erschlagen habe.

Der fromme Rat seiner Mutter schlug nicht an, seine Unruhe wurde immer größer in dieser Nacht. Heftig wandelte er auf und ab. Wer war jener Mann? Und was dem schönen Weibe in diesem Hause? Und welches sei seine Offizierspflicht? Hätte jener einen Hund erschlagen oder einen Marodeur getötet — aber der Mord eines Priesters war ihm ein Sakrileg, das geahndet werden müsse. —

Viel Arbeit und Sorge lastete auf Eleonore. Am Morgen eilte sie die Treppe hinauf und lauschte an den Bettvorhängen — Lieschen Hoyer schlief den Schlaf der Erschöpfung und wußte nicht, daß sie eine Waise war und nicht Vater und Mutter mehr hatte. Als ein günstiger Augenblick sich bot, huschte sie verstohlen in den Keller hinab und stellte einen Imbiß neben das Lager. Auch Hans Hoyer schlief fest, und sie betrachtete seine Züge, indem sie mit der Hand vor dem Lichte schattete: Christian traf gute Wahl ... einer von denen, die man zum Freund und Genossen haben muß. Kaum war sie zurück von ihrem geheimen Gange, als die Magd meldete, der Leutnant von Tetzki bitte die Jungfer von Eisenberg um eine dringliche Unterredung!

Sogleich begab sie sich ins Staatszimmer, und ihre Gedanken flogen hin und her in schneller Überlegung. Leicht und mit freiem Anstande verneigte sie sich: „Ihr befehlet, Herr von Tetzki?“

„Ich wollte in dieser Stunde, daß ich nichts zu befehlen und kein Offizierspatent und keine Pflicht im Polenheere hätte.“ In seinem Gesichte regte sich kein Zug, nur der unruhige Blick irrte wie ein flackerndes Licht über ihre Gestalt.

Ihr ward bänglich, aber das Zittern ihres Herzens vibrierte nicht in ihrer Stimme: „Welche Pflicht fällt Euch denn so schwer . . . wenn ich es wissen darf?“

„Daß ich Euch ein Leid antun und das Unheil in dieses Haus rufen muß . . . Ich wachte diese Nacht und wollte nicht lauschen an den Wänden, hatte auch nichts, womit ich mir die Ohren hätte verstopfen können, und mußte es hören. Ihr habt in diesem Hause einen Mann verborgen, welcher zwei von unsern Knechten, aber auch einen geweihten Feldprediger oder Pater erschlug. Darauf stehet nach unseren Kriegsgesetzen peinliche Frage und harter Tod.“

Sie wurde bleicher: „Was darauf steht für mich, will ich mit Gottes Hilfe ertragen. Nicht leugnen noch entschuldigen, sondern anklagen will ich! Es sind von Euren Leuten und jenem Priester Greuel verübt worden, die gen Himmel schreien.“ Ihre Gestalt hob sich, und ihr Auge flammte, während sie erzählte, wie der Unglückselige zum dreifachen Totschläger geworden sei.

Tetzki setzte sich, stützte das Kinn und sprach wie sinnend: „Es ist ein wildes, vertiertes Volk, und sind unter ihnen leibhaftige Teufel, daß es mich nicht verwundern sollte, wenn der Blitz vom Himmel niederführe oder die Erde sich auftäte, ihre Rotte zu verschlingen. Aber die Schweden? Haben sie uns nicht das Landsknechtfeuer und den Schwedentrunk und die anderen Höllenkünste gelehrt? Sie sind unsere Meister im Brennen und Morden und im Ersinnen der unerdenklichsten Menschenmarter, die Schweden, die sich lutherisch nennen und keine Priester haben.“

Hoheitsvoll entgegnete sie: „Was hat der Glaube mit diesem Kriege und seinen Greueln zu schaffen?“

„Mehr, als Ihr wähnt! Meint Ihr, daß der Brand, welcher das Reich dreißig Jahre lang verzehrt hat, gänzlich erloschen sei? Nein, es glimmt noch von jenem Feuer in diesem Polenhaufen . . .“

„Ja, und Eure Priester schüren es an. Als Bundesverwandte und Hilfsvölker seid Ihr gekommen, aber die Feinde haben besser mit uns gehandelt. Darum, weil dieses Land lutherisch ist, meint Ihr, einen Religionskrieg wider es führen zu müssen, und es wird bis auf den letzten Blutstropfen ausgepreßt, geschunden und geschändet, wie in den ärgsten Zeiten des großen Krieges.“

In ihrer Stimme klang's wie Hohn. Noch regte sich kein Zug in seinem Gesicht, aber sein glühender Blick lief über ihre Gestalt hin. Sie mißfiel ihm

nicht in ihrem Zorn. Tetzki sah zum Fenster hinaus und sprach wie zu sich selber: „Meine Heimat ist Schlesiens Grenze, wo die zwei Völker und Sprachen durcheinander wohnen; und ich weiß von keiner andern Religion, als welche meine Mutter mich lehrte ... ich ward erzogen in dem katholischen, alten und alleinseligmachenden Glauben.“

„Alleinseligmachend, Herr von Tetzki? Das soll noch dahinstehen, bis es im Himmel entschieden wird!“

Wie ein ganz kleines Lächeln glitt es um seine Lippen: „Auch Ihr werdet noch zurückkehren in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, Jungfer von Eisenberg, und wenn nicht eher, werdet Ihr im Himmel die Konfession wechseln müssen.“

„In Ewigkeit nicht!“ entgegnete sie, und ihr Fuß tat einen festen Schritt.

„Auch edle Männer sind zurückgekehrt zum Glauben,“ sprach er, „leset den Spiegel der Wahrheit, welchen der ehemalige protestantische Erzbischof von Magdeburg herausgegeben hat, um seine Konversion zu begründen. Verwundet und als Gefangener nach Wien gebracht, hat er daselbst unter der Leitung des kaiserlichen Beichtvaters die Wahrheit erkannt.“

Die Antwort kam schnell: „Vielleicht eine unfreie Wahrheit, um die Freiheit zu erlangen. Ihr müßt bessere Exempel wählen; denn dieser ist kein Edler, sondern ein Elender in meinen Augen.“

„So nennt Ihr jeden, der die Konfession wechselt, einen Elenden und seine Tat Feigheit und Felonie?“

„Jeden, es sei denn, daß er um des Gewissens willen es tun muß?“

Tetzki brach in die Worte aus: „Was aber soll ich um des Gewissens willen tun in dieser Sache?“

„Auf Eure Frage meine Frage! Was der Mann wider seinen Willen erlauscht an den Türen, ist es nicht wie das Beichtgeheimnis Eurer Priester mit heiligen Siegeln verschlossen?“

Jenes kleine Lächeln umspielte wieder seine Lippen: „Ei, Eure lutherische Logik scheint mir in die Schule gegangen bei der Weisheit, die man den Vätern Jesu schuld giebt.“

„Jesuitisch? Nein, Herr von Tetzki! Es ist das ewige Erbarmen Gottes die eine, alleinseligmachende Religion, an die wir glauben. Um dieser Barmherzigkeit willen tue ich Fürbitte und ein herzliches Flehen für jenen unglückseligen Mann!“ Sie stand in ihrer ganzen Schöne, wie eine bittende Gebieterin vor ihm.

Wo war nun seine Ruhe? Seine Züge zuckten, als er sich gegen sie beugte: „Jener Mann — ist Euch teuer?“

„Ja, er ist's!“

Tetzki ging bis ans Fenster und dachte, ob es die Logik der Liebe sei, die aus dem Weibe rede; dann schritt er zurück und sprach: „Rufe ich die Häscher,

tue ich wider mein Gewissen . . . und habe ich in dieser Nacht nichts hören wollen, möchte ich wider meine Pflicht handeln."

„Ihr habt ein Offizierspatent und nicht ein Späher- und Spionenamt," klang Eleonores Stimme.

Langsam kam jedes Wort über seine Lippen: „Was war jener Mann — Eurem Hause — und Euch?"

„Seit vielen Jahren meines Bruders Freund und Genoß!"

Des Leutnants Auge durchleuchtete jeden Zug ihres Gesichts; dann sprach er gemessen: „Schaffet den Mann aus dieser Stadt, sobald die Umstände es gestatten . . . ich will schweigen."

Sie verneigte sich, und er sah nicht das süße und sieghafte Lächeln, wollte auch nicht ihren Dank hören, sondern winkte fast herrisch mit der Hand, als wäre sie entlassen.

Eleonore bedachte an dem Tage, daß sie sich in die Gnade dieses Mannes begeben habe und daß ein anderer versucht werden könne, mehr Gunst zu verlangen, als ihr lieb sei; aber sie dachte es mit sonderbarer Ruhe, weil sie diesem Polen vertraute. —

Das Jahr 1658 neigte sich seinem Ende zu und sein Licht nahm ab — wie eines hochbetagten Greises, der müde ist und viel die Augen schließt. Über dem Lande lag Dezemberdunkel, welches kein Weihnachtsschein erhellen sollte; denn Dänemarks Hilfsvölker schwangen die Brandfackel und die Kriegsgeißel, daß Gott sich erbarme.

Hadersleben als die nördlichste Stadt an der jütischen Grenze hatte schlimme Lage und die ärgste Kriegslast. Die Truppenansammlung zum Vormarsch nach Jütland und die unaufhörlichen Durchzüge hatte sie zu ertragen. Auch weil in ihrer Nähe der Belt am schmalsten und die beste Übergangsstelle nach Fünen war, wartete man hierselbst in endlosen Rastquartieren auf die Möglichkeit des Übergangs nach jener Insel, welche der Schwede Wrangel besetzt hielt. Aber man hatte keine Schiffe, und der Himmel war den Polen und Kaiserlichen nicht so günstig wie im Vorjahre dem verwegenen Schwedenkönige. Die Gewässer wollten sich nicht mit Eis bedecken.

Die, welche jene Tage erlebten, haben sie die Zeit der Predigerqual genannt, und der Schreck zitterte in ihren Fingern nach, als sie die erduldeten Leiden niederschrieben. Heute aber, nach mehr als zweihundert Jahren, lebt noch eine Erinnerung im Volke, und der Polackenzeit wird nur gedacht mit jenem leisen Gruseln, welches einst geschehene, ungeheuerliche Dinge erwecken.

Die Spuren sind nicht vertilgt; mehr als ein Wahrzeichen, und nicht nur in Kirchenbüchern und Chroniken, findet man im Amte. Mitten im Röddinger Walde fließt ein Wasser und heißt die Priesterquelle. Der Kuhbube aber weiß zu sagen,

warum. Hier wurden die Prediger von Rödding und Schottburg, welche nach Ripen fliehen wollten, ergriffen und erschlagen.

Predigerqual? Woher der Name? Insonderheit die sogenannten Streifpartieen, völlig zucht-, gewissen- und sittenlose Raubbanden, sind der Schrecken der Dorfbewohner und einsamen Gehöfte gewesen. Aufgestachelt durch fanatische Priester haben sie besonders auf die lutherischen Prediger des Amts ihr Absehen gehabt, immer in den Pastoreien ihren ärgsten Übermut getrieben und oft unerhörte Grausamkeiten verübt. Die Prediger von Wonsbeck und Heils flüchteten nach der Stadt. Valentin Schmidt von Eisenberg gab ihnen Unterstand in seinem Hause. Auch der von Wittstede, welchem sie das Haus über dem Kopfe angezündet hatten, und der, halbtot auf einem Ackergaule hängend, ankam, wurde aufgenommen und in seinem langen Siechtume von dem Greise wie von einer Wartemutter gepflegt.

Welche Adventszeit war das! Und wo war, selbst in den starken Herzen, noch Friedensverheißung und Hoffnung auf bessere Zeiten? Stumm schlichen die Leute einher, wie das Lasttier, über welches der Treiber seine Geißel schwingt. Mit Betrübnis gedachten sie der Pökelfässer und der vollen Biertonnen in früheren Jahren. Sonst war die Adventszeit ein wochenlanges Schlacht- und Back- und Braufest gewesen. Sonst hatte man in allen Höfen das Schreien der abgestochenen Schweine hören können, die soeben feist und fröhlich auf den Gassen sich getummelt hatten. Jetzo aber war Schmalhans Küchenmeister, und der Leibriemen des Wamses wurde immer straffer gegürtet.

Der Apotheker zwar verfügte noch über Vorräte, die kein gieriges Polenauge gesehen hatte, aber er hielt dennoch seinen Töchtern drei tägliche Predigten über die Sparsamkeit und das kluge Haushalten. Trotzdem ließ Eleonore es sich nicht nehmen, einen Weihnachtskuchen mit Zimt und Gewürz zu backen. Sie war just mit mehlbestäubten Händen in diese Beschäftigung vertieft und bemerkte nicht, daß ein Mann das Haus betrat.

Ein sehr blonder und völlig bartloser, ein sehr schüchtern auftretender und ganz schwarz gekleideter Mann, der in einem langen Tuchwamse, in Strümpfen und Schnallenschuhen stak. Auf den ersten Blick sah man, daß er ein Geistlicher sei — man hätte es auf Büchsenschußweite erkennen können — und daß er in seiner Ängstlichkeit nicht wußte, wohin er sich am besten wende.

Unsicher öffnete er eine Tür und geriet ins Staatszimmer. Hier saß der Leutnant von Tetzki und drehte den Kopf. „Wer seid Ihr? Und was wollt Ihr?“

Der Bartlose schrak zusammen und stammelte: „Zu dienen, Herr Offizier! Ich heiße Gottlieb Pfeffer und bin bei dem Pastor Wandalinus in Maugstrup Kapellan pro persona, aber cum spe successionis.“

„Was verlangt Ihr denn von mir?“

„Ich habe eine Bitte an . . .“

„Eine Supplikation?“ Um Tetzkis feste Lippen zuckte es. „Ihr wollt am Ende, daß ich Euren Wandalinus exekutieren lasse, damit Ihr die Succession erlangen könnt?“

Auf dem bartlosen Gesicht stand helles Entsetzen. „O, so sündige, entsetzliche Gedanken kann nicht mein ärgster Feind mir zutrauen . . . meinem armen Kirchherrn haben sie übel mitgespielt.“

„Dann seid Ihr am Ende gekommen, um mich zu Eurem Glauben zu bekehren und zum Ketzer zu machen,“ polterte der Pole scheinbar.

Sogar ein Mann wie Bogislav Tetzki konnte nicht lassen, an dem lutherischen Geistlichen das Mütchen seines Glaubens ein wenig zu kühlen und mit dem verschrockenen Kapellan seinen Scherz zu treiben.

Dieser rang die Hände: „Haltet zu Gnaden, gnädiger Herr Offizier! Ich habe an den Apotheker ein Anliegen.“

Der Apotheker, welcher die Stimmen gehört hatte, kam ins Zimmer, und seine beiden Töchter folgten ihm auf dem Fuße nach. Eisenberg kannte den Maugstruper Kapellan sehr wohl, grüßte ihn aber mit zurückhaltender Vorsicht; denn ihm schwante, was jener auf dem Herzen habe.

Gottlieb Pfeffer sprach verstört: „Wir haben von Haus und Hof flüchten müssen vor den schrecklichen . . . den . . . das Weib des Pastors hing sich an mich, und wir versteckten uns im Walde. Als wir uns zitternd herauswagten und an die Landstraße kamen, baumelten da zwei lange Bursche, von den Polen erhängt, an den Bäumen . . . o, wir sind gelaufen und in die Stadt gekommen . . . um Gottes willen, gebt mir für einige Tage Unterstand! Wo ein Mäuslein hin kann, will ich unterkriechen . . .“

Eisenberg focht mit den gelenkigen Armen: „Es ist auch nicht für ein Mäuslein Raum mehr.“

„Der Hauptpastor von Eisenberg sandte mich hierher,“ klagte Pfeffer.

Da trat Eleonore vor. „Wenn Euch der Großvater gesandt hat, wird sich noch ein Winkel und eine Lagerstatt für Euch finden.“

Nun tat der Apotheker keinen Einspruch mehr. Was der Greis anordnete, war unumstößlich wie ein Hausgesetz.

Eleonore schnitt jeden Dank kurz ab: „Erzählet, wie es Euch in Maugstrup ergangen ist!“

Pfeffer begann: „Vor zwei Wochen taten sie zuerst in einer Nacht gegen Morgen hin ihre Anwesenheit kund . . . ich merkte nichts, denn ich hatte mit dem Pastor Wandalinus im Gartenhause gewacht . . .“

„In einem Gartenhause? Und gewacht? Bis zwei Uhr? Warum?“ fiel man ihm verwundert in die Rede.

Gottlieb Pfeffer sprach freier: „Verstattet mir, weiter zurückzugreifen, um die Sache verständlich zu machen. Herr Wandalinus hat ein Eheweib, welches Inge-

borg heißt und besser Xantippe getauft worden wäre, so meint er; denn sie war ihm schlechterdinge nicht untertänig, sondern trieb ihn durch das Haus, insonderheit am Samstage, wenn das Reinemachen war, und plagte ihn übel. Auch sah ich einst, daß sie ihm die Perücke vom Haupte riß. Dafür aber hat er hinwiederum auf dem Predigerstuhl sie weidlich durchgehechelt und mit dem Wort: „Ihr Weiber, seid untertan Euren Männern!“ seine Eheliebste um die Ohren geschlagen. Also aber konnte es nimmer gut werden und zum Ehefrieden geraten. Darum baute Herr Wandalinus sich ein Haus auf dem kleinen Eilande im Gartenteiche, drei Stockwerke hoch; im ersten schlief er, im zweiten ist seine große Bibliothek — das Verzeichnis seiner Bücherei umfaßt sechzehn eng geschriebene Folioseiten — und das dritte Stockwerk ist sein observatorium astronomicum. Mit seinen gelehrten Studien verschloß er sich in dieser Burg ...“

„Vor seinem zänkischen Weibe,“ lachte Eleonore.

Pfeffer wurde immer redseliger: „Ja, über die Zugbrücke, welche er bauen ließ, brachte die Magd ihm seine Speise ... oft aber stand das Mittagessen bis Mitternacht, dann aß er beides, auch die Vesper zugleich. Wenn ihn nach Geselligkeit verlangte, ließ er mich abends rufen, daß ich mit ihm disputiere, denn solches war seine Ergötzlichkeit, und stellte eine These auf, wie zum Beispiel, das Weib sei eine inferiore Gattung des genus humanum, welchen Satz ich widerlegen sollte, daß mir die Stirn davon troff, und den er bis Mitternacht mit so viel logischen Schlüssen und Ergos bewies, daß ich mich gefangen geben mußte. Am folgenden Tage jedoch wandelte er die These um: Das Weib sei eine superiore Gattung des Menschengeschlechts. Und ich habe dagegen disputieren müssen, er aber hat dafür alle Philosophie und Sophistik ins Feld geführt und bis Mitternacht, bis ein, bis zwei Uhr gegen mich demonstriert, daß ich verstummte und mir die Augen vor Müdigkeit zufielen. Ob er nun in der darauf folgenden Nacht bewies, daß der Schlaf eine notwendige Substanz der Seele sei, oder gleich hintennach, daß er ein unnötiges Accidenz des trägen Fleisches sei, ich unterlag in These und Antithese. Wenn mir aber die Lider zufielen, gab er mir von dem höllischen Kraute, das jetzt auch bei den Bauern in Schwang kommt, und nötigte mich, von dem Tabake zu rauchen, der die Augen wach halte. Mir ist zu mehreren Malen so siech und elend davon geworden, daß ich heraustreten mußte ...“

Tetzki lachte laut und klopfte ihm auf die Schulter: „Herr Kapellan cum spe successionis, Ihr habt gesehen, wozu der Cölibat gut ist, und werdet gewißlich kein Weib Euch nehmen, wie es die Art Eures Klerus ist.“ Und Tetzki ging.

Pfeffer sah schämig vor sich nieder, es bedurfte der freundlichen Ermunterung durch Wort und Blick von seiten der Mädchen, um seinen Redefluß in Gang zu bringen. „Wir hatten gegen zwei Uhr nachts die letzte Disputation beendet, und

ich schlich mich aus dem Studienhause über die Zugbrücke in mein Kämmerlein, wo ich auf meine Bettstatt hinfiel und wie ein Toter nichts mehr hörte, also war der Schlaf die Substanz meiner Seele geworden. In dieser Nacht, gegen Morgen hin, kamen sie zum ersten ... Wandalinus war von Müdigkeit überwältigt worden, daß er vergessen hatte, die Zugbrücke aufzuziehen. Er hörte nicht, wie die Gäste an seinem Lager vorbeigingen, oben im Observatorium einige Instrumente an sich nahmen und die ganze Bücherei im zweiten Stock durchwühlten. Herrn Wandalini Schlaf war kein Accidenz, sondern ein dermaßen fester, schnarchender und substanzieller Schlaf, daß die wilden Gesellen grinsend umherstanden, an den vier Ecken sein Pfühl mitsamt ihm selber ergriffen, aus dem Hause, über die Zugbrücke und weit hinaus aufs Feld trugen, wo sie ihn unsanft hingelegt haben, daß er erwachte und allsogleich laut Hals zu geben anfing, weil er vermeinte, sein Weib Ingeborg wecke ihn in ihrer Weise. Die Kerle wollten vor Lachen bersten und waren durch den Streich in so gute Laune geraten, daß der Pastorei kein weiteres Leid geschah. Aber vorehegestern sind die Krabaten, o weh, zum andern gekommen ..."

„Die Krabaten?" wiederholte Eleonore.

„So nennt das Landvolk die Polacken, Kroaten und Kaiserlichen mit gemeinsamem Namen. Es war ein Streifcorps von Polen, das fouragieren wollte und die ganze Dorfschaft zusammentrieb. Weil sie aber mit harten Schlägen den Leuten ihr Begehr nicht begreiflich machen konnten, holten sie Herrn Wandalinus herbei, das heißt, sie stießen ihn mit den Fäusten vor sich her, daß er auf Latein sich mit ihrem Prediger verständige. Ich war zur Hintertür entwischt und floh in den Kirchturm, wo ich mich verkroch. Hierher kam auch Frau Ingeborg und hängte sich an mich. Den Pastor Wandalinus aber banden sie mit Stricken an den Schweif eines Pferdes ..."

„Und schleiften ihn zu Tode!" schrie Ulrike.

„Nein, um ihn als Dolmetsch mit sich zu schleppen. Er ist heute, todsiech und am ganzen Leibe mit Striemen bedeckt, in Hadersleben angekommen und liegt im Hause des Hauptpastors schwer darnieder."

„Und Ihr, Herr Pfeffer? Und Frau Ingeborg? Wo habt Ihr sie gelassen?"

„Sie ließ nicht von mir, und wir flohen in den Wald. Nach zwei Tagen und zwei Nächten erreichten wir unter großen Ängsten die Stadt. Frau Ingeborg hat sich bei dem Amtmann Kai von Ahlefeld, in dessen Hause sie einst als Jungfer gewesen ist, eingelagert."

An den bartlosen Lippen des Kapellans hatten alle Augen gehangen, doch Ulrikes am teilnahmsvollsten; und lebhafter, als es ihre Gewohnheit war, sprang sie empor: „Wir lassen Euch reden und vergessen, daß Ihr verschmachtet sein müßt seit Tagen. Kein Wort mehr, ehe Ihr Euch erquickt habt!"

Ein glückselig-gerührter Blick traf die vorsorgliche Ulrike, und seine blauen, ehrlichen Augen glänzten, denn den armen Pfeffer hungerte sehr. Sie trug eigenhändig die Schüsseln herbei und nötigte und atzte ihn, fast wie die junge Drossel, die sie im Bauer hielt. Der Apotheker eilte zurück in sein Pharmakopol mit einem unfreudigen Gesicht; die vielen Gäste fingen an, seinem Hause zur Beschwer zu fallen.

Eleonore aber holte Wein aus dem Keller und öffnete die geheime Tür. Das flackernde Licht in ihrer Hand erleuchtete die düstere Wölbung.

Hans Hoyer, wie geblendet, schützte die Augen: „Mir scheiden sich nicht Tag und Nacht, sondern schleichen in gleichem Dunkel dahin. Aber es wird licht, wenn Ihr kommt, Eleonore ... und das ist der minutenkurze Tag und Sonnenstrahl, der in das Verließ Eures Gefangenen fällt."

Wie eine befremdete Frage war ihr Aufsehen — so hatte seine Stimme noch nie geklungen. Aber sie erwiderte nichts, sondern erzählte von Pfeffers Ankunft und von seiner Schwester Elisabeth, wie sie sich erhole und rote Wangen bekomme. Als sie mit der gefüllten Kanne schon an der Tür stand, tat er drei rasche Schritte ihr nach und raunte: „Wie ist jener, den Ihr Tetzki nennt, der Polenoffizier, der uns belauschte? Wohl ein redselig-ritterlicher Herr gleich dem Schweden Anker?"

Zögernd wandte sie den Kopf zurück: „Tetzki? Der ist ein Mann ... ein Mann von festerem Holz und wenigeren Worten."

Hans Hoyer schwieg und saß in der Finsternis und schützte mit der Hand die Augen.

Wenn alles zur Ruhe gegangen war und nichts die Nachtstille unterbrach als ein nagendes Mäuslein, kam sie zu ihm, unhörbar leise — wie die Liebste zum Liebsten? — nein, wie der Himmelsengel, der zu den Häupten des Elias stand. — Und dann ward es helle um ihn her, eine unendlich strahlende, blendende Helle. Sie verließ ihn, und jäh erlosch sein Licht, und Hans Hoyer blieb sinnend zurück im Düster seiner einsamen Behausung. —

Das Haus von 1559, mit seiner Salveguardie an der Tür, war ein Asyl für viele geworden, und der Apotheker machte noch öfters ein ernstes Gesicht. Wir wollen von den Gästen, die während der Zeiten der Predigerqual hier Aufnahme und Pflege gefunden haben, die folgenden erwähnen.

Den Prediger von Stenderup, welches Dorf am kleinen Belt liegt, hatten die Polen als ortskundigen Mann mit sich geführt und die ganze Küste auf und nieder geschleppt. Dadurch den Schweden als Spion verdächtigt, warfen diese einen sonderlichen Haß auf ihn, stahlen sich in einer dunklen Nacht im Boote über den Belt und rissen ihn mit sich. Zu Middelfart, in Gegenwart des Generals Wrangel, wurden ihm die Daumenschrauben angelegt und dreimal die Prozedur und pein-

liche Frage wiederholt. Der Stenderuper Prediger hatte nichts zu bekennen, und man ließ ihn schließlich laufen, aber mit verstümmelten Händen.

In dem Apothekerhause klangen auch Kinderstimmen; und Lieschen Hoyer spielte oben in der Kammer mit den Mutterlosen, so daß sie um ihren Vater getröstet ward und wieder lachen lernte. Der Magister Dreyer von Oxenwad nämlich wohnte hier mit seinen vier unmündigen Kindern. Sein Weib hatte just ihre Stunde, als die Polenhorde ins Haus einbrach, und war vor Schreck gestorben.

Am Tage vor Weihnachten kam noch ein Hilfesuchender. Seine Gestalt schlotterte in einem blauen Wams von grobem Bauernwant, auf seinem kahlen Haupte perlte der Angstschweiß — wo war die alamodische Tracht und die wallende Allongeperücke?

„Konrektor Schrie—Schriever!“ stammelte Eleonore.

„Ja, es ist das Fragmentum und die miserable Ruine von ihm,“ jammerte er, „sie haben mich bis auf das innerste Kleidungsstück deshabilliert . . . ich bin ein torquierter Mann und des Todes, wenn Ihr mir nicht unter dem Schutz Eurer Salveguardie Protektion gewährt.“

Sie lächelte ein wenig: „Wir haben zwar das Haus voll von Kriegs- und Friedensleuten, doch will ich Euch aufnehmen unter einer Condition, zu deutsch Bedingung. Wir haben nämlich einen Polenoffizier, einen von den schwarzhaarigen, die leicht wild werden . . . Ihr müßt Euch jeder Courtoisie enthalten, er ist nicht frei von Jalousie und könnte es übel vermerken.“

„Bei meiner armen âme! Ich will jedes Sentiment in mir ersticken!“

„Noch eins, Herr Konrektor! Er haßt die Welschen, und das viele Franzö-sieren ist ihm zuwider. Redet leise, denn Eure buntscheckige Sprache könnte seine Wut reizen!“

Schriever legte die Hand auf die Brust: „Auf parole d'honneur! Ich will kein Wort Französisch mehr citieren . . . verzeiht — parlieren . . . verzeiht — kein Wort mehr sprechen.“

Das war Eleonore von Eisenbergs Rache.

Der Konrektor wagte nicht einmal, die wassergrauen Augen in ihrer Gegenwart aufzuschlagen, und es gelang ihm, seine Gefühle zu kreuzigen. Viel schwerer aber ist es dem gelehrten Manne geworden, seine Muttersprache zu erlernen.

Als Eleonore allein war, lächelte sie nicht mehr. Welches törichte Wort war ihr da über die losen Lippen gefahren! Der Pole sei eifersüchtig! Er war es ja gar nicht und hatte auch nie die Augen gedreht, noch süß gelispelt wie die anderen. Nichts von Courtoisie, nur die gleiche, ruhige Höflichkeit! Und das gefiel ihr an dem Manne.

Man schrieb den 24. Dezember. War eine dunkle Weihnacht und Wintersonnenwende in der Stadt und in allen ihren Häusern und Hütten. Wie hätte

ein Lied vom Frieden auf Erden ertönen können, wo man nur böse Mär hörte von Schrecknis und neuer Gewalttat?

Und doch! Aus der Mädchenkemenate des Pharmakopols kam es aus Kindermund herunter, sanft und leise, und die mutterlosen Kleinen sangen, wie Lieschen es sie lehrte: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“

Tetzki aber saß unten im Zimmer, stützte das Haupt und lauschte aufwärts nach den Tönen des Lutherliedes. Hinein trat Eleonore.

Sein Blick ging leuchtend über ihre Gestalt, und er sprach weicher als sonst: „In meiner Heimat ist es Sitte, daß die in einem Hause sind, heute sich eine kleine Gabe reichen . . . ich möchte Euch erfreuen, werte Jungfer, und weiß nicht wie.“

„Ach, Herr von Tetzki,“ erwiderte sie, „wenn Ihr durchaus bescheren wollt, so weiß ich schon zu bitten. Wehret der Bedrückung des Kriegsvolks, wo Ihr könnt! Lindert die Last und stehet insonderheit meinem schwachen, vielgeplagten Geschlechte bei . . . das will ich als die beste Weihnachtsgabe meines Lebens erachten.“

Er nickte und faßte ihre Hand — zum ersten Male.

Am Nachmittage hatte der Leutnant einen Gang zu tun, weil ihm die Revision der Wachtposten zufiel, und sein Weg führte ihn durch die Badstubengasse. Hier hörte er ein Gezeter und beschleunigte den Schritt. Zwei Kriegsknechte zerrten eine schreiende Dirne und wollten sie in ihr Quartier schleppen. Der Leutnant fuhr dazwischen mit dem Degen und donnerte: „Du Teufelsbraten! So willst du Weihnacht halten! Laß ab!“ Da die Soldaten nicht sogleich Ordre parierten, schlug er scharf um sich. Der eine trug eine tiefe Armwunde als Denkzeichen davon; und schreiend und fluchend stoben beide von hinnen. Die sprachlose Dirne aber geleitete er bis zu dem Gehöft jenseit der Süderbrücke, wo sie als Kuhmagd diente.

Von dem Geschehnis erwähnte Tetzki nichts. Sein Dienst an jenem geringen Weibe war Eleonores heimliche Weihnachtsgabe, von der sie nichts erfuhr.





Eine protestantische Ohrfeige

Vierter Abschnitt

Der Apotheker von Eisenberg saß in seinem Pharmakopol, schlug ein neues Hauptbuch auf mit Soll und Haben, spitzte behaglich die Feder und schrieb in künstlich verschnörkelten Zügen auf die erste Seite: „Anno Domini 1659.“ Das Fazit des verlaufenen Jahres zog er. Zwar der Posten für die geschriebene Sauvegarde belastete die Rechnung, und viele hungrige Mäuler hatten ihm auf Kost und Keller gelegen, aber die Kriegsläufe hatten dem Salben- und Mixturenhändler auch mancherlei Nahrung gebracht.

Anno Domini 1659! Das Haus hatte sein erstes Säkulum hinter sich und konnte seinen hundertjährigen Jahrestag feiern. Was stand nicht alles geschrieben auf den hundert Blättern seiner Geschichte, wo vier Menschengeschlechter gekommen waren wie die Knospen des Lenzes und gegangen wie die Blätter des Herbstes! Welch ein Soll und Haben von Menschenschuld und Gottesgnade! Wie viel Herzelust und Herzeleid, wie viel hell blitzende Jugend und müde blickendes Alter hatte das Haus gesehen! Und es stand, die Gasse hinauf- und hinabschauend, grau und düster wie ein Prediger der alten Wahrheit: Es ist alles eitel und nichts als ein Wechsel und eine ewige Wiederkehr von Leben und Tod.

Anno Domini 1659! Die Bewohner in Stadt und Land trieben heuer keine lustigen Neujahrsspiele noch rohen Neujahrsspäße — das besorgten die Polen — sondern schauten bänglich-fragend-flehend zu dem grauen Winterhimmel empor; aber ihr Blick drang nicht durch die Wolken, hinter denen die Hand der Vorsehung war, und ihnen graute vor dem, was von ihr gezeichnet werden würde auf das neue Blatt. Wird sie mit dem ehernen Griffel darauf schreiben — Krieg, Blut und Pestilenz? Oder mit dem Federstriche der göttlichen Amnestie: Ich will euch Ruhe schaffen vor euren Peinigern, und es soll Friede werden in diesen Herzogtümern?

Das Jahr ließ sich nicht schlecht an und machte einen lobenswerten Anlauf zum Guten. Die Trommel ging, und die Quartiere wurden geräumt; das ganze Hauptcorps der Polen verließ die Stadt und marschierte nordwärts.

Tetzki nahm kurzen Abschied und sah der Tochter des Apothekers flüchtig ins Antlitz. „Es ist nicht unser letztes Lebewohl, es sei denn, daß mir schon mein Blei gegossen sei. Wir halten Einkehr auf dem Rückmarsche, wenn wir die Däneninseln gesäubert und den Schweden über den Sund geworfen haben."

„So leicht wird die Auskehr nicht sein, denn das Eis baut Euch keine Brücke," entgegnete sie; „wenn aber ein junger Schwedenkornett mit braunen Locken Euch vor die Klinge kommen sollte, so gedenket, daß es mein Bruder sein könnte!"

Als er gegangen, dachte sie, daß der Pole ein verständiger Mann sei und so ganz anders als der tolle Schwede.

Aus den Häusern kamen die Leute auf die Gasse heraus, und wieder klapperten die Holzschuhe auf dem holprigen Pflaster. Die Mägde fegten und scheuerten aus dem Hinterhause den unbeschreiblichen Schmutz hinaus, den die Polacken hinterlassen hatten. Aus den Kammern und oberen Gemächern, wo sie in lautloser Zurückgezogenheit gelebt hatten, kamen sie zum Vorschein, versammelten sich im Staatszimmer und wurden laut und fast fröhlich.

Der Konrektor Schriever schimpfte tapfer auf die Polen. Sie seien die Barbaren des Menschengeschlechts und wie die wilden Bestien. Und er schloß mit dem frommen Wunsche: „Daß sie insgesamt in den Wassern der beiden Belte versöffen!"

Eleonore unterbrach ihn: „Wir könnten wohl schlimmeren Quartiernehmer erhalten als den, welchen wir in unserm Hause hatten."

Schriever aber wurde noch streitbarer: „Anathema sint! Sollten sie nicht erschlagen werden wie die Wölfe? Wozu haben wir eine Bürgerwehr mit Spießen und Hakenbüchsen? Sollten sie nicht den kleinen Rest in dieser Stadt ergreifen und auf Rad und Galgen flechten?"

„Ja, so gürtet Ihr Euch zuerst und ruft die Bürgerwehr zu den Waffen," lächelte Eleonore spöttisch.

Schriever wurde sehr still. „I—ch? Ich gehöre zum Lehrstande und verstehe nichts vom Waffenhandwerk. Meines Amtes ist es nicht . . ."

„Ihr gedenket mit Schmerzen Eures versäumten Amtes," fiel der Apotheker mit klugem Bedachte ein, „und der Lateinschule, die so lange verwaist gelegen hat . . . es läßt Euch keine Ruhe mehr."

„Ja, ja, mein Officium ruft mich," sprach der Konrektor, den Wink verstehend, und nahm mit lateinischen Floskeln Abschied.

Zusammen mit dem Rektor Gutbier gelang es ihm, von dem versprengten Häuflein der Lateinschüler zwei Dutzend zu sammeln. Aber sie hatten in der Schreckenszeit vor Furcht alles verschwitzt und vergessen, und er mußte, den Bakel schwingend, von vorne beginnen und das Verbum amare, lieben, durch alle Zeiten konjugieren lassen. Als er an die Vergangenheit kam, sprach er es

vor: Amavi, ich habe geliebt. Und seine Stimme schlug über, und er trieb es ernst und feierlich, als wäre dieses Tempus ein Abschluß seines Lebens. —

Der weiße, blinkende Schnee war gefallen, und im Eisenbergschen Hofe tummelten sich rotbackige Kinder, die Füße in kleinen Holzschuhen und die Hände in großen Fausthandschuhen. Es war aber auch ein großes Kind unter ihnen, welches die Kleinen lehrte, wie sie den Schneemann bauen müßten, und selbst die riesengroße Nase formte und die Kohlenaugen ihm ins Gesicht setzte. Elisabeth Hoyer trieb's mit den vier Sprößlingen des Magisters Dreyer in jedem Spiel um die Wette. O glückliche Jugend, welcher die selige Kunst des Vergessens gegeben worden ist! Es ist eine leidüberwindende Kraft in ihr, die das Alter nicht mehr hat.

Wie aber vertrieb sich der Magister die Zeit seines Exils und der unfreiwilligen Muße? Er saß von früh bis spät und schrieb — etwa ein gelehrtes Werk? — nein, im voraus schrieb er einen ganzen Jahrgang von Predigten nieder für die Zeit, wo er wieder in sein Kirchspiel zurückkehren könne; und zwar vom ersten Advent beginnend, war seine Arbeit schon bis zum Sonntag Lätare gediehen.

Und Gottlieb Pfeffer, der Kapellan cum spe successionis? Seine hagere Gestalt war völliger geworden, denn Ulrike betrachtete ihn als ihren besonderen Pflegling. Auch zeigte sein bartloses Gesicht stets ein glückliches Lächeln. Im Hause tat er manche willkommene Handreichung und war nicht müßig, wenn auch sein Tun mit seinem Kapellanamt in keinerlei Verbindung stand. Er wäre in seinem Exil ein völlig zufriedener Mann gewesen, wenn nicht seine Schüchternheit ihm manchen Verdruß bereitet hätte.

Eleonores Gegenwart und große Schönheit bedrückte ihn stets. So oft sie ihn anredete: „Mein lieber Pfeffer!" und mit den schelmischen Augen ansah, wenn sie so sicher war in ihrem Wesen und ein leises Necken durch ihre Worte klang, dann fühlte er sich so klein und hilflos.

Es war aber noch ärger, wenn er sich allein mit Ulrike im Zimmer befand, und solches wollte der Zufall oft. Ihre Gegenwart zwar demütigte ihn nicht, sondern erhöhte seine Gefühle, aber wiederum so sehr, daß er befangen und verlegen wurde. Sie ließ ihn das Wollgarn halten, gab seinen ungeschickten Händen die rechte Stellung — und vermochte auch nicht den leisesten Druck seiner Finger zu spüren.

Eleonore fragte einmal: „Tragt Ihr an irgend einem Leid, daß Ihr stets so schweigsam spintisiert?" Er stotterte nur Unverständliches.

Noch teilnahmsvoller bedrängte sie ihn: „Was bedrückt Euch? Schüttet mir Euer Herz aus, ich bin schweigsam!" Pfeffer aber schwieg, denn seine Kehle war wie zugeschnürt.

Da ward seine übergroße Schüchternheit auch Ulrike von Eisenberg zum Überdrusse fast.

Im Februar war es ein frostklarer Tag und im Zimmer sehr taghell. Um so peinlicher, daß Eleonore ihn mit den neckischen Augen ansah und begann: „Was ist Euch, Herr Kapellan? Ihr wechselt mir zu viel in Blässe und Röte die Farbe. Seid Ihr nicht wohl? Ihr raucht doch nicht insgeheim von dem höllischen Kraute, daß es Euch krank macht?“

Erschreckt blickte er sie an und machte eine schwörende Geberde: „Nein, nein, es ist mir immer ein Ekel gewesen!“

„So rumort ein Gewissenswurm in Euch, darum weil Ihr Frau Wandalinus im Amtshause noch nicht aufgesucht und getröstet habt?“

Entsetzt schwieg er.

Sie sprach nach einem langen und losen Nachdenken plötzlich: „Ich weiß nicht, es sei denn, daß es die Liebe ist, der Ihr verfallen.“

Pfeffer war gelähmt und sein Gesicht wie jäh entflammte Feuersbrunst.

„Ei, ei, Herr Kapellan! Was brauch' ich weiter, als Euch anzusehen! Es ist die Liebe! O meines Lebens Unheil! Ihr liebt mich gleich den anderen allen!“ Er stöhnte wie unter der Folter und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Warum denn mich? Warum ist Euer Auge nicht auf Ulrike gefallen?“

Da zerbarst seine Schüchternheit wie in tausend Stücke, und es platzte aus seinem Munde: „Ihr seid es gar nicht ... es ist ja Ulrike!“

Ein glockenhelles Lachen klang im Zimmer, doch war auch ein lustiger Ton der Narrenschelle darin. Die Tür ging auf, Ulrike trat hastig über die Schwelle und hinter ihr der Vater.

Dieser sprach mit der würdevollen Miene eines Leichenbitters: „Soeben kommt Nachricht von meinem Vater, daß Herr Wandalinus nach schwerem Kampfe heute Morgen verschieden ist.“

Pfeffer faltete die Hände. Ein ehrerbietiges Schweigen ehrte den Toten, den man nur wenig gekannt hatte. Ulrike unterbrach es zuerst: „So seid Ihr Prediger in Maugstrup, da Ihr die Succession habt.“

„Ja,“ sprach Eleonore, „und jetzt, Herr Pfeffer, die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt und geschwinde Euer Sprüchlein hergesagt! Ihr liebt ...“

Daß er Pastor in Maugstrup sei, gab ihm die Kraft, und den Mädchen den Rücken kehrend, wandte er sich an den Apotheker: „Ich wage um die Hand Eurer zweiten Tochter zu bitten ...“

„Es ist kein Wagnis ... ja, wenn es die andere wäre,“ sprach der Apotheker aufgeräumt, „willst du, Ulrike?“

Sie blickte vor sich nieder und lispelte ihr Jawort. Und sie hat zuerst zu ihrem nunmehrigen Verlobten herantreten und seine Hand fassen müssen — er tat es nicht.

Eleonore aber sprach, wie erschreckt: „Aber Pfeffer! Könnt Ihr meine Schwester freien? Müßt Ihr nicht nach kirchlichem Gebrauch und Gesetz Frau Ingeborg, die Witwe Eures Vorgängers, heiraten? O weh, Ihr müßt!"

„Nein," antwortete er, „von der Witwe steht nichts in meiner Bestallung."

Eleonore lächelte leise. Sie war, ohne es eigentlich gewollt zu haben, zur Ehevermittlerin geworden.

Bald aber nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Ist das die Liebe? Der große, prangende Edelstein der Menschensprache, nach dem unser Sehnen und Suchen geht? Ist das die Majestät der Minne, vor der sich beugen sollen alle Gefühle des Herzens, selbst das älteste und edelste, das uns zu Vater und Mutter zieht? Nein, ich dachte sie mir anders! Dieses gefühlvolle Erröten und das verständige Sichleidenmögen und diese notwendigen Präliminarien der Ehe, wo der Vater den Bund schließt und ich den Brautwerber gebe? — nein, das ist sie nicht!

Um die zehnte Abendstunde schlich Eleonore sich aus der Kammer und zu ihrem Schützling unter der Erde. Weil er mit Feuerzeug und Licht sparsam umgehen wollte, schritt er stundenlang in der Finsternis auf und ab, an der Mauer entlang sich tastend. Einmal in vierundzwanzig Stunden blendete ihn das plötzliche Licht.

Hans Hoyer sah in keine anderen Augen hinein, erblickte kein anderes Menschenantlitz und hörte keine Stimme als ihre. Ist es zum Verwundern, daß er sich verlor in dem Glauben, sie sei das einzige Weib auf Erden, daß seine Seele versank im Traume, als seien sie allein übrig geblieben in aller Welt?

Er hing an ihrer hereinschwebenden Gestalt mit glühenden Augen. Und sie beachtete seine Züge nicht, sondern sprach: „Ihr habt von Eurem letzten Mahl ja kaum gekostet! Was ist Euch, Hans?"

Hin vor ihr aufs Knie fiel er und dankte seinem Engel nicht, sondern bat und begehrte — und betete fast: „Eleonore, legt mir einmal die Hände auf das Haupt, denn es brennt mir!"

Sie erbleichte und schwieg, sah traurig zu ihm nieder und sprach: „Ihr seid krank geworden in Eurem Kerker! Doch will ich Euch über das arme, heiße Haupt hinstreichen, wie einem, den die Mutter tröstet und die Schwester liebt." Ihre weiche Hand berührte leise seine Stirn. Dann ging sie mit schnellen Schritten davon, als fliehe sie vor dem starken Gefühl ihres Erbarmens mit diesem.

In der Morgenfrühe beugte sie sich über Elisabeths Lager, und die beiden flüsterten lange mit einander. „Kannst du schweigen?"

„Ja!"

„So verschwiegen und verschlossen sein, daß nicht einmal die Folter dir ein Geständnis erpresse?"

„Ja!"

„Dein Bruder ist in diesem Hause verborgen, und du sollst ihn wiedersehen!"

Zu dem Gefangenen im unterirdischen Gange kamen von nun an zwei gute Engel, zuweilen aber auch Elisabeth allein und ohne Geleit. —

Seit Christians heimlichem Verschwinden hat der Apotheker des einzigen Sohnes mit keinem Worte mehr erwähnt. Doch war er ihm nicht ein verlorener Sohn, noch wie ein gestorbenes Kind, sondern lebte und webte immer in seinen Gedanken, von dem Tage seiner Geburt an durch alle Episoden seines Kindes- und Jünglingsalters.

Keine einzige Kunde von Christian war gekommen. Wie hätte er auch Nachricht von sich geben können? Die heillosen Hilfsvölker Dänemarks, denen es endlich gelang, den Schweden Friedrichsodde zu entreißen, standen in langen Linien an der Ostküste Jütlands und bewachten den Belt, lüstern, aber vergeblich hinüberschauend nach den fruchtbaren Inseln. Zwischen dem Festland und den Inseln war kein Weg, und über den Belt konnte keiner eine Botschaft bringen, es sei denn die Möve, die darüber hinstrich.

Der Kaiserliche General Montecuculi und der Pole Czernecki hatten einen Kriegsrat gehalten und eine große und heimliche Hauptaktion geplant. Südlich von Friedrichsodde, an der schmalsten Stelle des Belts, rüsteten sie den Wikingerzug über die Meerenge. Was nur Kiel hatte und über Wasser sich hielt, wurde herbeigeschafft. Die Polenflotte, welche auf dem Strande lag und auf günstige Windstille wartete, bestand aus einer bunten Mannigfaltigkeit von morschen Fischerkähnen und unförmlichen Flachböten.

Der General Czernecki, welcher auf den Boreas, den Nordwind, ingrimmig fluchte, befahl, die Schiffe ins Wasser zu lassen; und die Polacken, die kein Salzwasser kannten, gingen heldenmütig an Bord.

In einer Februarnacht begann das kecke Seeunternehmen — und endete auch. Ein mäßig-scharfer Wind wehte ihnen entgegen. Kaum einen Büchsenschuß vom Lande kam die Strömung von der Seite, und das Salzwasser schlug in die Böte, die sie nicht zu lenken verstanden. Geblendet von sprühendem Gischt und erschreckt vom Taumel des Meeres, ließen sie die Ruder fahren und — trieben. Hohnlachend pfiff der Wind, und verächtlich warf der Belt sie zurück an seinen Strand. Einige aber von den morschesten Kähnen zerbrachen vom Wellenschlage. In den Tagen danach wurde von den Fischern Strandgut aufgelesen, Ruder und Planken, auch Leiber von ertrunkenen Polen. Die Fischer wiesen auf ihre Peiniger: „Sieh, sieh, er hat sich tot gesoffen am Salzwasser!" Dann verscharrten sie die Leichen im Sande, nachdem sie ihnen Wams und Stiefel ausgezogen hatten.

Der General Czernecki soll mit dem Winde um die Wette geschnaubt haben. Das armselige, das schwarze Jütland mit seinen unabsehbaren Heiden ertrug nicht

mehr zwei Heere. Was blieb ihm übrig, als Retraite blasen zu lassen? Über die unglücklichen Ämter Schleswigs ergoß sich von neuem der wilde Heuschreckenschwarm, um das Land kahl zu fressen bis auf den letzten Strohhalm.

Durch Hadersleben ging der Schreckensruf: Die Krabaten kehren wieder! Auseinander stoben die Lateinschüler. Konrektor Schriever las den ganzen Tag in der deutschen Bibelübersetzung von Luther mit einem weinerlich-sauren Zug um den Mund. Er gehörte zu den Leuten, die in Notzeiten geistlich werden und beten, aber hundselend sich dabei befinden und das Ungewohnte wie eine bittere Arznei mit einigem Widerstreben zu sich nehmen.

Der Apotheker wehklagte. Er hatte noch ein Kistchen im Keller verstecken wollen und war auf Hans Hoyer gestoßen, von dessen Anwesenheit er keine Ahnung hatte. Es sei Hochverrat und gehe ihnen allen an den Hals, so lamentierte er und beschwor seine Tochter, jenen aus dem Hause zu treiben, damit sie nicht alle verdürben.

Aber Eleonore verweigerte ruhig den Kindesgehorsam. „Er muß an seinem Orte verbleiben, bis er zu entkommen vermag.“ Und Hans Hoyer blieb.

Die Polacken trabten auf ihren Kleppern über die Norderbrücke und verstreuten sich in den Straßen, die wie ausgestorben lagen.

Eine Kavalkade von Reitern auf gut gepflegten Rossen nahm ihren Weg durch die Badstubengasse und kam an dem Pharmakopol vorbei.

Eleonore wollte ungesehen aus dem Fenster lugen. Der auf dem Fuchse saß, war nämlich Tetzki. Da beugte sie sich ohne Bedacht in die Fensternische hinein. Er lächelte und grüßte.

Sie sah auch den anderen, der auf einem Schimmel ritt und den Kopf wandte. Sein hoher Federbusch nickte, und der große Edelstein in der Agraffe seiner Pelzmütze blitzte. Wie aber sein dunkles Auge das schöne Weib im Fenster anfunkelte! Eleonore floh zurück ins Zimmer, und es gereute sie, hinausgeschaut zu haben.

Der Offizier mit der Edelsteinagraffe war der Oberst Czernecki, ein Verwandter des Generals.

Er sprach polnisch mit seinem Begleiter: „Wer war die Taube, die nach Euch ausschaute, Tetzki?“

Kurz war die Antwort: „Des Mannes Tochter, bei dem ich im Quartier lag.“

„Ei, Ihr habt eine feine Spürnase,“ lachte der Oberst, „wachsen solche Weiber in diesem Lande? Wie weit seid Ihr mit ihr gediehen ...? Daß ich Euch nicht ins Gehege komme ...“

Mürrisch entgegnete Tetzki: „Sie ist eine ehrsame Jungfer.“

Schweigend ritten die beiden mit ihrem Gefolge weiter und hielten auf dem Marktplatz.

Czernecki strich sich wohlgefällig den Schnurrbart, und um seine Lippen spielte es boshaft, als er sprach: „War jenes Haus nicht die Arzneiboutique der Stadt?“ — Keine Antwort. — „Wohlan, Tetzki, wir wollen beide daselbst Quartier machen. Unsere Sehnsucht nach dem Anblick schöner Frauen wird Salbe finden.“

„Wie Ihr befehlt,“ entgegnete kurz der Angeredete.

Eisenberg fing an, die Hände zu ringen und in seiner Perücke zu wühlen, als die beiden in seinen Hof ritten. Dennoch kam er ihnen mit devoten Bücklingen entgegen: „Wir haben noch ein Fäßlein guten Malvasier im Keller, aber sonst wenig oder nichts, um so hohen Herren aufzuwarten.“

Czernecki scherzte in gebrochenem Deutsch: „Ihr habt einen guten Wein und eine schöne Tochter! Was wollt Ihr mehr, Mann?“

„Ach,“ klagte Eisenberg, „die vorige Einlagerung hat hart auf uns gelegen, auch habe ich von der Gnade des Generals und für mein letztes Geld eine Salveguardie bekommen . . .“

Der Offizier warf sich in die Brust: „Väterchen, bessere Sauvegarde als mich könnt Ihr nicht ins Haus bekommen . . . ich bin des Generalissimus Vetter!“ Nicht lange verschwieg der Oberst seine Verwandtschaft mit dem General.

Sie gingen ins Haus. Tetzki und Eleonore sahen sich wieder und grüßten sich mit höflicher Kälte, denn Czernecki war zugegen. Dieser betrachtete das Weib mit dreistem Auge. Sein Anstarren schien ihr Frechheit fast. Hatte sie doch mit dem schnellen Streifblick der Frauen im Nu erschaut, was sie sehen wollte und nicht zu sehen wünschte.

Czernecki war ein stattlicher Mann, um einen halben Kopf höher als Tetzki, schwarzhaarig, schwarzäugig, mit verwettert-verwegenen, aber nicht unedlen Gesichtszügen, einem keck gezwirbelten Schnurrbart und einer Narbe an der Schläfe. Aber ihr gefiel er mit nichten. An den Augen lag es und ihrem Flackern, um die Lippen saß es wie die Spuren jenes wilden Kusses, den die Venus ihren Liebhabern auf die Lippen drückt. Auch das Weib hat seine untrüglichen Instinkte. Darum war der Polenoberst ihr zuwider.

Er redete sie in fließendem Französisch an und überschüttete sie stracks mit einem Schwall von süßen Phrasen, wie nur das alamodische Jahrhundert sie besaß. So war sein üblicher Sturmlauf auf ein unerfahrenes Mädchenherz.

Aber Eleonore verschanzte sich klüglich: „Ich muß leider meine große Ignoranz bekennen. Wenn es französisch sein soll, werden wir uns nicht entzweien; denn meine Rede wird sich auf »Je ne sais pas!« und wenn es hoch kommt, auf »Oui, monsieur!« beschränken.“

Czernecki sah sich genötigt, so gut oder so schlecht es ging, in gebrochenem Deutsch die Unterhaltung zu führen, mußte oft lange suchen nach dem Wort und

langsam attackieren. Sie aber hatte eine überlegene Position gewonnen, wo das Parieren ihr erleichtert war.

Tetzki stand abseits und lächelte für sich.

Czernecki begann: „Sagt an, gedeihen in diesem Lande der rauhen Winde noch mehr Blumen von Eurer Art?“

„Ja, sehr viele und bessere noch, aber sie haben jetzo gute Gründe, im Verborgenen zu blühen.“

Er strich sich den Bart: „Fürchtet keine Beschwer vom Kriegsvolke, so lange ich im Hause verweile ... ich will Eure Sauvegarde sein, schöne Jungfer!“

„O, es möchte uns doch nicht gehen wie Dänemark, welches die Hilfsvölker rief und seine Sauvegarde bekam,“ erwiderte sie schnell.

Er tat jovial: „Wir wollen gut Freund sein! O, die breitmäuligen Jütenweiber! Heute habe ich in diesem Lande die erste Frau gesehen! Ihr werdet uns durch Eure Gegenwart erfreuen. Ich liebe — ratet, was ich gern habe!“

„Es ist leicht zu raten. Wein und Würfel! Ihr sollt beides sogleich haben!“

„Nein Gesang! Ihr singt doch ...“

„Ich könnte singen? Könnt Ihr Latein? Holsatia non cantat! Die Herzogtümer haben in diesen Zeiten das Singen verlernt.“

Unentwegt griff er nach ihrer schönen Hand. Sie fuhr zurück mit blitzenden Augen und verschwand. Tetzki sah nach der Tür, nicht unzufrieden.

Czernecki lachte: „Wir wollen sie schon kirre machen, Tetzki! Ihr oder ich! Habt Ihr Schelmbeine? So könnten wir darum würfeln!“

Der Angeredete schüttelte den Kopf und verschluckte ein polnisches Wort, das am besten mit „Prahlhans“ übersetzt werden könnte. Czernecki aber bezog das Zimmer, welches Pfeffer bewohnt hatte. —

Wo aber war der Kapellan cum spe successionis, der durch das frühzeitige Ableben des Wandalinus zu Amt und Ehren gekommen war? Die Polen hatten es böse gemeint, und Gott hatte ihre Bosheit ihm jedenfalls zum Guten gewendet. Doch wagte er nicht, für sein so verursachtes Glück zu danken. Die verständige Ulrike trieb ihn zu schnellem Entschluß. Wollte er nicht der Succession verlustig gehen, so mußte er sein Amt antreten. Als die Polen sich nach Jütland verzogen hatten, war er nach Maugstrup gegangen.

Nun hielt seine verlobte Braut einen an die wohlehrsame Jungfer von Eisenberg gerichteten Brief in der Hand. Zwar duftete er nicht nach den wohlriechenden Wassern, die auch in dieser entlegenen Gegend in Gebrauch gekommen waren, sondern ein wenig nach dem Stalle, denn ein Kuhknecht hatte ihn gebracht. Aber es war ihr erster Liebesbrief — und ihre Hände zitterten beim Erbrechen des Siegels.

Pfeffer meldete von seinen Schicksalen: „Hier ist Teuerung und böse Zeit, in allen Dörfern meines Kirchspiels. Die Felder liegen wüste. Die Dreistigkeit der Wölfe ist so groß geworden, daß sie nachts die Haustofte umschleichen. Von dem Dezemroggen, der zu Epiphanias fällig, ist kein Scheffel eingekommen, da die Bauern selber kein Korn haben. Aus den umliegenden Kirchspielen ist zu melden, daß die Prediger der zweie geflohen sind, der von Sommerstede aber in der Predigerqual des letzten Jahres umgekommen ist. Also habe ich vier Gemeinden zu versorgen. Dennoch wüßte ich nicht, wie ich mein Leben fristen sollte, wenn nicht die vielen Leichen wären — in einer Woche waren es zwölfe — und durch die Grabsermone einige geringe Accidentien einkämen. Da es heißt, daß die Polen wieder im Anzuge seien, wird unsere Verehelichung gute Weile haben. Also bleibet uns nichts übrig, als die Hoffnung zu Gott und die Geduld, diesen harten Zufall zu überstehen. Meiner Verschwägerung melde ich meinen ehrerbietigen Gruß. In Liebe Euer wohlzugetaner Verlobter Gottlieb Pfeffer."

Es war ein frommer und trübsalsvoller Liebesbrief, und Ulrike weinte. Nicht darum, daß die Hochzeit noch lange Hinstand habe, aber ihr Verlobter war in Fährlichkeit. Und sie vermißte etwas, hätte einige süße Geständnisse erwartet, auch ein gewisses Maß der von Eleonore verlästerten Courtoisie nicht unwillig aufgenommen.

Magister Dreyer von Oxenvad hatte seinen Jahrgang von Predigten beendet und kehrte nicht in seine Gemeinde zurück, sondern übernahm das verwaiste Archidiakonat an St. Marien in Hadersleben. Die Stadtprediger waren ja leidlicher gefahren in der Unfriedszeit.

Aber wehe den Landpredigern des Amtes! Wie viele hatten Schaden an Leib und Leben genommen! Und des Elends war kein Ende. Die zweite und ärgere Poleninvasion und Predigerqual des Jahres 1659 begann. Die kleinen Fouragiercorps und die auf eigene Hand marodierenden Haufen warfen sich über die unglücklichen Dörfer wie hungrige Hunde über abgenagte Knochen. In dem Maße wie das Land kahl gefressen war von der unersättlichen Kriegsfurie, soll der Wolfsgrimm der Krabaten reißender geworden sein.

Auch das Dorf Maugstrup durchsuchten sie, schlugen mehrere Männer zu Tode und taten einigen Weibern Schmach an. Gottlieb Pfeffer saß in seiner einsamen Pastorei und meinte sein letztes Stündlein gekommen; denn er hörte ihr Poltern, und wie sie vom Keller bis zum Dache das Haus durchstöberten. Die höllischen Gesichter umringten ihn und schrieen: „Der Pfaff, der lutherische Pfaff!" Sie drückten den Hahn der Büchse, und drei Schüsse gingen los, daß die Kugeln sein Haupt umpfiffen. Nach jedem Schusse aber lachten sie lauter, da sie seine Angst sahen. Dann brüllte einer: „Im Namen St. Peters und der heiligen Jungfrau, schlagt den lutherischen Hund tot!"

Woher kam dem weichmütigen Manne der plötzliche und starke Mut? Pfeffer sank auf die Kniee, hob seine Hände gen Himmel, bot seine Brust den entblößten Schwertern dar und befahl seine Seele Gott dem Allmächtigen. Da geschah ein Wunder. Die Polen raunten: „Betet auch ein Ketzer zur heiligen Jungfrau?“ und sie ließen verdutzt von ihm ab und wichen aus dem Hause.

Pfeffer dankte Gott ohne Unterlaß an diesem Tage. In der Nacht danach aber schlief er müde in seinem Bette, und um Mitternacht hatte er einen Traum. Deutlich und zu dreien Malen rief eine Stimme ihm ins Ohr: „Gottlieb Pfeffer, stehe auf!“ Beschwert vom Schlafe besann er sich, wessen die Stimme sei. Beim dritten Ruf aber sprang er aus dem Bette. Die Stube war hell wie von des Morgens Sonnenröte, und es war Mitternacht. Das Haus über seinem Kopfe brannte lichterloh. Die Polacken hatten tückisch einen Brand ins Strohdach geworfen. Pfeffer rettete sein nacktes Leben und fand beim Totengräber, mit dem er das Alkovenbett teilte, eine Unterkunft. Wessen aber war der Weckruf, den er im Traume vernommen hatte? Es mußte Gottes Stimme gewesen sein. Und dieses ist das zweite Wunder, welches der Pastor Pfeffer von Maugstrup ins Kirchenbuch seiner Gemeinde eingetragen und, wie er schreibt, mit Augen und vernünftigen Sinnen gesehen hat und wahrhaftig berichtet.

Von nun an wurde das Dorf Maugstrup, welches zum Teil in Asche lag, nicht mehr heimgesucht. Die Plünderer umstrichen es in weitem Bogen, gleichwie Schakale eine völlige Wüstenei aus der Ferne umwittern und vermeiden.

Ganze Dörfer sind spurlos vom Erdboden verschwunden in jener Zeit. Das Amt Hadersleben — der durch unaufhörliche Kontributionen ausgedrückte Schwamm — wurde stets von neuem gepreßt und gepeinigt. Der hohläugige Hunger zog durch das Land, setzte sich auf die Türschwellen und sah die Menschen an. Wohl allen, welchen noch, wie dem Maugstruper Pastor, die Hoffnung zu Gott und die Geduld übrig geblieben war!

Die Leiden der Stadt waren etwas erträglicher. Einige Offiziere hielten auf Mannszucht. Die ärgsten Ausschreitungen wurden mit der Karbatsche geahndet und — wenn der Zorn des Offiziers groß war und es gerade wollte — wohl auch durch den Strang gesühnt. Ein Menschenleben galt weniger als das eines guten Rosses.

Den Weibern und Jungfrauen freilich ist es oft übel ergangen, und die konnten von Glück sagen, die vor lüsternen Polenaugen einen heimlichen Schlupfwinkel gefunden hatten.

Elisabeth Hoyer wich nicht aus ihrer Kammer im Oberstocke. Der Schauder war noch in ihr seit dem Morde des Vaters. Die Kinder des Archidiakonus Dreyer, welche im Hause blieben, waren in ihrer Hut. Sie pflegte und speiste sie, sie spielte mit ihnen, und — was das schwerste Stück ihres Mutteramtes —

sie schwichtigte die kleinen lauten Füße und die schwatzhaften Mäuler. Das war ihr Tagwerk. Zur Nachtzeit aber erhob sie sich und wandelte durch die düsteren Flure und den finsteren Keller hinab zu ihrem Bruder. Sein Gruß war nicht so warm wie in den ersten Nächten und der Blick, mit dem er aufsah nach der geöffneten Tür, fast traurig und suchend.

Sie redete mit dem baumstarken Jünglinge fast wie mit ihren Kindlein: „Was ist dir, Hänschen? Du wirst hager und giebst deiner Pflegerin einen schlechten Leumund. Was fehlt dir?“

„Nichts, nichts!“ — und er schüttelte den Kopf, als wäre ihm das Fragen zuwider.

Dann erzählte sie von dem neuen Polenoberst und den Begebenheiten. Er hörte zu, als wäre ihm auch das viele Reden nicht lieb. Elisabeth sprach: „Es ist die Langeweile und die dumpfe Luft, welche dich krank machen.“

„Ja, es ist die Luft in diesem Hause, welche ich nicht vertrage — sage Eleonore von Eisenberg, daß ich von hinnen muß und, wie ein schlechter Bauersmann verkleidet, mich wohl bis Kopenhagen durchschlagen will.“

„Ich will deinen Wunsch bestellen, aber nicht befürworten“, antwortete die Schwester.

Derselbe ist zunächst auch unerfüllt geblieben. —

Wie trieben die Quartiernehmer es im Pharmakopol? Oberst Czernecki versammelte gern seine Offiziere um sich. In dem großen Staatszimmer saßen sie, oft ein Dutzend und mehr, um den Eichentisch und machten die Türen fest zu. Hielten sie Kriegsrat etwa, und entwickelte der Oberst seine strategische Kunst, auf die Karte der Belte mit dem Finger weisend? Freilich, die Karten handhabten sie fleißig, aber die bunten des Landsknechtspiels und die Würfel und die Becher. Czernecki war ein lustiger Herr, der stets ein Kartenspiel, einen Satz ehrlicher Schelmbeine — und einen Rosenkranz von Elfenbein bei sich in der Tasche führte.

Frühmorgens gingen sie meist in die Messe, welche ein Feldpriester in einem Zimmer der Lateinschule las. Vormittags kamen sie zu einem kleinen Frühtrunk zusammen und nachmittags zu einem Nachtrunke, der oft bis Mitternacht dauerte. In dem ehrsamen Staatszimmer des alten Hauses erklang das Rollen der Würfel, das Knistern der Karten, das Klimpern des Goldes und das Klirren der Pokale, auch wohl ein Fluch nach unglücklichem Wurf oder ein wieherndes Lachen nach unsauberem Witz, und es war nur gut, daß sie die Türen hinter sich zugemacht hatten.

Wurde am schärfsten pokuliert und drang das Geräusch am lautesten über den Flur, dann rümpfte Eleonore wohl verächtlich die Nase und sprach zu Ulrike: „Schade um den Leutnant, der aus anderem Holze schien ... in einer lotterigen Sippe verdirbt auch der bessere Mann.“

„Nein, Tetzki muß nur mittun, und er weiß sein Maß in allen Dingen," entschuldigte Ulrike. Sie lobte auch sein gesetztes Wesen, und Eleonore lächelte zu der Verteidigung des Leutnants, welche die Schwester führte.

Mittags speisten Eisenberg und seine Tochter mit den beiden Offizieren. Czernecki hatte darauf bestanden. Mit viel Anstand bot er ihr den Arm und führte sie zu Tisch, unterhielt sie, nicht immer ohne Witz, und erschöpfte sich nicht in seinen Galanterien, denn auf Wiederholungen kam es ihm nicht an. Tetzki aber war zurückhaltender als je und richtete kaum ein Wort an sie.

Eleonore verhehlte sich nicht, daß dieses Mittagsmahl die schlimmste Stunde ihres Tages sei; denn sie begann sich zu fürchten vor dem Oberst und vor der Weise, wie er sie zuweilen ansah.

Der fortwährende Kriegs- und Einquartierungszustand dauerte schon bis in den März, welcher Frühlingsmond seinem Namen keine Ehre machte, denn er war rauh wie der Januar und naßkalt wie der November. Die Polen führten ein faules Schlaraffenleben und fingen an zu gähnen und Langeweile zu spüren. Ihnen war kaum eine Gelegenheit gegeben, um ihre Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit im edlen Waffenhandwerk zu zeigen, so kämpften sie gegen die Langeweile und trieben die anderen und unedleren Soldatenkünste, welche sie trotz alledem noble Passionen benannten, als da sind: Karten und Pokulieren und, wenn es hoch kam, ein wenig Courtoisieren und Duellieren.

Der Frühlingsanfang fällt bekanntlich auf den 20. März, und des edlen Polenobristen Geburtstag fiel zufällig auf diesen Tag und mit dem Frühlingsanfang zusammen. Noch mehr Offiziere als sonst saßen am Spätnachmittage im Staatszimmer. Sie hatten die Schnürenröcke weit aufgeknöpft, denn ihnen war sehr warm. Ein Faß Malvasier stand halbgeleert in der Ecke. Tetzki war Mundschenk und füllte mit sicheren Händen die Becher, ohne einen Tropfen zu verschütten. Er war offenbar der nüchternste von allen.

Die Stimmen hatten etwas Schreiendes und die Kehlen schon jene heisere Klangfärbung, welche das hindurchgegossene Getränk ihnen giebt. Das Gelage war schrankenlos, auch in dem Sinne, daß die Rede gleich frei sein sollte, vom Obersten bis zum Fahnenjunker. Und sie ging, oft ungezügelt genug, über die Lippen.

Czernecki sprach: „Laßt uns die Karten zur Hand nehmen!"

„Nein, Ihr seid ein Frühlingskind und habt zu viel Fortuna in den Karten," wurde geantwortet.

Der bartlose Fahnenjunker näselte weise: „Man sagt, daß Kartenfortuna und Frauenfaveur sich nicht vertragen . . ."

„Wie meint Ihr das?" schrie der Oberst.

Der blutjunge Mann hatte für seine Konstitution schon zu viel getrunken

und war mutig geworden: „Die Eisenberg ist ein verteufelt schönes Frauenzimmer . . . . wer sich einer Gunst bei ihr rühmen könnte!"

Czernecki schlug auf den Tisch: „Wenn einer, kann ich's!"

Einige nickten, aber spöttisch, und andere lächelten zweifelhaft vor sich hin. Da ward er unbesonnen und sprach hitzig: „Die Jungfer von Eisenberg wird mir heute an meinem Geburtstage in aller Gegenwart einen Trunk kredenzen und einen Ehrenkuß gewähren."

„Himmel! Was sagt Ihr? Bedenkt es nüchtern noch einmal!" klang Tetzkis erregte Stimme durch den Lärm.

Czernecki aber ward erbost über die Warnung und schrie: „Schwerenot! Es gilt die Wette! Ich halte zehn Goldfüchse darauf!"

Der Fahnenjunker und ein Offizier antworteten eilig: „Gut! Wir halten sie, jeder zur Hälfte."

„Rufet mir den Apotheker und Hausherrn, daß er auf meine Gesundheit einen Trunk mit uns tue?" sprach Czernecki, holte eigenhändig einen noch neuen Stulpstiefel — von den zierlich-modischen, die eben über die Knöchel reichten — herbei und stellte ihn mitten auf den Tisch. Tetzki sah es und zog die Brauen zusammen.

Eisenberg verbeugte sich tief. Ob der Wein alle geworden sei und die Herren ein neues Fäßlein begehrten?

„Nein, wir erbitten von Euch die Ehre, daß Ihr mit uns einen von Euren trefflichen Tropfen auf mein Wohl leert." Und Czernecki füllte den Stiefel, welcher drei Maß faßte. Er setzte ihn zuerst an die Lippen und leerte ihn in langen Zügen. So taten auch die anderen der Reihe nach und gossen das starke Getränk hinunter, wie Wasser durch einen Trichter. Auch Tetzki that seine Schuldigkeit im Trinken, verzog keine Miene und vertrug es.

Entsetzt sah Eisenberg dem tollen Treiben zu, denn alle Völlerei war ihm verhaßt. Da erscholl es: „Die Reihe ist an Euch!" und man hielt ihm den gefüllten Stiefel hin. Seine Hände zitterten und verschütteten einiges. Er tat einen Zug.

„Ihr nippt wie die Weiber daran," lachte der Junker.

„Haltet es in Gnaden meinem schwachen Leibe zu gute . . . ich vermag es beim besten Willen für Euer leibliches Wohlergehen nicht", klagte der Apotheker und setzte mit einem flehentlichen Blick den Stiefel von sich.

Czernecki runzelte finster die Stirn: „Haben wir bisher nicht gute Freundschaft gehalten, gelinde mit Euch gehandelt und unseren Wein bezahlt? Und Ihr wollt mir nicht meinen Ehrentrunk nachkommen!"

Dem Apotheker war hundselend, und er bat: „Verzeihen Eure Gnaden mir!" und er ergriff noch einmal den Stiefel und setzte ihn an. Ach, wie er goß und gurgelte, wie er schluckte und würgte, und es wollte dennoch nicht gelingen. Kaum die Hälfte war herunter.

Da jammerte er: „Ich kann nicht; mir ist, als wenn ich in dem vielen Wein ersaufen müßte!“

„Wohlan, ich will Euch nicht länger nötigen,“ sprach Czernecki, „wofern Ihr an Eurer Statt Eure Tochter einen Augenblick hereinsendet, daß sie einen Ehrenbecher mir kredenze.“

Der Apotheker ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern brauchte seine Füße, so lange sie noch ihn zu tragen imstande waren. Der Wein und der Schrecken verwirrten ihm den Kopf.

Verstört kam er zu seiner Tochter: „Sie haben ihre Possen mit mir getrieben und bestehen darauf, daß du kommst.“

Eleonore wollte nicht, und der schwache Mann bat seine Tochter, daß sie ginge: „Sie werden mich sonst umbringen mit ihrem Wein.“

Der Stiefel war in einen Winkel geschleudert und ein goldbemalter Pokal auf den Tisch gestellt worden.

Eleonore von Eisenberg stand in dem Staatszimmer, zwei Schritte von der Tür, hochaufgerichtet und tiefernst: „Was wollt Ihr von meinem Vater und mir?“ Die Frage klang wie ein herber Vorwurf.

Czernecki verbeugte sich galant: „Wisset Ihr nicht, wo die Langeweile ist? Überall in der Welt, wo Ihr nicht seid!“

„So greift doch zu den ennuyanten Karten, die Langeweile durch Langeweile vertreiben, zu dem Zeitvertreib der Menschen, die nichts mit einander anzufangen wissen!“ Es zuckte um ihren Mund.

„Scheltet mir nicht die Karten,“ sprach er lustig, „ich hatte einen Soldknecht bei meinem Haufen, der zog unter der Messe ein Kartenspiel aus der Tasche und sah mit großer Andacht hinein, ward von dem Kirchenknecht betroffen und des Ärgernisses angeklagt. »Gestrenger Herr,« sprach er zu mir, »der Sold langt nicht zum Bücherkaufen, und ich behelfe mich mit diesem kurzen Auszuge des Unentbehrlichen, das ich wissen muß. Die Karten sind mein Kalender, denn wenn ich alle Augen zusammenzähle, so finde ich 365, just so viele, als Tage im Jahre; und der Blätter sind 52, das sind die Wochen. Wenn ich aber ein Lutherischer wäre, könnte mir das Kartenspiel auch die Bibel ersetzen, denn bei der Zehn könnte ich nichts Besseres im Sinne haben, als die zehn Gebote, die Vier erinnert mich an die heiligen Evangelisten und die Sieben an den Sabbat, den ich halten soll ...«“

„Halt, lästert mir die Bibel nicht,“ schnitt sie ihm empört die Rede ab, „und was soll's? Ich verstehe mich nicht auf Könige und Buben, so wenig wie mein Vater aufs Zechen.“

Er lenkte ein: „Zürnet uns nicht, wenn wir ein wenig laut und lustig sind ... zufällig halten der Frühling und ich an einem Tage Geburtstag ... heute vor recht vielen Jahren ward ich geboren.“

„So gratulier' ich," kam's trocken von ihren Lippen und dann wie ein sanfter Dämpfer für seine Selbständigkeit: „Wie viele schon, Herr Oberst?"

„Ach, ich zählte dreißig, und als ich die dreißig zählte, hörte ich vor Schreck auf zu zählen . . . ich bin alt und dennoch ein Jüngling! Und Ihr habt kein Glückssprüchlein mir zu sagen?"

In ihrem Auge saß der Schalk: „Doch! Mein Spruch soll lauten nach Eurem Wort: Alter Jüngling gleichwie der Frühling, möge das Leben Euch lang und Fortuna Euch hold sein!"

Er nahm auch das nicht übel, sondern reichte ihr den Pokal: „Trinket auf mein Wohl!"

„Ich trinke," sprach sie, „auch das will ich tun zum letzten."

„Wenn ich aber noch das Allerletzte und Allersüßeste begehrte . . ."

Sie nahm stracks den Becher von den Lippen und sah ihn eisig an.

„Holdselige Jungfer, laßt mich von Euren Lippen einen Kuß in Ehren . . ."

„Seid Ihr des Teufels, daß Ihr mich in meinem Hause beleidigt?" schleuderte sie ihm ins Gesicht.

Leidenschaftlich streckte er die Arme aus, und sie entsetzte sich vor dem unheimlichen Gefunkel seiner Augen.

„Sie ziert sich! Unsere Frauen sind nicht so zimperlich," stieß er hervor.

„Wir sind anderen Glaubens," entgegnete sie bleich und biß die Lippen.

Klirrend zerbrach das Glas in tausend Scherben. Czernecki hatte sie berührt und sie mit beiden Armen ihn zurückgestoßen.

„Ei, die protestantische Hexe!" zischelte der Obrist und sprang wie sinnlos vor, um ihr mit Gewalt den Kuß zu rauben, damit er seine Wette gewänne.

Geschmeidig wie ein Kätzchen, das die Pfote hebt, bog sie sich zur Seite, ihr Zorn war sehr groß. Eleonore vun Eisenberg holte aus mit der kleinen, weißen Hand und versetzte dem Polenobristen eine laut schallende und so sonore Ohrfeige, daß ihr Klatschen durch die Tür drang.

Der Mund des Gezüchtigten zuckte schmerzhaft, und in seiner Verblüffung stammelte er: „Was — war — das?"

„Meine Protestation! . . . Wenn Ihr wollt, eine gut protestantische Ohrfeige!" Das war Eleonores Stimme. Sie war verschwunden. Die Tür schlug hinter ihr zu.

Tetzki mußte bersten oder lachen, und er lachte zuerst. Solches war das Zeichen für die ganze Tafelrunde, in ein polnisches, donnerndes und despektierliches Gelächter auszubrechen. Der Oberst sah sie alle der Reihe nach an mit seinem grimmigsten Blicke, den Leutnant Tetzki aber am längsten und wütendsten. Dennoch hörte man noch hier und da ein Gekicher.

„Die Wette wäre gewonnen", sprach der eine von den beiden, die Halbpart gehalten hatten.

„Ich weiß!" war die Antwort, und er warf die Goldstücke auf den Tisch.

Der bartlose Junker war am trunkensten, und er lallte durch die Nase: „War eine Ohrfeige, die wohl einem Manne das Herzweh von Grund aus kurieren könnte."

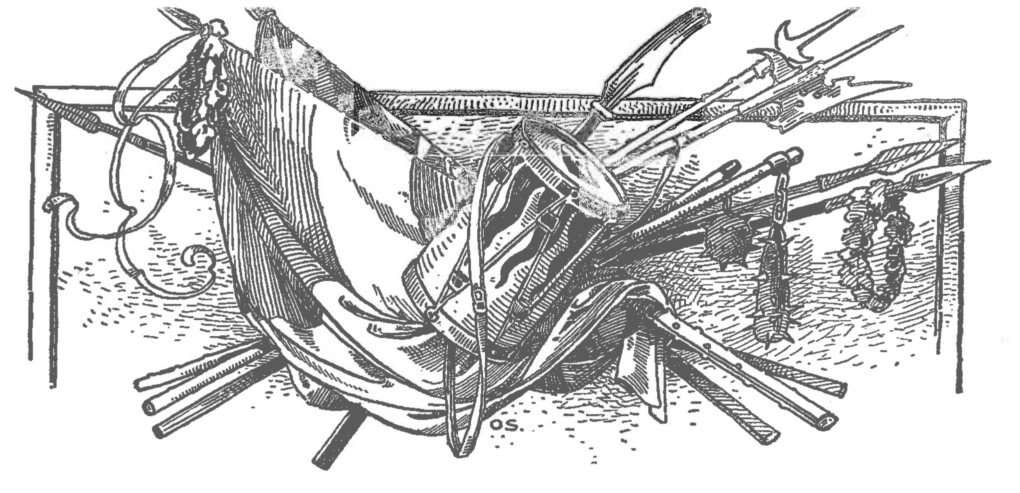
„Bringt den Knaben zu Bett, der nicht mehr auf den Beinen stehen kann!" befahl der Oberst. Er kehrte den Vorgesetzten und den Vetter des Generals heraus und herrschte einen Offizier an: „Setzt den Stiefel auf den Tisch!"

Das wüste Wetttrinken begann. Doch setzte Czernecki insonderheit Tetzki zu, und es war offenbar sein Wille, den Leutnant unter den Tisch zu trinken. Je gläserner seine Augen wurden, desto tückischer auch, und ungeniert übte er Polentrug, indem er einen Rest im Stiefel ließ und, schnell vollgießend, dem anderen ihn zuschob.

Tetzki aber war ein Mann, der, wenn es sein mußte, etwas vertrug und seinen Stiefel wegtrank. Und das Ende des unrühmlichen Zweikampfes? Der Leutnant war weder nüchtern noch ganz fest auf den Beinen. Aber der Oberst benötigte des Beistandes von zwei Offizieren, um in sein Zimmer und Bett zu gelangen.

Die protestantische Ohrfeige, die ihm an seinem Geburtstage zu teil wurde, ist berühmt geworden und hat Eleonores Namen bekannt gemacht in einem nicht geringen Teile des Landes.





Fünfter Abschnitt — Der Handstreich auf Hadersleben

Der düstere Märzmorgen war längst zum hellen Tage geworden, und die im Pharmakopol einquartierten Offiziere verhielten sich gegen Gewohnheit merkwürdig still. Endlich knarrte die Treppe, und ein Sporn klirrte. Man hörte den Schritt und man kannte ihn.

Von ungefähr begegnete Eleonore dem Leutnant Tetzki auf dem Flure. Seine Augen lachten ihr entgegen, und sie lächelte zurück, und ihre Blicke hatten sich verstanden. Dieser mißbilligte nicht ihre rasche Tat.

„Ihr seht leidend aus, Herr Leutnant! Gestern Vivat gesungen und heute geseufzt: Mein Haupt, mein Haupt!" Ihre Rede war eine Schalksrede, denn in seinem Gesicht war kein schlaffer Zug noch irgend eine Spur des wüsten Gelages.

„Wenn ich mir einiges Kopfzerbrechen mache, so müßtet Ihr auch die Ursache wissen", erwiderte er ernst.

„Die Ursache ist leicht zu raten, und Schuld haben der Wein und die Würfel ..."

„Und die Weiber!" polterte er fast.

Sie nickte. „Ja, man nennt sie die drei W's um des Wehs willen, das sie bereiten. Ihr seid einmal in schlechte Kumpanei geraten."

„Die Macht der Unsitte!" entfuhr es ihm, als müsse er sich rechtfertigen vor ihr. „Infamer Zwang, daß man aus Subordination zum Saufaus werden muß! Ich kenne Czernecki! Nicht ohne Tücke trägt er lange und heimlich an einer Sache. Waret Ihr toll, daß Ihr ihm eine regelrechte Maulschelle appliziertet?"

Sie warf den Kopf zurück: „Ich denke, er war toll und des Teufels! Stehe nicht unter seinem Regimente, daß ich aus Subordination mich erniedrigen müßte, und ich brauchte des Weibes letzte Waffe."

In dem Augenblicke kam Czernecki müde und leise die Treppe herunter, und seine gläsernen Augen hatten etwas Lauerndes, denn sein Ohr fing die letzten

Worte auf. Eleonore kehrte sich auf den Absätzen ihrer hohen Hackenschuhe und enteilte mit stolz zurückgeworfenem Nacken.

Des Obersten giftiger Blick streifte Tetzki, aber allsogleich begann er im ungezwungenen Tone des Weltmanns zu reden. Er sprach, wie manche Männer in solcher Lage tun, von dem bösen Tage gestern und den guten Vorsätzen, die er heute gefaßt, und der notwendigen Verbesserung seines Lebens.

Bei Tische tat er, als ob er sich des Geschehenen nicht erinnere und im Rausche gewesen sei, bat aber um Verzeihung für etwaige Unruhe und Beschwer, die man gestern dem Hause gemacht habe. Eleonore gab keine Antwort.

Bald erholte er sich von den natürlichen Folgen seiner Geburtstagsfeier und war wieder der höflich-dreiste, der gefallsüchtig-galante Offizier. Nur in dreifacher Weise hatte sich sein Wesen geändert. Er blieb seinen Vorsätzen von der Verbesserung seines Lebens treu und duldete nicht mehr, daß die Zusammenkünfte im Hause zu Gelagen ausarteten. Zum andern beobachtete er viel und verstohlen Tetzkis Blicke und Eleonores Gebaren bei Tische. Zum dritten aber war es sein Schritt, der sich verändert hatte und im Hause auffallend gedämpft geworden war. Man hörte kaum, wenn er kam, und er stand oft, wo man es sich nicht versehen hätte, z. B. auf dem Flure vor einer Tür, fast wie ein Lauscher. Auch nächtlicherweile schlich er sich zuweilen durch die Gänge des Ober- und Unterstocks. Welcher Argwohn war in ihm, und worauf lauerte und lauschte er?

In einer der letzten Märznächte hatte sein sonderbares Nachtwandlergelüst ihm wieder keine Ruhe gelassen. Horch! Eine Türangel knirschte, und er barg sich in einer dunklen Nische. Sapperment! Das war eines Weibes vorbeihuschende Gestalt. Ah, das Haus hatte dennoch sein Geheimnis, das er ergründen wollte. Auf den Zehenspitzen folgte er, aber die Treppenstufe knarrte, und er blieb stehen, sich über das Holzgeländer beugend. Aus der Küche fiel ein Lichtstreif, und er hörte, wie mit Schüsseln hantiert wurde. Nach einer Weile kam sie, ihr Gesicht war verhüllt vom Tuche, ihre linke Hand trug schwer und ihre rechte Hand den Leuchter. Das mußte Eleonore sein.

Behutsam und wie ein Schatten schlich er dem Lichtscheine nach, die Steintreppe hinab in den Keller.

Dort vor ihm war die Erscheinung — und nun mit einem Male wie im Erdboden verschwunden. In der Pechfinsternis tappte Czernecki mit den Händen, stieß gegen Fässer und Kisten und wandte sich hin und her. So verlor er jedwede Richtung. Ein günstiger Zufall wollte, daß er just den Rücken zukehrte, als ebenso jählings das Licht wieder auftauchte, und er drückte sich hastig an die Mauer.

Zwischen der schreitenden Gestalt und der reglosen an der Wand war nur der Abstand einer Armlänge — die Ahnungslose tat einen gellenden Schrei —

eine Hand kam wie aus der Mauer und riß ihr das Tuch vom Kopfe. Czernecki sah ein völlig fremdes Frauenantlitz, der Leuchter schlug hin auf die Steinfließen und erlosch. Des Obersten Verdutzung war so groß, daß jene in der Finsternis entkam.

Elisabeth Hoyer, auf den Tod erschreckt, floh die Treppe hinauf und schob den Riegel von innen vor, lag dann wie zitterndes Espenlaub unter der Decke und lauschte. Aber alles blieb still, und sie begann an Gespenster zu glauben.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall, und Eleonore erkannte sogleich den Geist, der eine kalte Knochenhand und Augen wie feurige Kohlen gehabt habe.

Sie war auf Antwort wohl vorbereitet, als der Obrist sie zur Rede stellte. Wie ein gestrenges Verhör ließ es sich an: „Was sind das für fremde Weibspersonen, die in Eurem Hause verborgen sind und nachts ihr Wesen treiben? Es giebt keine Verschwörung, dabei nicht Frauen ihre Hand im Spiele hätten! Plötzlich verschwand das Weibsbild vor meinen Augen. Wo steckte sie eine ganze Weile, und was trieb sie? Ich muß den Keller untersuchen lassen!"

Eleonore schüttelte den Kopf und lächelte wehmütig: „Ja, Herr Oberst, ich will Euch Lichter dazu geben, so viel ich habe. Die Nachtgängerin aber, der Ihr begegnet seid und deren Erscheinung Euch also echauffiert hat, ist eine aus unserer Sippschaft, ein armes Mägdlein, das an der Mondsucht leidet, zu Zeiten aufsteht und im Traume wandelt. Es ist etwas Wunderbares und fast Grausiges an ihr, denn sie kann gehen, wo keines Menschen Fuß schreitet, und ihr Geist wird hellsehend und vermag kommende Dinge zu künden. So ist vor zwei Jahren eine Magd, die wir hatten, ihr in den Weg getreten, und die Mondsüchtige kündete ihr den Tod mit klaren Worten. Am zweiten Tage aber ist die Magd von der schrecklichen Blutruhr befallen worden und eines schnellen Todes gestorben."

Czernecki räusperte sich und rückte auf dem Stuhle.

Eleonore nickte gedankenvoll: „Es giebt gar viele ungelöste Rätsel. Wir haben fast eine Furcht vor ihr, wenn sie von ihrer Sucht befallen wird. Sollte Euch das Mädchen wiederum begegnen, müßt Ihr nicht durch laute Ansprache sie wecken, sondern leise zu ihr reden, und sie wird Antwort geben, auf was Ihr fragen möget . . ."

„Zum Teufel!" entfuhr es ihm, „ich habe kein Verlangen, der Todkünderin zu begegnen; dem Soldaten sitzt die Parze nahe genug im Nacken . . . versperrt mir hinfort die Dirne in ihrem Gemache und verschließt die Tür, daß sie zur Nachtzeit nicht heraus kann!"

Czernecki unterzog den Keller keiner Untersuchung, aber das Schleichen und Spionieren stellte er nicht ein. Eleonore aber lächelte vor sich hin.

Am Nachmittage war sie bei ihrem Großvater. Tetzki wartete unten. Ja, sie hatte sein Geleit erbeten, weil sie sich nicht allein durch die unruhigen Gassen

wagte, und ein leiſes Erröten war wie ein Aufleuchten über ſein ernſtes Geſicht gegangen. Wenig Worte fand er auf dem Wege, neben ihr ſchreitend.

Die Geſtalt des greiſen Patriarchen war nicht gebeugt worden von den vielen Trüb- und Mühſalen des Polackenwinters. Eine ſchwere Seelſorgerarbeit lag auf ihm in dieſen Zeiten der ſteten Kriegsnot und der vielen Krankheit. In ſeinem Predigergewande ſah man ihn oft durch die Straßen und mutig an Soldatenhaufen vorbeiſchreiten. Sie taten ihm keine andere Kränkung, als daß ſie vielleicht ein ſchmutziges Schimpfwort ihm nachriefen. Er hatte keine Sauvegarde als den ſtarken Glauben, der in ihm war. Aber dieſer Glaubensmut ſtand ausgeprägt in ſeinen ehrwürdig-milden Zügen wie ein Schutzbrief, den Gott ſelbſt ihm geſchrieben hatte. Ein Wunder war's, wie ungefährdet der Mann ging und ſeines Amtes waltete.

Noch lagen drei Landprediger ſiech und elend in ſeinem Hauſe. Wie viel Verzagtheit war da, die getröſtet, und wie viel Kleinmut, der geſtärkt werden wollte. Er iſt für mehr als die Hälfte ſeiner Amtsbrüder in einem Umkreiſe von drei Meilen ein Vater und Berater geweſen, bei dem ſie für kürzere oder längere Zeit ihre Zuflucht hatten. Dabei fand der Hochbetagte noch einige Muße, ein abgekargtes oder dem Schlafe abgeſpartes Stündchen, um an der Hiſtorie ſeines Lebens zu ſchreiben.

Seine Enkelin war bei ihm, und Eleonore lächelte nicht mehr vor ſich hin. Sie ſtützte das Kinn und ſpitzte den Mund ein wenig, wie ſie zu thun pflegte, wenn ſie nachdenklich war. Plötzlich brach ſie das Schweigen, und zögernd kam die Frage: „Großvater, möchte wiſſen, was eine Notlüge ſei und wie die Bibelgelehrten ſie rechtfertigen?"

Gleichmütig war die Antwort: „Einige wollen ſie entſchuldigen und definieren als die Unwahrheit, die mit Abſicht geſprochen wird um des Nächſten und ſeiner Nöte willen."

„Das wär's! Die Definition könnte mir gefallen und dünkt mir weiſe," ſprach Eleonore lebhaft.

„Ich aber will ſie nicht rechtfertigen," fuhr der Greis ruhig fort, „ſondern halte es mit den anderen, welche ſagen, daß es allerdinge keine Notlüge gebe."

Die Enkelin ſeufzte: „O, weh mir! Dann hab ich gelogen . . . und mir iſt nichts verhaßter als die Lüge!"

Sie erzählte ihren Fall. Valentin Schmidt von Eiſenberg fand keinen ähnlichen in ſeiner Kaſuiſtik, und ſeine paſtoralen Grundſätze, daß es keine Notlüge gebe, begannen wankend zu werden.

Milde betrachtete er ſein liebſtes Enkelkind. „Ach, daß die Liſt mit ihrem Ärmel ſtets die Lüge ſtreift!" Und indem er ihre Stirn küßte, abſolvierte er ſie von ihrer Schuld.

Schmidt von Eisenberg griff wieder zur Feder. Eine große, unerschütterliche Ruhe war über ihm ausgebreitet, nicht die eherne der Entsagung, sondern die göttliche, von Ewigkeit durchhauchte Stille des Glaubens. Umwogt vom Kriegsgetümmel und unentwegt schrieb er von seinen Fahrten und Führungen im großen Religionskriege.

Tetzki geleitete Eleonore zurück durch die Straßen. Ein Haufe von gemeinen Kriegsleuten glotzte frech nach dem schönen Weibe. Einer davon schnalzte mit der Zunge, zog das breite Maul noch breiter und sprach laut hinter ihnen: „Ei, es läuft mir so warm über Herz und Leber, wie nach einem Becher Branntwein." Tetzki war in sehr milder Stimmung, sonst hätte er sich zornig gekehrt. So linde war der letzte Märztag.

„Der Südwind streicht mit seinem warmen Odem über dieses Nordland, und es will Frühling werden," sprach er.

Ja, die allererste Lenzahnung hauchte durch die Lüfte und strich leise über die Menschenherzen hin. In der Nacht aber fror es stark. Eleonore spürte es recht fühlbar auf ihrem nächtlichen Gange, schlüpfte eilig ins Federbett und fühlte ein wonniges Behagen, sodaß sie in wache Träume fiel.

Mitternacht war längst vorüber. Auf dem schmalen Wasserarm der Föhrde, der hinter den Gärten sich erstreckte, glitt ein Boot hin. Lautlos bewegten sich die Ruder, nur das Gurgeln des Kielwassers drang durch die Nachtstille. An dem Bollwerk des Eisenbergschen Hauses landete es, die beiden Ruderer sprangen heraus, gaben dem Boot einen Fußtritt, und es trieb mit der Strömung die Föhrde hinaus. Sie gingen leise durch Garten und Hof und schienen sehr ortskundig.

Nach einem Fenster des Oberstocks sahen sie und berieten sich flüsternd. Dann stellte der eine sich mit dem Gesicht gegen das Haus, Hände und Kopf fest gegen die Mauer stemmend, und der andere schwang sich behend auf seinen Rücken, faßte Fuß auf den Schultern und richtete sich zu seiner vollen Höhe empor. Aber sie reichte kaum, und beide reckten sich und hoben sich auf den Fußspitzen, daß ihre Körper eine waghalsig-gerade Linie bildeten. Wie eine schwarze Leiter standen sie an der Wand, und die Hand des oberen klopfte zu drei Malen und immer stärker an das Fenster.

Eleonore, die in wachen Träumen lag, hörte es, und ein Zittern befiel sie. Wer wollte zu ihr in die Kammer? Sollte sie von dannen eilen und den Vater wecken? Sie stand im Nachtgewande und mit bloßen Füßen. Im Notfalle könne sie ja fliehen, und beherzt trat sie ans Fenster.

Dumpf flüsterte eine Stimme von draußen: „Eleonore, Eleonore!"

Sie beugte sich vor, stieß das Fenster auf und rief fassungslos und fast laut: „Um des Himmels willen! Christian! Du bist's?"

„Ja, aber still, Eleonore! Es wäre uns unlieb, von den Polacken zu Gast geladen zu werden, darum reisen wir inkognito unter den Namen Lars Andersen und Anders Larsen.“

Ihr Auge ging argwöhnisch nach unten, und sie fragte: „Wer ist mit dir?“

„Der Hauptmann Anker! Es gilt eine große Sache und einen Hauptstreich!“

„Der muß sein waghalsiges Haupt anderswo hinlegen,“ sprach sie schnell „wir können ihn nicht im Hause verbergen.“

„So lebe wohl,“ kam trotzige Antwort, „es giebt noch Leute, die an den Polackenhunden Rache zu nehmen haben ... wir gehen zu dem Totengräber, ob er uns nicht ein Versteck ausfindig machen kann, und sei es in den Särgen der St. Mariengruft.“

Eleonores Kampf war kurz: „Kommt ins Haus, ich will die Hintertür öffnen.“

Rasch kleidete sie sich an und führte die beiden Schwedenoffiziere in ein Zimmer, die Tür hinter sich verriegelnd. Christian hatte ein Bärtchen bekommen, sie spürte es an dem Kusse, da er sie stürmisch umschlang. Begeistert rief er: „Eleonore, wir drei wollen eine große Tat ausrichten, einen von den echten, rechten Karl Gustav-Streichen!“

„Ach, ich fürchte, es wird nur ein toller Christianstreich sein.“

Anker stand daneben mit glühendem Blick: „Ihr habt mir noch keinen Gruß hingeworfen.“

Ernst antwortete sie: „Ich würde nicht die Wahrheit sagen, wenn ich Euch zuriefe: Willkommen, Herr Hauptmann! noch weniger, wenn meine Lippen sprächen: Das Wiedersehen freut mich!“

Da entrang sich ihm die Rede: „Jungfer, Jungfer! Ich hätte wohl wärmeres Wort verdient, da ich nach Hadersleben kam und mein Leben einsetzte ...“

„Doch für Euren König!“

„Ja, und für meine — Königin!“

Sie wandte sich ab und zu ihrem Bruder. Nun kam hastige Frage und schnelle Antwort, Schlag auf Schlag.

„Woher kommt Ihr?“

„Von der Insel Fünen, über den Belt und die Föhrde hinauf sind wir gerudert, mehr als fünf Meilen im offenen Boote ... die Polen halten schlecht Wache.“

„Also das waren deine Soldatenträume, die niedrig fliegen lernten! Nicht in alamodischen Stulpstiefeln, sondern im ärmlich-groben Bauernkittel! Der Urenkel eines Herzogs von Hadersleben hat es weit gebracht im Felde! Christian von Eisenberg ein wohlbestallter Spion in schwedischen Diensten!“

„Nein, ich, Christian von Eisenberg, ein Leutnant seiner schwedischen Majestät, hab meinen Adel selber mir geschaffen, und eines Karl Gustavs Hand hat eigenhändig mir das Bandelier umgehängt für Klugheit und Bravour, die der Kornett von Eisenberg bei der Einnahme von Helsingör bewiesen hat."

„Unser Christian ist klug geworden?! Ich horche!"

„Was soll ich reden und mich rühmen? Die Historie wird kurz den Hergang melden. Die Stadt Helsingör begann schnell sich zu verproviantieren, als einige schwedische Reiter sich in der Ferne gezeigt hatten. Frühe wurden die Stadttore geöffnet, um die Wagen, die mit Zimmerholz und Getreide beladen waren, hineinzulassen. Man hatte keinen Argwohn auf die Leute, die in Zimmermanns- und Bauernhabit nebenher gingen. Es war aber ein verkappter Schwedenkornett mit zwölf Mann. Die fielen, sobald sie innerhalb des Tores waren, über die Wache her und machten sie nieder, ließen den Hinterhalt hinein und nahmen die Stadt. Der Kornett soll Eisenberg geheißen haben und der Hauptmann, der den Hinterhalt führte, Anker."

„Schwere ...! Ich muß fast schwören wie ein Soldat ... so, so! Und nun soll Hadersleben ein zweites Helsingör werden?" Ihr gefiel der Bruder, aber sie verriet es nicht, und der Ton reizte ihn.

„Ja, ich will mir mein Hauptmannspatent in Hadersleben holen!"

„Ist Kopenhagen schon gefallen?"

„Nein, wir zogen alle weiße Hemden über, schlichen uns durch den Schnee an die Wälle und wollten den Generalsturm wagen ... der König und seine Spießbürger haben Augen wie Luchse ... verteufelt, es mißlang! Mancher hatte sein Leichenhemd an."

„Also sein Hauptmannspatent will man in Hadersleben sich holen! Vielleicht, wenn man mit heiler Haut nach Seeland zum König zurückkehrt ... aber was will man zunächst, heute und morgen und übermorgen, unternehmen?"

„Zunächst wollen wir schlafen, einen Siebenschläferschlaf bis morgen Mittag halten und einen Dreimännerhunger stillen!"

„Gut, ich will Euch im Keller verbergen, auch am Nötigsten soll es nicht fehlen .... aber es verlautete etwas von einer Hauptaktion und einem Christianstreiche?"

„Du bist des Vertrauens wert, höre, Eleonore! Diese Stadt ist auf allen Seiten von Wasser umgeben, drei Brücken führen über dasselbe, im Norden und Süden aber sind Höhen ..."

„Ich kenne Hadersleben seit mehr als zwanzig Jahren. Weiter?"

Hastig entstürzte ihm der Anschlag: „Viel Unbill will ihre Rache und viel Rache ihr Recht haben. Wir wiegeln die Leute auf, bilden eine Verschwörung und überrumpeln die Polen, die nicht stark sind, zur Nachtzeit, werfen auf den

Höhen Schanzen auf . . . sprengen im Notfall die Brücken . . . die Stadt ist eine natürliche Feste! Nach Verabredung gehen die Schweden über den Belt bei Middelfart, der Rückzug ist versperrt, und wir haben die polnischen Ratten und die Montecuculischen Mäuse in der Falle!“

Jetzt kehrte Eleonore sich zu Anker, und ihr Blick war heiß genug, aber von Zorn: „Ihr habt meinen Bruder zu diesem tollkühnen Unternehmen, das ihn und uns alle gefährdet, verführt!“

Anker schwieg, und Christian redete: „Nein, bei meiner guten Wehr . . .“

„Du trägst ja keine.“

„Nun denn, bei meiner Soldatenehre! Ich habe es ersonnen und ihn beredet.“

Eleonore nickte: „Folget mir! Aber leise!“ Und sie befahl, daß die Stiefeln ausgezogen und unter den Arm genommen würden.

Die Geheimtür ging auf, Hans Hoyer rieb sich den Schlaf aus den Augen.

Christian stürzte auf ihn zu und umfaßte ihn: „Hier finde ich dich, Hans! Alter, treuer Kumpan! Auch ein Polenfresser! Besseren Alliierten hätten wir nicht finden können. Wir drei im Bunde nehmen die Herzogtümer.“

Hans Hoyer begrüßte ihn freudig, aber zögernd faßte er des Hauptmanns ausgestreckte Hand und schien wenig zur Bundesgenossenschaft mit diesem geneigt.

Eleonore stand an der Tür und lächelte: „Subordination unter meine Befehle ist die erste Pflicht! Herr Hauptmann und Herr Leutnant! Hier seid Ihr zunächst meine Gefangenen, denn die Tür öffnet sich nicht von innen. Ich will zwei so strategische Köpfe in sicheren Verwahrsam nehmen, und sie werden auf unsere Stadt Hadersleben keine Hauptaktion beginnen, ehe ich mein Placet darunter gesetzt habe.“

Nachdem die beiden neuen Höhlenbewohner geschlafen und ihren Hunger gestillt hatten, setzten sie sich auf die Kisten um das flackernde Talglicht und hielten Kriegsrat. Sie zeichneten mit Kreide auf das ungehobelte Holz, versuchten Hans ihren Plan begreiflich zu machen und den ersten Teilnehmer der Verschwörung zu gewinnen.

Es war der erste April, und Anker murmelte unwirsch: „Ich fürchte fast, wir sind in den April gegangen.“ Hoyer nämlich schüttelte beständig sein Haupt.

Christian stieß ihn an: „Ei, Hans, du hast einen harten Kopf, in den es schwer eingeht.“

Der Angestoßene sprach in seiner bedächtigen Weise: „Du sagst: Der Rache ihr Recht! Und ich spüre fast große Lust, meines Vaters Tod zu ahnden und einige Dutzend von den Schandbuben zur Hölle zu senden, aber eine andere Rede in mir sagt: Es ist nicht recht, daß du mit den Schweden gehst und wider deinen Landesherrn die Waffen führst. Nun weiß ich noch nicht, wer Recht hat, diese Rede oder die Rache.“

Hans Hoyer tat keinen Handschlag, trotzdem sie mit verlockenden Worten von Mannesehre und Sohnessühne ihn bedrängten. —

Eleonore hatte nicht geringe Schwierigkeiten, die nötige Nahrung herunterzuschaffen; denn die höchste Vorsicht war geboten, weil Czerneckis Späherauge überall war und sein Argwohn nur des kleinsten Anlasses bedurfte. Sie ging klüglich zu Werke und wechselte die Stunde, zu der sie ihre Pflegebefohlenen besuchte. Zu den verschiedensten Zeiten der Nacht schlüpfte sie aus ihrem Bette und huschte durch das Haus, aber auch am hellen Mittage ging sie hinab, als habe sie im Keller zu schaffen.

Hier war sie Herrin und hielt ihre Pfleglinge unter sicherem Verschluß.

„Wir sind nicht in Polen-, sondern, was fast ärger ist, in Weibergefangenschaft geraten!“ wetterten die Schwedenoffiziere, wenn sie allein waren. Kein schmeichelndes Bitten und kein drohendes Murren hatte irgendwelche Wirkung. Eleonore forderte mit königlicher Ruhe Gehorsam.

„Ich will Euch nicht nach Eintritt der Dunkelheit herauslassen! Ihr würdet sofort erkannt werden und Euch und uns verderben, denn die Polen gehen ein und aus.“

„Luft, Luft!“ fuhr Christian auf. „Bei den Gebeinen Gustav Adolfs! Sollen wir in dieser Gruft vermodern?“

„Nein, eben nicht vermodern! Wenn ich es hindern kann, sollst du nicht wie ein elender Spion von den Polen niedergehauen oder füsiliert werden.“

„Oho! Ich trage einen Passauer Zettel auf der Brust, der macht mich fest und gefroren gegen Kugel und Hieb, gegen Stoß und Strick!“

„Wie heißt der Passauer?“

„Mit drei Worten lautet er: Wehr dich, Hundsfott!“

Sie lächelte: „Hm, wehre dich . . . jetzt aber heißt es: Gewartet, bis ich Euch sicher über den Belt schaffe und dem König Karl Gustav zurücksende.“

Die Tür hinter ihr schnappte ins Schloß, und das Knirschen klang wie ein Kichern. Christian aber schlug mit der Faust ingrimmig auf die Kiste, die als Tisch diente: „Warten! Aller verrufenen Worte schlechtestes! Ja warte, Eleonore! Es ist kein Mäuslein so dumm, daß es nicht ein Loch zum Entwischen fände. Ich will denken, zwei Tage und zwei Nächte nichts als denken, bis ich einen Ausweg finde!“

Es währte aber keine halbe Stunde, da hatte er ihn gefunden. „Wir sitzen hier wie Maulwürfe unter der Erde, wohlan, so laßt es uns auch sein!“

Hans Hoyer mußte Verschwiegenheit geloben. Die Hintertür, welche den Gang, soweit er als Vorratskammer und Versteck in Notzeiten diente, abschloß, war nur verriegelt und ließ sich öffnen. Weiterhin aber war der Gang verschüttet und angefüllt mit Mauergeröll und herabgestürztem Erdreich. Sie

begannen mit den bloßen Händen zu wühlen und die Steine an den Seiten des Ganges aufzuschichten. Die Finger schmerzten, der Schweiß troff, im Halse blieb ein Fluch stecken, und beide merkten, daß Ameisengeduld dazu gehöre.

Christian trank aus dem Wasserkruge und sprach: „Schaff' uns ein Werkzeug, Hans, und wir wollen dich zum Bürgermeister von Hadersleben machen, wenn wir die Stadt haben."

Hans schmunzelte und suchte unter dem Gerümpel im Winkel, bis er eine alte bewegliche Feuerstelle, inwendig mit Eisenplatten ausgelegt und auf Rollen gehend, fand. Flink brach er das Eisen heraus und sprach: „Hier wären die Schaufeln!" schob die Kiste vor ihnen hin und meinte: „Das könnte wohl die Karre sein!"

Nun war es eine muntere Maulwurfsarbeit. Immer weiter wühlend, rückten sie in dieser Woche vor, und auf große Strecken war der Gang noch wohlerhalten. Das Tagewerk vertrieb die Langeweile, und nachts hatten sie einen sehr festen Schlaf.

Die Stunde, wenn Eleonore kam, wußten sie nicht vorher. So geschah es einmal um Mitternacht, daß sie drei schlafende Gesellen fand und leise ging, um sie nicht zu wecken. Aber der eine Schläfer bewegte die Lippen und hauchte: „Le—no—re." Strich ein Traum von ihr über Ankers Herz? Solches kann ein Weib nicht hören, es muß stille stehen und aufhorchen. Und er erwachte, schlug die Augen auf und sah sie. Da gereute es sie, daß sie nicht gegangen war.

Anker sprang auf, lief ihr entgegen und flüsterte: „Eleonore, Eleonore!"

„Was begehrt Ihr von der Jungfer von Eisenberg?" kam's kühl wie eine Korrektur.

Aber er war vom Traume und der Nachtstunde und ihrem Anblick berauscht: „Ich habe Euch Treue geschworen und sie gehalten. Sagte ich nicht, daß es mich spornen und zwingen würde nach dieser Stadt, wie der Reiter sein Roß . . . ich mußte Euch wiedersehen, Eleonore."

„Nicht Eleonore! Ihr habt meinen thörichten Bruder beredet zu dem Wagnis, das wie ein Wahnwitz ist!"

„Ja, ich sollte und mußte nach Hadersleben, wie die törichte Mücke nach dem Licht fliegt."

„O geht schlafen, Herr Hauptmann, hier ist es düster, und ich fürchte mich fast . . ."

„Düster, Eleonore? Hier ist alles Licht der Welt!" Er kniete, und ganz überschwängliche Rede entströmte seinem Munde: „Der Himmel sprach: Es werde Licht! Und dein Auge ward. Die Schöpfung sprach: Es werde Schöne! Und du wurdest. Der Lenz befahl: Es werden Rosen und Lilien! Und dein Antlitz ward geschaffen. Die Grazien sprachen: Es werde Liebreiz! Und dein Lächeln ward. Es werde Wohlklang! Und deine Stimme tönte."

Ihr Blick war ernst, und ihre Lippen bebten: „Es wird kein Wohlklang in meinem Worte sein, denn es muß lauten: Ich liebe Euch nicht, Anker!“

„So haßt Ihr mich denn?“ war sein Schrei.

Sie antwortete: „Es ist zwischen den beiden Polen Haß und Liebe ein weiter Mittelraum, auf dem die meisten Menschen wohnen. Tröstet Euch! Ein Weib haßt keinen, der ihr hofiert.“ Sie entwich. Und was fühlte ihr klopfendes Herz? Kein Mißfallen, sondern ein aufrichtiges Mitleid mit dem Manne.

Und der Schläfer im Winkel? Und du, Hans Hoyer, geht auch über deine Seele ein verworrener Traum, daß du aufseufzen mußt? Oder bist du ein Schalk, der sich schlafend stellt? Und dein Auge ein Späher, der durch den Spalt der Wimpern blinzelt? Hans Hoyer war ein Zeuge der nächtlichen Liebeswerbung gewesen.

Am folgenden Morgen lehnte er es mürrisch ab, sich fürderhin an dem Werk zu beteiligen. „Es ist ein Trug darin, und wir hintergehen Eleonore.“

„Seit wann ist solche Gewissenserkenntnis Euch gekommen?“ fragte Anker spöttisch.

Hans blieb die Antwort schuldig.

Das Werk ward auch ohne ihn vollendet. Die beiden Maulwürfe sahen nach Wochen den ersten Schimmer des Tageslichtes. Auf allen Vieren krochen sie durch den engen Schacht und standen fast taumelnd in blendender Sonnenflut. Welch ein Aufatmen unter dem freien Frühlingshimmel, welch ein Blick auf die blauglänzende Föhrde! Aber zu ihren Füßen Schutt und Staub und ringsumher schrecklich verstürzte Ruinen. Überhangende Mauerreste, geborstene Marmorfliesen, zerschlagene Säulen und dazwischen wucherndes Unkraut. Auf dem ungeheuren Trümmerhaufen der herrlichen Hansburg standen sie. Die Wüstenei lag öde und unberührt, so wie sie in der Untergangsnacht vor fünfzehn Jahren geworden war. Nachdem die beiden Erde und Wasser, Tag und Sonne wiedergesehen hatten, krochen sie durch die enge Höhlung des versteckten Ausganges in ihren Fuchsbau zurück. Nun galt es mit Fuchsschläue eine Verschwörung anzuzetteln unter den etwas schwerfälligen Bewohnern der Stadt. —

Im Zwielicht glitt ein geräuschloser Schatten an den Mauertrümmern entlang — vom Schloßplatze kam ein Bauer, und seine plumpen Stiefeln stießen sich an dem Pflaster mehr als nötig. Auf dem Marktplatze trat er in das Haus des Bürgermeisters Schröder. Dieser ruhte in seinem Armstuhle aus von den Mühsalen seines Amtes. Seit länger als einem Jahre schwebte die Karbatsche und noch ärgeres Unglück ständig über seinem Haupte. Von den Polen hatte er das Anranzen gelernt und grunzte: „Was will der Tölpel?“

„Was wolltet Ihr, wenn Ihr Euren Willen hättet? Doch die Polacken zu allen Teufeln senden!“

Dem gaffenden Munde des Bürgermeisters entfuhr: „Was? Bei St. Hans! Den Vogel habe ich schon pfeifen hören. Herr Christian von Eisenberg! Ihr seid von den Schweden desertiert?“

Jener warf sich in die Brust. „Wäre ich auf Seeland, müßtet Ihr mich den Hauptmann von Eisenberg nennen, hier aber ist Lars Andersen mein Name. Ich habe Vollmacht aus dem Hauptquartiere . . . hört meinen Plan!“ Mit Selbstvertrauen und Beredsamkeit entwickelte er sein Vorhaben und was von der Stadt und ihrem Bürgermeister verlangt werde. „Die Gilden und Zünfte müssen insgeheim verständigt und bewaffnet werden, in einer Nacht werden die Polen massakriert, wie die Läuse in ihren Schafpelzen . . . die Stadt ist eine natürliche Feste . . . der Landplage seid Ihr ledig . . . ein hohes Amt und güldne Ehrenkette ist Euch gewiß unter dem Gottorper, dem Schwiegervater unsers Königs, welchem die ganzen Herzogtümer zufallen werden.“

Der Bürgermeister von Hadersleben räusperte sich und redete ruhig: „Diese Stadt hat drei Tore, ein Süder-, Norder- und Bischofstor . . .“

„Ich höre, Herr Bürgermeister!“

„Wählet eins davon und schert Euch zum Teufel!“.

Christian ging etwas kleinlauter, als er gekommen war, von hinnen. An der Hauptpastorei schritt er vorbei und sah zu dem einen hellen Fenster empor. Dann trat er in ein strohgedecktes Häuschen unweit der Kirche. Peter Totengräber, ein vierschrötiger Mann, sprang auf von der Langbank und erkannte sogleich den jungen Herrn von Eisenberg trotz der Verkleidung.

„Wie geht's dir, Peter?“

„Für unsereinen fast gute Zeit, und ist noch das einzige Gewerbe, welches geht.“

„Hast du noch die Fäuste, mit denen du einst als Knabe mir das Fell vergerbtest?“

„O Herr, ich bin ein friedlicher Mann und schaufle dem Menschen die letzte Ruh.“

„Was, wenn du ein Grab schaufeln solltest, so groß, daß es alle Polen in dieser Stadt räumen könnte?“

„Bei meines Vaters Seligkeit! Ich tät es umsonst.“

„Sie stürzten ihn vom Glockenturm herab.“

„Herr, ich bin ein friedlicher Mann!“ schrie Peter, zog die geballten Fäuste aus der Wamstasche und fuchtelte damit vor des anderen Angesicht. Das Wort „Ich bin ein friedlicher Mann!“ war eine stehende Redensart des vierschrötigen Riesen geworden.

Nun begann Christian den Schleier von seinem geheimen Vorhaben mehr und mehr zu lüften. Peters Augen sprühten, er hatte noch Abrechnung zu halten mit den Polen und war leicht gewonnen. Nachdem sie sich lange beredet

hatten, fingen sie an weidlich zu schimpfen auf den Bürgermeister und das Spießbürgertum und die schwerfällige Haderslebner Art.

Bei dem Totengräber war Christians Wort auf empfänglichen Boden gefallen. Aber die Saat der Verschwörung lief nur langsam auf und nicht nach dem Ungestüm seiner Wünsche.

Fast allabendlich versammelte man sich in der Gruft der St. Marienkirche, zu welcher Peter die Schlüssel hatte. In dem Griff des Sarkophages einer Gräfin von Ranzau stak die qualmende Fackel. Die Verschworenen standen umher — außer Christian und Anker ein Dutzend verwegener Gesellen, die nichts als ihr Leben zu verlieren hatten. Die Beratung schloß immer mit der Rede, daß die Sache besseren Fortgang haben müsse.

Fast mißmutig kehrten die beiden Schwedenoffiziere in ihre Höhle zurück und setzten Hans Hoyer mit Worten hart zu. Christian überredete ihn endlich, daß er um die Zeit des Mittagssonnenscheins einmal mit hinausgehe auf die Trümmer des Schlosses. „Es ist dein Blut in der dumpfen Finsternis eingefroren, im hellen Taglicht wird's erwärmen und der Mann und der Mut dir wiederkehren."

Hans Hoyers lichtentwöhntes Auge war ganz geblendet. Dann aber kehrte er sich schnell: „Diese Wüstenei ist ein grauses Schwedendenkmal. Obschon ich die Polen hasse, kann ich es nimmer mit den Schweden halten." Er kroch zurück in sein Verließ, bis daß Eleonore ihn daraus erlösete. Die Jugendfreundschaft zwischen ihm und Christian brannte trüb in diesen Tagen.

Man schrieb den 22. April. Wir wissen es genau, denn dieser und der folgende Tag sind nicht verloren gegangen in der Zeiten Flucht, sondern unter den dunkelsten Gedenktagen aufgezeichnet worden in der Geschichte des alten Hauses.

Czernecki war ausgegangen, und zur ungewohnt frühen Abendstunde betrat Eleonore das unterirdische Gewölbe, um ihre Pflegebefohlenen durch eine warme Schüssel zu erfreuen. „Wo sind Christian und Anker? Was seht Ihr mich so an, Hans Hoyer?"

Er blickte sie an mit den treuen, traurigen Augen, und sein Finger wies den Gang hinauf.

Sie lief mit dem Leuchter zur Innentür und weiter, ihr Atem flog, und ihre Brust wogte heftig, als sie den gegrabenen Schacht sah. Im Nu war sie zurück.

Ihre Angst um den Bruder fand zuerst Worte: „Mein Traum, mein Traum! Ich hörte ein Krachen wie in jener Nacht, da die Hansburg aufflog. Sie rennen in ihr Verderben, und der Schwede reißt den Knaben mit." Alsdann sprach ihre Besonnenheit: „Haltet Wache an beiden Türen, ich lasse sie offen, damit sie flugs hinein können .... Ihr aber werft sie hinter ihnen zu." Zuletzt

redete ihr Frauenwille: „Hier ist ein Schloß, das leget vor jene Tür und bewahret den Schlüssel; denn Ihr haftet mir für die beiden, wenn sie mit Gottes Beistand zurück sind.“

Eleonore ging unruhig im Hause hin und her, dann setzte sie sich im Pharmakopol ans Fenster und lauschte auf jedes Geräusch der Gasse.

Der Abend rückte vor, und die Stunde näherte sich, wo die Verschworenen in der Gruft zusammenzukommen pflegten. Zwei Bauern in ungesäubertem Wams schlenkerten durch die Schloßstraße. Der eine blies ein Schelmlied und schien der bösen Zeitläufe nicht unfroh zu sein.

„Was bläst du immerzu, Anders Larsen?“ sprach der andere.

„Ich blase auf die Weiber und alle Welt, auf Tod und Teufel! Und wenn du willst wie ich, gehen wir in jene Schenke, um durch einen Schluck Branntwein unsere Seele zu stärken.“

„Pfui, das scheußlich brennende Teufelswasser, das wild macht . . . und du bist mir toll genug in diesen Tagen.“

Anker zeigte ein ausgelassenes Wesen, aber seine Lustigkeit hatte ein schrilles Lachen, und sein bester Witz war schneidender Hohn. Dem Gefährten flüsterte er ins Ohr: „Die Sache hat keinen Fortgang, denn die Bürger und besseren Leute wollen ihr vortreffliches Leben nicht auf unsere gewagte Karte setzen . . . aber haben wir nicht Gold, den großen Werber, vor dem alle Welt eine Metze ist? Wir müssen Galgenvögel in unsern Sold nehmen und einen Haufen uns dingen aus den schlechtesten Leuten, von denen, die um zwei Thaler einen Meineid schwören und um vier ihren Bruder erwürgen.“

Christian widerstrebte: „Nein, Anker! Mir ekelt davor, und Ehrlichkeit währt am längsten.“

Ein schrilles Lachen: „Gott segne die Redensart! Ja, am längsten währt die Ehrlichkeit, weil sie so wenig verbraucht und verschlissen wird in der Welt.“

So sprach Ankers Galgenhumor, und er zog Christian mit in die Schenke, in welcher der Auswurf, die Schinderknechte, die Gaukler und das verlaufene Gesindel, verkehrte.

Der Bauer stolperte über die Schwelle, stellte sich trunken und schrie nach Bier und Branntwein für sich und alle, die im niedrigen, rauchgeschwärzten Raume saßen und mit stumpfsinnigen oder tückischen Verbrecheraugen emporsahen. Die Zeche war umsonst, und sie verschlangen gierig das Getränk. Nur einer beobachtete die neu angekommenen Gäste mit einem lauernden Seitenblick.

„He, was schielst du mit deinem konfiszierten Gesicht?“ schrie Anker.

Der lachte laut: „Branntwein, Branntwein! Der Bauer zahlt.“ Dann fing er an zu singen:

„Kommt ein Landsknecht zur Welt,
Sind drei Bauern ihm bestellt:
Der erste ihn ernährt,
Der andere sein Weib ihm verehrt,
Der dritte zur Höll' für ihn fährt."

Anker warf eine Goldmünze auf den Tisch. Alle Hälse reckten sich. Ihr Gefunkel stach in die Augen und sollte es.

„Gott segne die Polen, die dem Bauer sein Geld und Gut gelassen haben!" sprach das konfiszierte Gesicht.

„Die Pest über die Polen, die uns zu Tod geschunden haben ... Der Nährstand ist ein Wehstand geworden," polterte Anker.

„Ho, ho!" grinste jener, „Ihr habt gar glatte und weiße Hände für Euren harten Stand."

In dem Augenblick trat die Scharwache, welche die Runde machte, ins Haus, vier Polen mit ihren Partisanen. Alle schwiegen. Anker flüsterte seinem Genossen zu: „Komm!"

Der Sprecher von vorher aber blies über die Lippen: „Nun sagt noch einmal, was Ihr von den Polen zu sagen habt ... haltet den Vogel! Der Singsang seiner Stimme verrät, daß er ein Schwede ist."

Anker und Christian waren an der Wache vorbei und durch die Tür entsprungen. Aber die Knechte, verständigt von jenem, der ein Spion war und im Polensolde stand, stürmten ihnen nach auf die Straße und stießen einen eigentümlich gellenden Pfiff aus. Bei dem Alarmruf wimmelte es aus den Häusern hervor, doch die Flüchtlinge, die Fersengeld zu geben verstanden, gewannen Vorsprung, bogen um die Marienkirche — und waren verschwunden.

Sie erreichten die Gruft, wo schon die kleine Schar der Verschworenen versammelt war, und verschlossen die Tür. In ihrem Sarggriff qualmte die Fackel. Keiner fragte, sondern die ganze Schar der Männer schwieg in erwartungsvollem Schauer. Oben auf dem Kirchhofe zwischen den Gräbern stöberten die Polen wie schnobernde Bluthunde. Dann ein stampfendes Gepolter über den Häuptern der Verschworenen und zorniges Stimmengekläff. Die Verfolger, zum Haufen angeschwollen, durchsuchten die Kirche. Unter dem Chor war die runde Eichentür, welche ins Gewölbe führte.

Daß aus kleiner Versäumnis der Tod dem Menschen kommen kann! Wie vergaßen jene die Fackel auszulöschen! Ein dünner Lichtstreif wie ein weißer Strich an schwarzer Wand wurde zum Verräter.

Mit Bänken als Sturmböcken rannten die Häscher die Tür ein und drängten die Stufen hinab. Den Wehrlosen hielten sie die Partisanen entgegen und lachten: „Ergebt euch!"

Peter Totengräber schnaubte: „Bei Gott! Ich bin ein friedlicher Mann!“ ballte gleichzeitig die Riesenfäuste, tat einen Sprung über die Partisane hinweg, schlug mit der rechten Keule den einen nieder und stieß dem Nebenmanne die linke in die Bauchgrube, daß er lautlos zusammenknickte. Christian hatte die Fackel herausgerissen und das brennende Pech einem Polen ins Gesicht gestoßen, daß der Bart auflohte und er hinstürzend vor Schmerz sich wälzte.

Die Fackel erlosch, und es war tiefschwarze Finsternis, in welcher Arme um sich schlugen, Menschenleiber mit einander rangen und Partisanen blindlings hineinstießen. Peters Fäuste hatten sich Bahn gebrochen, Christian war dicht hinter ihm, und beide sprangen die Treppe hinauf. Die Verfolger stolperten in der Finsternis und rannten gegen Säulen und Bänke, während jene, ortskundig und behende, im Dunkel Weg fanden nach der Sakristei, die gen Norden lag. Peter schloß die Tür hinter sich und sprang durch das Fenster, Christian folgte, und die Fliehenden trennten sich hier. Jener erreichte ungesehen seine Hütte, denn die Nordseite der Kirche war menschenleer.

Und dieser? Christian lief um sein Leben, wie ein gehetztes Waldtier — schon waren neue Bluthunde hinter ihm — seine Brust flog, in seinen Ohren sauste und brauste es — und er rannte durch die Schloßstraße und den geradesten Weg zum Hause des Vaters.

Keuchend sprang er die Stufen hinauf und in den Flur. Verwundet von einem Partisanenstich, erschöpft vom Laufe, umfing ihn ein Wirbel, und er wollte sinken. Da kam ein Mann, der einen Degen an der Seite trug, die Treppe herab.

Czernecki war von seinen Leuten alarmiert worden, daß ein Aufruhr in der Stadt entstanden sei. „Halt!“ donnerte seine Stimme, und er riß den Degen aus der Scheide.

In dem Augenblick sprang die Pharmakopoltür auf, und die am Fenster gelauscht hatte, rief: „Herr Oberst, Herr Oberst!“

Unwillkürlich kehrte Czernecki den Kopf nach der Stimme. Und diese flüchtige Sekundenfrist hatte Christian benutzt. Mit einem Satze war er an dem Obersten und seinem Degen vorbei und die Kellertreppe hinab, jener aber sogleich hinterdrein, und sein: „Steh oder ich stoße!“ hallte hinauf in den Flur.

Der Oberst aber fing ihn nicht, sondern es ging ihm wie den Polen in der Kirche. Tappend und stolpernd stieß er sich an den Kisten, während der Verfolgte im offenen Gange verschwand und Hans Hoyer die Tür hinter ihm zuzog. Eine Sündflut von polnischen Verwünschungen brach aus des Obersten Munde. Czernecki kam heraufgepoltert, schleifte den klirrenden Säbel über die Treppe und schrie wie ein Tollsinniger: „Meine Leute, meine Leute! Licht, Licht!“

Eleonore von Eisenberg war fahl geworden und ihre Lippen ganz trocken, aber diese Lippen sprachen fast gleichmütig: „Was ist, Herr Oberst?“

„Was es ist? Ihr saht den Mann . . .“

„Einen Mann? Ihr täuscht Euch.“

„Tod und Teufel!“ fuchtelte er wild. „Was es ist? Verrat und Aufruhr! Seht hier . . . und hier . . . und da!“

Auf den Steinfliesen waren Blutstropfen. Eleonore preßte die Brust. Soldaten kamen mit Fackeln und folgten Czernecki.

Sie ging in ihre Kemenate hinauf, mit beiden Händen das Geländer fassend, und ihr Fuß war schwer und schleppend. Lange tönte der Lärm der Suchenden durch das Haus und zu ihr hinauf.

Czernecki ließ die Kisten umwühlen, jeden Winkel immer wieder von neuem durchsuchen, und keine Spinne hätte sich vor seinen scharfen Augen verbergen können. Aber umsonst. Mit dem Degenknauf pochte er an alle Wände. Aber nirgends ein hohler Klang oder ein Spalt, daß man eine dünne Messerklinge hätte hineinstecken können. Die Geheimtür war von der Meisterhand des herzoglichen Mechanikers verfertigt und eingefügt worden.

Jener, dessen Blut man sah, war spurlos versunken.

Eleonore lag in ihrem Bette. Sonderbar, vor ihrem Sinn stand ein Bild und eine Erzählung ihrer Kindheit: Wie die bösen Männer von Sodom, mit Blindheit geschlagen, nach Lots Tür tasten und sie nicht finden. Und sie betete inbrünstig: Sende deinen Engel, daß er die argen und blutdürstigen Verfolger mit Blindheit schlage!

Allgemach verstummte das Stimmengewirr, das von unten heraufdrang, und das ungestüme Hin- und Herlaufen. Ihr Ohr vernahm nur einen einförmig-gleichmäßigen Fußtritt. Das war die Wache, die im Flure auf- und abschritt. Das ehrwürdige Herzogshaus war in Haft getan wie ein gemeiner Verbrecher.

Eleonore durchwachte die Nacht, die lange und bange. Beim Morgengrauen fuhr sie erschreckt empor. Was war durch die Stille zu ihr gedrungen? Der Hall eines Schusses, einer ganzen Salve von Schüssen. Und sie schrie: „Anker ist tot!“

Woher kommt dem Menschen die hellsehende Gewißheit eines geschehenen Unglücks? Es war nicht eine Ahnung, ein Traum, sondern ein Wissen und Sehen mit wachen Augen.

Und Anker war tot! Von den Kugeln, deren Schüsse sie hörte, war seine Brust durchbohrt worden zu ebenderselben Stunde. Die Polen übten schnelle Justiz. Drei von ihren Leuten waren verwundet worden in der Kirche. Die in ihre Hände fielen und zu Gefangenen gemacht wurden, führte man im Morgengrauen hinaus auf den ebenen Anger neben den Schloßruinen.

Hier, wo er zum letzten Male den blauen Lenzhimmel und das blinkende Wasser gesehen hatte, schloß der Schwedenoffizier für immer die kecken Augen

und starb wie ein trutziger Soldat. Sein Herz stand still. So hatte dennoch die Kugel, die ruhmlose zwar, ihm Ruhe geschafft.

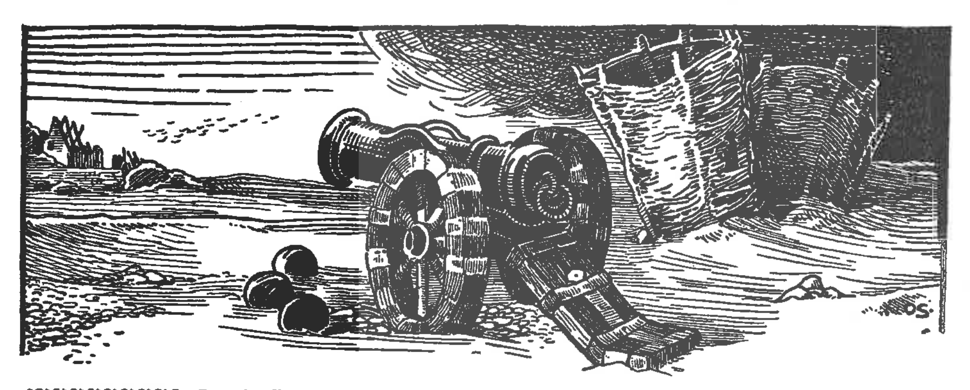
Eleonores Tränen quollen hervor. Weinte sie um Anker? War er ihr dennoch im Leben teuer gewesen, daß sie es jetzt erst erkannte und wußte? Nein, sie hatte den Lebenden nicht geliebt. Aber der Tote, von dem ein Weib weiß, daß sein letzter Herzschlag ihr gegolten, wird ihr wert sein, und sie wird weinen um ihn weiche, milde, mitleidige Tränen.

Danach, nach dem rauschenden Meer, wie die Jugend es weint, brachen aus ihren Augen bittere, große, langsam quellende Zähren, wie das Alter sie vergießt und die Reue sie weint. Ihre Gedanken klagten und klagten an, und ihre Seele ging mit sich selbst zu Gerichte.

Mit Wissen und Willen habe ich nicht unrecht getan — und doch einmal und noch einmal — an diesem habe ich mit Wissen unrecht getan. Meine Ohren waren Törinnen, die Schmeichelrede gern auffingen. Weil mir sein Wohlgefallen gefiel, wurde meine Stimme zur Heuchlerin und mein Auge zur gefallsüchtigen Buhlerin. Mein Antlitz blickte nicht gestrenge, und mein Lächeln log einmal, zweimal, vielmal. Mein Gott! Es lockte ihn hierher, und sein Tod wälzt sich wie eine Schuld auf meine Seele.

Eleonore von Eisenberg, die starke, war ein schwaches Weib geworden und weinte wie Naemi, welche aufschrie: Nenne mich Mara, denn meine Seele ist betrübet! Und sie wachte in großen Ängsten dem Tage entgegen.





Sechster Abschnitt

Explosionen

Der Morgen kam, ein grauer, trostloser Morgen mit tiefhängenden Wolken, durch die kein Sonnenstrahl brach. Vom Flur herauf hallte das einförmige Schreiten der Wache. Aus einer Tür steckte der Apotheker das vergrämte Gesicht, und es bedurfte eines beherzten Entschlusses, ehe er wagte, mit allen Zeichen der Angst an dem bärtigen Krieger vorbeizuschlürfen. Nach Gewohnheit schloß er die Hoftür auf, um hinauszutreten, und prallte weit in den Flur zurück — der Posten, welcher dort stand, hatte, ohne eine Miene zu verziehen, ihm die Partisanenspitze auf die Brust gesetzt. Auch eine Sprache! Eisenberg entriegelte die schwere Haustür und steckte vorsichtig den Kopf durch den Spalt. Hier standen gar zwei bewaffnete Polen, welche so viel von der Landessprache gelernt hatten, daß sie ihm zuriefen: „Nix heraus und nix herein!"

Kraftlos schlotterten seine Kniee und trugen ihn kaum die Treppe hinauf. Als er die Kammer seiner Töchter erreicht und die Worte hervorgestammelt hatte: „Das Haus ist von Soldaten umstellt, laßt uns die Tür verriegeln und miteinander sterben!" schluchzte er hilflos, und seine Kraft war gebrochen.

Nicht also Eleonore. Alle Schwäche fiel von ihrer Seele herab, und jede müde Spur der durchwachten, durchweinten und durchkämpften Nacht wich aus ihren Zügen. Sie war schon aufgestanden und strählte weiter in dem langen, welligen Haar. Sorgsamer als sonst verschlang sie es zum Knoten und wählte das himmelblaue, mit weißen Spitzen besetzte Kleid, welches sie nur bei festlichen Morgenbesuchen zu tragen pflegte.

„Ich will zum Obersten!"

Und Eleonore trat mutig in das Zimmer des Mannes, der nicht davor zurückschrecken würde, ein Weib zu insultieren.

„Der gelobten Sauvegarde in und außer dem Hause ist fast zu viel geworden — oder sind wir Gefangene?"

Er ging nicht auf ihren Ton ein, sondern sprach kalt: „Wo ist der Mann,

welcher vor meinen Augen wie im Erdboden verschwand? Liefert mir ihn aus, und ich will mit Eurem Hause glimpflich verfahren."

Sie schüttelte den Kopf.

„So wahr ich Czernecki heiße, es muß im Hause ein geheimes Versteck sein, darin Ihr einen der Verschwörer verborgen habt."

„Nein, wir haben keinen in unserm Hause versteckt." Schwer kam die Antwort — die Notlüge über ihre Lippen.

Der Pole höhnte: „Es gehen wohl auch mondsüchtige Männer im Hause um . . . oder ich habe einen Geist gesehen. Ein altes Gebäu, über hundert Jahre alt, darin sich leicht Gespenster einnisten, aber wir wollen sie mit Kraut und Lot vertreiben. Schon erteilte ich Befehl, die Pulverfässer herbeizuschaffen, und wenn nicht bis zur zehnten Stunde dieses Vormittags der Flüchtling in meinen Händen ist, wird dieses Haus vom Keller aus gesprengt werden, daß kein Stein auf dem andern bleibt."

Sie faltete die Hände: „Herr Obrist, Ihr hattet eine Mutter — und seid Mensch!"

„Ich bin Soldat!"

Eleonore wartete — es schien sein letztes Wort — und wie sehr ihr Stolz sich bäumte, sie trat ihn nieder. „Wisset Ihr, was es heißt, daß ich — daß ich wie eine arme Supplikantin vor Euch stehe? Als wie zu Euren Füßen flehe ich: Laßt ab von Eurem Vorsatz und schonet meines Vaters und des Hauses. Ist irgend etwas Eurem Herzen noch heilig, so um deswillen, sonst um meinetwillen, um jeden Preis schonet des Hauses!"

Ihr kam ein Grauen vor dem Blick, mit dem er sie ansah, und seine Lippen umspielte ein häßliches Lächeln. „Ich bat Euch an meinem Geburtstage um eine kleine Gunst, und Ihr beschimpftet mich vor meinen Kameraden — jetzt wäre am Ende ein Kuß von Euren holdseligen Lippen um wohlfeilen Preis zu haben?"

Eleonore floh nicht aus dem Zimmer, sondern stand in der ganzen Majestät des gekränkten Weibes. „Nein, nein, das um keinen Preis! Nicht die Gunst, auch nur meine Fingerspitzen zu berühren, könntet Ihr Euch erkaufen. Von Eurer Soldatenehre redet Ihr zum Überdruß, aber die rechte Frauenehre ist von noch viel höherem Adel, daß ein Weib um sie stürbe."

Fast roh klang sein Lachen. „Zu solchem Heroismus wird es nicht kommen, Jungfer. Ihr werdet vor der Sprengung aus dem Hause eskortiert werden."

Eleonore von Eisenberg demütigte sich so tief, daß es sie später wie die Erniedrigung ihres Lebens bedrückte. Unter Tränen beschwor sie den Polen, mit herzbeweglichen Worten bat sie um Gnade für das Haus, mit dem ihr Geschlecht verwachsen sei. Jäh stockte ihr Tränenfluß, als sei er erstarrt. Sie sah sein Auge und die glühende Gier, mit der er ihre Gestalt verzehrte. Und es lähmte wie der funkelnde Raubtierblick, der an der Qual seines Opfers sich weidet.

Machtlos, den Fuß zu regen, ließ sie ihn so nahe kommen, daß sein heißer Atem ihre Stirn streifte. Sie hörte die leise Sprache der ungezügeltsten Leidenschaft.

„Eleonore, ich bin vor Liebe zu Euch vergangen. Weib, Weib, küsse mich, umschlinge mich mit deinen weichen Armen, sei meine Liebste — und ich will liegen zu deinen Füßen, und du kannst fordern von mir Gutes oder Schlechtes, meine Seligkeit und meine Soldatenehre — Eleonore!"

Von ihrer Brust wich der lähmende Bann. Durch das Zimmer klang der Aufschrei: „Elender, zurück, zurück! Daß ich nicht mit beiden Händen Eure schamlosen Wangen zeichne!"

Indem sie mit ihrem großen, keuschen Auge ihn maß, schritt sie rücklings zur Tür. Auf der Schwelle schleuderte sie ihm einen Blick der tiefsten Verachtung, deren ein Weib fähig ist, zu.

Czernecki aber schnellte zwei Schritte vor und warf ihr — wie eine Handvoll Schmutz — den Hohn nach: „Haha, nun weiß ich, daß es Euer Liebhaber ist, den Ihr im Keller verborgen habt und mit dem Ihr nächtlicherweile Euch ergötzt!"

Er schnob in unvernünftiger Wut, und als er sich den Degen umschnallte, hörte man noch das Aufeinanderknirschen seiner Zähne. Im Rat des Polen war des Hauses Ende beschlossen.

Wo war nun Eleonores Kraft? Sie wankte die Treppe hinab, taumelte wie trunken in das Staatszimmer und versank in dem Wirbel, der immer schneller ihre Sinne umkreiste. Der Bewußtlosigkeit unendlich süßes Gefühl umfing sie. Als sie die Augen aufschlug, lehnte sie im Armstuhle — und schaute in Tetzkis Angesicht — auf ihrer Schulter lag noch sein Arm, den er hastig zurückzog. Sie hörte seine weiche Stimme wie aus fernen Welten tönen.

„Ihr waret in einer Ohnmacht; wie ist Euch jetzt, liebste Jungfer?"

Mit dem klaren Bewußtsein kehrte auch das marternde Angstgefühl ihr wieder. Ein Tränenkrampf erstickte ihre Stimme.

„Euer Weh zerschneidet mir die Seele, ach, daß ich Euch trösten und helfen könnte!" klang es über ihrem Haupte, wie vom Himmel fast. „Es wird der Friede kommen, wo Euer Vater ein neues Haus bauen wird."

Und sie sprach, von Schluchzen unterbrochen: „Es ist nicht das Haus allein. Mein Bruder, der törichte Knabe, kam und ist drunten verborgen, er wird sterben . . . die Wache lauert im Keller, daß ich die Ahnungslosen nicht warnen kann."

So machte sie in ihren Seelenängsten den Polenoffizier zu ihrem Vertrauten, ohne daß ihr der leiseste Zweifel an ihm gekommen wäre. Da glänzten seine Augen, als sei ein Licht hineingefallen, als erwache er nach wochenlangem, unbewußtem Träumen jetzt erst zum klaren Bewußtsein seiner selbst.

Tetzki besann sich kurz, und ohne auch nur tröstend ihre Hand zu berühren, flüsterte er: „Jungfer, seid Ihr erstarkt zum Handeln? Ich will die Wache für einen Augenblick heraufrufen, mich zum Obersten begeben, dem ich einen Rapport abzustatten habe, und mit diesem und jenem ihn eine kurze Weile aufzuhalten wissen — benutzet die Minuten!“

„Ich bin ganz stark,“ antwortete Eleonore und drückte seine Hand mit ihren beiden.

Die Wache kam herauf und schritt über den Hof. In diesem Augenblick flog sie die Stufen hinab, riß die Geheimtür auf und rief Hans Hoyer zu: „Fliehet bis an das äußerste Ende des Ganges, bis unter die Schloßruinen!“

Die Ahnungslosen waren gewarnt, gerettet.

Gefaßt trat sie zu dem Vater und der Schwester. „Unseres Hauses letzte Stunde ist gekommen.“

Ein Schrei wie aus einem Munde, und dann ein großes Wehklagen wie an Sterbebetten!

„Lasset uns in der kurzen Frist, die uns gelassen ist, einiges retten von unserer besten Habe!“

Ulrike rannte wie bei plötzlich entstandener Feuersbrunst hin und her, riß eine wertlose Sache an sich und schleuderte sie fort, barg dann die Briefe, welche Pfeffer ihr geschrieben, an ihrem Busen und trug gedankenlos die Schönheitskruken und Salben vom Waschtische fort. Auch Eisenberg durchwühlte völlig kopflos das Pharmakopol, und nimmer das Gesuchte, sondern nur Nichtigkeiten fielen ihm in die Hände.

Eleonores Kraft schien verdoppelt, denn allein trug sie eine schwere Truhe mit Kleidungsstücken auf die Gasse hinaus. Es war bereits straßenkundig geworden, daß das alte Herzogshaus gesprengt werden solle, und wie bei jedem großen Menschenunglück standen gaffende Zuschauer umher. Einige griffen willig zu und taten Handreichung. Der Auflauf schwoll an zur vielköpfigen Menge; die Neugier der holzschuhklappernden Leute war größer als ihre Polackenfurcht.

Lautlos der Befehle harrend, hielten die Soldaten Wache bei den kleinen unscheinbaren Pulverfässern, die auf ein Haar den norwegischen Heringstonnen glichen. Das umstehende Volk betrachtete sie mit scheuen Blicken: Wie kann diesen eine so unheimliche Zerstörungskraft innewohnen? Noch war bei allen die Schreckensnacht von Hadersleben, wo die Feuersäule gen Himmel stieg, noch war die furchtbare Detonation und das Erbeben des ganzen Stadtgrundes in bösem Gedächtnis. Und es ging ein Grauen durch die Reihen der Bürger. Aus den Nachbarhäusern liefen die Bewohner wehklagend und wimmernd mit ihrer armseligen Habe.

Der Oberst trat in die Tür, kirschrot vor verhaltener Wut, und der Erregte strich sich immerfort den Schnurrbart, um sich den Anschein von Gleichmut zu geben. Er horchte nach der Marienkirche hinüber, deren Glocke die zehnte Stunde geschlagen hatte. „Die Frist ist verlaufen!“ schrie er, „was noch im Hause lebt, heraus! Keine Spinne im Winkel, die nicht zu Staub zerstoßen werden wird von den Steinen!“ Dann schnaubte er den Soldaten seine Befehle zu. Die Volksmenge wurde bis in die Naffstraße zurückgetrieben und ein Kordon von Partisanen gebildet. Ein Wink — und die Fässer wurden ins Haus getragen.

Unter der Menge stand der Apotheker von Eisenberg, ein stetes Zittern wie Frostschütteln durchfuhr ihn, und die tränenden Augen wandte er nicht von dem Hause. Dann rang er mit unbedecktem Haupt die Hände vor dem Obersten und flehte um Erbarmen: „Es ist das Herzogshaus und das edelste der Stadt und birgt große Erinnerungen . . . wehe, wollt Ihr es austilgen?“

„Geh von mir, alter Fasler!“

Eisenberg blickte um sich mit irren Augen. „Wo ist meine Tochter?“

„Hier bin ich, Vater,“ antwortete Ulrike.

Er stürzte vor und fast in die Pike des Soldaten: „Wo ist Eleonore, mein Kind? Herr Oberst, Herr Oberst, haltet an! Meine Tochter ist noch im Hause!“

Czernecki wandte verächtlich den Kopf zur Seite, wo die Soldaten standen. „Schaffet das Frauenzimmer heraus und setzet die Lunten in die Fässer!“

Tetzki, welcher daneben stand und die Zähne zusammenbiß, wollte Ordre parieren.

„Nicht Ihr, Tetzki, ein gemeiner Soldat ist gut genug, um es auszurichten.“

Eleonore kam aus dem Hause in blasser, eherner Ruhe, wie sie nur starken Seelen eigen ist in solcher Stunde, und als sie den leeren Zwischenraum der Straße hinabschritt, schien ihre Gestalt größer geworden. Die Wolken zerrissen, ein Sonnenstrahl brach durch und vergoldete ihr Haar. Ohne sichtbare Hast trat sie bis drei Schritte vor den Obersten: „Gereuen wird Euch die jähe Tat. Was ist der Jähzorn anders als des Zornes Rausch? Ihr handelt unbesonnen . . .“

„Ha! Ihr wollt mich höhnen darum, daß ich an meinem Geburtstage ein wenig über den Durst und mein Vermögen trank!“

„Nein, ich will eine letzte Bitte wagen.“

„Wie Ihr so ruhig seid, Jungfer von Eisenberg,“ spottete er, „es scheint Euch keine sonderliche Unrast um Euren Liebsten zu plagen.“

Sie hob die weiße Hand empor, und ihr Auge blitzte gewaltig: „Das ist des Schicksals Hohn mit Euch, daß Ihr das Böse umsonst thut. Ich gebe Euch mein Wort, so wahr ich lebe, daß weder in noch unter dem Hause eine lebende Seele mehr ist.“

Man sah, wie seine Stirnadern schwollen; und der schäumenden Wut nicht mehr mächtig, stieß er einen Fluch aus und schrie heiser: „Die Lunten angezündet!"

Soldaten liefen eilig hin und noch schnellfüßiger zurück.

Von der Schloßstraße her kam ein Mann im Priestergewande, und das lange, weiße Haar flatterte im Winde, so rüstige Schritte machte der Greis. Ehrerbietig trat die Menge zur Seite vor dem Hauptpastor Valentin Schmidt von Eisenberg.

Der Patriarch der Eisenbergschen Sippe stand in dem freien Raum vor der Menge, und die Pike des rohen Polen senkte sich unwillkürlich. Von seinem Antlitz war der Friede, welcher stärker ist als alle Angst, nicht gewichen. Zu seinem Sohne und den Umstehenden sprach er wie einen Segen: „Tröstet Euch! In der Welt habt ihr Angst, aber unser Herr Christus ist bei uns alle Tage und hat kraft seiner Angst die Angst überwunden." Vor dem Polenobersten neigte er das Haupt und hob dann die hellen, durchdringenden Augen empor.

Czernecki zuckte zusammen unter dem Blick, aber er rief laut: „Ein Pfaff? Bei meinem Schutzpatron! Ein Pfaff von ihrem Glauben! Was will er? Mich in den Bann thun? Ich lache des Bannes als ein guter Katholik!"

Eine lautlose Stille folgte, und des Predigers Stimme erklang: „Ob auch nicht Eures Glaubens, bin ich dennoch ein Priester des Höchsten. Wir haben keinen Bann, aber das starke Wort Gottes. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! Laßt ab von Eurem bösen Werk! Kraft meines Amtes halte ich Euch Eure Todesstunde vor die Augen; ich mahne Euch an das Gericht, das ergehen wird auch über Euch, und ich spreche: Gedenket Eures Sterbens und Eurer Seele Seligkeit!"

Czernecki fuhr zurück vor der Erscheinung des protestantischen Pfarrherrn und vor seinen Worten, als ginge es ihm durch das Herz: „Meiner Seele Seligkeit? Der Priester will mir fluchen und mich zur Hölle verdammen."

Das Gesicht des greisen Mannes leuchtete von überirdischem Glanze, und er hob die Hände über ihn: „Nein! Ich bin ein Diener des Herrn, der da sagte: Segnet, die euch fluchen! Ich will dich segnen, daß du dich bekehrest und ablassest von der Sünde. Czernecki! Der Herr segne dich und behüte dich vor böser Tat und einem unbußfertigen Tode! Der Herr sei dir gnädig in seiner Gnade! Der Herr erleuchte dich mit seinem Angesicht und gebe dir seinen Frieden!"

Starr war der Oberst geworden, und er drehte den Schnurrbart längst nicht mehr. Die Röte seines Gesichts wich einer plötzlichen Bläße. Durch seine Seele gingen die Schwertstöße des Wortes, da der Prediger von Eisenberg ihn segnete.

Er stammelte: „Bei allen Heiligen! Solches ist in meinem Leben noch nicht geschehen noch gehört worden. Bist du ein Heiliger?" Und einige Schritte vorstürzend, schrie er den Soldaten zu: „Reißet die Lunten aus den Fässern!"

Sie zögerten, weil sie jeden Augenblick die Explosion erwarteten. „Vorwärts, ich will euch Beine machen,“ donnerte der Oberst, sich offenbar erholend von seiner Bestürzung.

Keiner aber wollte das Wagnis unternehmen. Da eilte Tetzki mit einem Kriegsmanne davon. Die Hunderte von Zuschauern hielten den Atem an, und der greise Patriarch streckte die Hände gen Himmel und betete und betete: „Bei dir ist kein Zuspät, mein Gott!“

Dennoch schien es zu spät. Ein dumpfer Knall ertönte vom Hause her, und klirrend zersprangen die Fensterscheiben. Ein Schrei aus allen Kehlen schlug in die Lüfte empor. Eleonores Auge hing an der Tür, durch welche Tetzki gegangen. Als die Explosion erfolgte, umfing sie der kreisende Wirbel, und sie wurde gehalten von fremden Armen. Aber das Bewußtsein siegte über die Ohnmacht, und sogleich sich aufraffend, stand sie auf ihren Füßen.

Aus der Haustür, unter dem „Christus porta salutis“, trat ein Mann hervor und hinaus auf die Gasse — es waren aber zwei hineingegangen. Der Mann war Tetzki. Das Gesicht von Pulver geschwärzt, den Bart versengt, aber sonst an seinem Leibe unverletzt, trat er zum Obersten und meldete: „Die lässigen Hunde hatten aus dem einen Fasse Pulver verschüttet, und wir sahen es in der Düsternis nicht. Als der Soldat die letzte Lunte herausgerissen, warf er den glühenden Schwamm auf den Estrich, um ihn zu zertreten. Ein Funke flog in das verschüttete Kraut, welches mit solcher Gewalt explodierte, daß er auf der Stelle erschlagen ward. Der Schaden, so angerichtet worden ist an Gewölbe und Gebäu, scheint mir gering.“

Der Oberst zuckte gleichmütig die Achseln, denn was scherte ihn der Tod eines gemeinen Kriegsknechtes. Bald schüttelte er den Vorfall, bei dem er kaum eines Helden Rolle gespielt hatte, von sich ab und bezog mit der ganzen Unverfrorenheit seines Volkes sein altes Quartier.

Durch die Grundfesten des hundertjährigen Hauses war des Todes Beben gegangen, aber es hatte diesen Wetterschlag überdauert und stand auf seinem festen Fundament völlig unversehrt und ohne einen Riß oder Sprung in seinen ellendicken Mauern. Sie sahen es, und ihre Augen standen voll Freudenzähren. „Gelobt sei Gott!“ sprach Schmidt von Eisenberg und legte die Hände auf Tetzkis Schultern. „Wenn in Eurem Leben eine sehr bange Stunde kommen sollte, möge der einige Herr und Heiland unser aller Euch trösten, darum daß Ihr uns in unserer großen Bedrängnis getröstet habt.“

Daneben stand Eleonore und blickte ihn an, als gefiele ihr das Bild des vom Pulverrauch Verunzierten. Zuletzt sprach sie: „Ich müßte Euch schelten, daß Ihr so tollkühn mit Eurem Leben spieltet — aber nun ist alles gut. In unseren Lebenstagen wird dieser Polenzeit nicht vergessen werden, aber auch

einen Polenoffizier werden wir in gutem Gedächtnis behalten, und das wird die dunklen Erinnerungen versöhnen und erhellen."

„Jungfer von Eisenberg, Ihr macht zu viel der Worte, und ich liebe die vielen Worte nicht," war seine Antwort.

„Nein, Leutnant von Tetzki, keiner hat weniger gesagt und mehr getan als Ihr." —

Der Menschenhaufe verlief sich, die Bewohner des Hauses durchgingen das Erd- und das Obergeschoß und fanden nur wenige Spuren der Zerstörung. Von den Habseligkeiten auf der Gasse fehlte manches, aber man suchte nicht lange, denn die polnischen Bundesgenossen waren bekannt wegen ihrer geschwinden und langen Finger. Diese aßen und tranken wie zuvor, ließen den toten Genossen im Keller liegen und dachten nicht an seine Bestattung.

Eleonore ging mit dem Vater die Stufen hinab, um zu sehen, wie groß die Verwüstung hier unten sei, und ihr Fuß zauderte; denn sie fürchtete sich vor dem Toten, der auf dem Rücken lag. Die Kisten waren zerschlagen und ihr Inhalt weithin verstreut, der Kalkverputz von den Wänden gefallen, aber das Gewölbe nicht geborsten. Ihr prüfender Blick streifte die Geheimtür — sie war aus ihren Fugen nicht verrückt worden — und dann den Toten. Sein Gesicht war entstellt — ein Schauder überlief sie — und sein Wams in Fetzen zerrissen. Neben ihm lag ein beschriebenes Stück Pergament, das von der entblößten Brust herabgefallen war. Sie hob es auf und verließ eilends diesen schreckhaften Ort.

Erst als Tetzki gemessenen Befehl erteilte, kamen die Soldaten über den Hof geschlendert, hoben den Leichnam auf und verscharrten ihn im Garten, kaum einen Fuß tief im Erdreich.

Eleonore ruhte sich im Pharmakopol in einem Zustand traumverlorener Ermüdung nach großer seelischer Erregung. Sie dachte an Tetzki, und daß der fremde Mann ihr Vertrauter geworden sei. Auch nicht die leiseste Furcht, daß er je ihres Vertrauens sich unwert beweisen könne, aber eine bedrückende Vorahnung kam ihr, als wenn ihr Lebenspfad von Stund an verschlungen und verwirrt worden. Das Bild des anderen stand vor ihr — Czernecki in seiner leidenschaftlichen Gier, in seiner zügellosen Wut — und ein Ekel erfaßte sie. Kann auch die Liebe, welche die Menschen in allen Zungen preisen, also ihre Züge verzerren und zum häßlichen Faun werden, zum Widerwärtigsten von allem, was einem Weibe zum Ekel ist? Dieser Pole hatte ihr einen Schimpf angetan wie nie ein Mann. Eleonore strich mit dem Nastüchlein über die Stirn, als müsse sie den unreinen Hauch seines Odems hinwegwischen. Es war nicht Abscheu, was sie fühlte, es war Haß. Sie haßte den Obersten. Ihr Weibesehrgefühl bäumte sich in wundem Stolz, und ihr Herz gelüstete nach einer Stunde,

wo sie Rache nehmen könne an ihm für schwere Kränkung. In ihren Traum wob sich wieder das andere Bild. Auf solchem Hintergrunde hob sich Tetzkis Gestalt groß, edel und königlich empor, von immer hellerem Lichte umflossen.

Sie riß sich mit Gewalt aus der traumhaften Ermüdung und nahm das Blatt, welches auf der Brust des Getöteten geruht hatte, zur Hand. Vielleicht ein Brief aus seiner fernen Heimatssteppe, den Mutter oder Braut durch des Priesters Hand aufsetzen ließen an ihn — vielleicht auch nur ein Amulet des Aberglaubens, ein Passauer Zettel. Es war von eines Priesters Hand geschrieben, aber in lateinischer Sprache.

Sie ging zum Großvater, der noch im Hause war, daß er es ihr lese. Dieser durchflog das Pergament und murmelte erschreckt: „Nun möchte auch ich es fast glauben, daß der Antichrist gekommen ist und sich auf den römischen Papststuhl gesetzt hat. Es ist ein Breve, vom Papst unterzeichnet.“ Dann las der Greis in deutscher Übersetzung: „Allen unsern vielgeliebten und katholischen Kindern in Christo! Wir bitten euch für das Wohl der Christenheit und für Seine Heiligkeit die Waffen zu ergreifen zur Verteidigung der alleinseligmachenden Religion und der reinen Lehre. Alle, welche einen Ketzer und Lutherischen töten, werden dadurch Gott ein wohlgefälliges Opfer bringen, und ihre Namen werden eingeschrieben werden unter die Auserwählten des Herrn. Der heilige Vater in Rom. Pius.“

Der Verlesung folgte eine Stille, welche Eleonore unterbrach: „Solche Briefe vom Papst tragen sie als Amulette auf der Brust! Nun wundert es mich nicht, daß sie unser unglückliches Land fast zu Tode gefoltert haben.“

Besonnener sprach der Greis: „Es mag die Unterschrift nicht echt und der Brief eine Fälschung sein, aber eines katholischen Priesters Hand hat das Breve aufgesetzt und dem unwissenden Kriegsknechte auf die Brust geheftet, seinen Mut aufzuhitzen und aufzustacheln zum Mord der Andersgläubigen.“ Und er nickte traurig: „Solche Breves fand man auch zu Lützen bei den Toten. Das sind die finsteren Schatten, welche der große Religionskrieg noch immer wirft, und darum werden wir gepeinigt von dem Kriegsvolk, das verhetzt ist von seinen Priestern. O Rom, Rom! Wie lange soll der Brudermord, geschürt von deinem Grimm, noch weiter fressen?“

Der Hauptpastor von Hadersleben hat das Blatt, welches sich ein päpstliches Breve nannte, aufbewahrt zum Andenken an die Polackenzeit und Prediger-qual; es ist in seinem Nachlasse gefunden worden.

Das Zwielicht des Tages lag über der Erde. Jetzt erst war Eleonore unbeobachtet und fand gelegenen Augenblick, um sich von dem Schicksal ihrer Pflegebefohlenen im Gange zu überzeugen. Sie hatte ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen und an der Kellertreppe ihren Posten aufgestellt — Elisabeth Hoyer

sollte sie warnen bei nahender Gefahr. Die Geheimtür gehorchte dem Druck ihrer Hand und bewegte sich geräuschlos in ihren Angeln. Ihr Auge durchsuchte den langgestreckten, schmalen Raum — Christian und Hans Hoyer hatten sich noch nicht getraut, in ihre Behausung zurückzukehren. Nur einzelne Kalk- und Mauerstücke waren von der Wölbung herabgefallen. Die Vorratskisten und die Fässer waren nicht verrückt worden. Eleonore schritt bis zur hinteren Tür, welche, da sie ursprünglich anderen Zwecken gedient hatte und später eingefügt worden war, noch mit einem verschließbaren Schieber versehen war.

Die Zeit war gemessen. Hastig schob sie den Schieber zur Seite und rief durch die vorgehaltenen Hände in die Düsternis hinein: „Christian! Hans! Die Gefahr ist vorüber!“ Keine Antwort kam zurück. Das Schloß der Tür knirschte. Mit dem Lichte in der Hand lief sie vorwärts, bis ihr Fuß nicht weiter konnte und das Ah auf ihren Lippen erstarb. Dort, wo jene den alten Gang ausgegraben hatten, war er von neuem eingestürzt und von Erdreich und Mauertrümmern gänzlich verschüttet. Nach der Detonation hatte man ein Erbeben des ganzen Grundes gespürt, und dieser Erschütterung hatte der Gang an seiner schwächsten Stelle nicht widerstanden. Noch einmal rief sie die Namen der beiden, und kein Laut noch Lebenszeichen drang an ihr lauschendes Ohr. Dennoch hielt sie für gewiß, daß jene nicht verschüttet seien, sondern, ihrer Weisung folgend, unter den Schloßruinen sich befinden würden. Und trotzdem gab sie einer Unruhe Raum.

Leise besprach sie sich mit Elisabeth. Diese wollte sogleich nach dem Schloßplatze laufen, um ihres Bruders und Christians Schicksal zu erfahren. Aber die andere dämpfte ihren Mut: „Es wird mir kaum gelingen, in jener Wüstenei mir Weg zu finden und den Ausgang der Höhle, geschweige denn dir . . . ich will mich aufmachen zur späten Stunde.“

Eleonore ging am Abend wie in einem inneren Zwiespalt zu drei Malen bis an die Tür des Staatszimmers und wieder zurück. Zum vierten Male aber drückte ihre Hand entschlossen die Klinke. Tetzki saß allein. Er hatte den versengten Bart gestutzt, und sie sah die schön geschwungenen Lippen, und daß ein frohes Lächeln sie umspielte.

„Ach, Ihr werdet nicht mehr lachen, wenn Ihr mich hört,“ begann sie, „denn ich begehre einen letzten, verschwiegenen Kavalierdienst von Euch und zwar zur Nacht . . . sagte ich es nicht? Nun blickt Ihr traurig und ernst.“

„Darum nur, daß es der letzte sein soll.“

Sie neigte sich weit vor und blickte ihn nicht an: Daß sie sein Geleit erbitte, weil sie das Schicksal ihres Bruders erfahren müsse.

Da ward er hingerissen und sprach: „Ich will mit Euch gehen bei Tage und bei Nacht und bis ans Ende der Welt.“

Eleonore entgegnete: „Nicht also, Herr von Tetzki! Ihr sollt Euch fragen, ob es sich mit Eurer Pflicht verträgt; denn es ist eine Begünstigung von Leuten, auf die der Oberst fahndet.“

„Es ist das Herz ein enger, wirrer Raum, in dem die Pflichten sich beständig stoßen . . . ich geleite Euch zur Nacht.“

Sie gingen die stille Straße hinab. Nur kurze Worte wechselten sie, und ihre Rede stockte oft, als hätten sie Furcht vor dem Klang ihrer Stimmen. Über ihnen stand das blinkende Sternenheer, und am hellsten schien der Venus funkelndes Geleucht.

Er hob das Haupt: „Seht diese Pracht des Firmaments! Wer in den Sternen sein Geschick lesen könnte! Wo werd' ich meine Ruhe finden? Und jener, dessen Glanz alle überstrahlt — wie heißt er?“

„Es ist die Venus,“ antwortete sie und warf schnell die uralte und ewig neue Frage auf, die keine Antwort findet: „Ob auf den Sternen auch Wesen wohnen, höher und reiner denn wir? Ob unsere Seele einst dorthin sich flüchtet und mit der Mutter und dem, das uns auf Erden das Liebste war, ein Wiedersehen feiert, wie unsere Ewigkeitsträume es wollen?“

Tetzki nickte: „Ja! Wenn aber auf jenen Gestirnen Wesen wandeln von unserer Art unter ihnen wird nicht Schranke noch Zwist mehr sein, noch zwiespältiger Glaube.“

„Nein, Tetzki, nichts ist gewisser, als daß auf den Sternen unser Glaube herrschen wird, der selig macht ohne Priester und ohne Papst, ohne Gesetzeswerke und ohne Gottesmutter, allein durch die Gnade Gottes.“

Stirnrunzelnd hörte er ihre Rede, und sein Affekt tat sich in heftigen Gestikulationen kund, da er sprach: „Ich war einst näher den Evangelischen, als Ihr wohl wähnt, aber daß sie die schmerzensreiche und milde Gottesmutter verwerfen, schied uns und wird uns scheiden. Ihr Evangelischen seid mir wie ein verlorener Sohn, der seine Mutter verlassen hat, und dem es nimmer wohlgehen kann auf Erden.“ Er sah zur Seite, denn er hörte einen Seufzer.

Ein langes Schweigen! Auf dem Arme trug sie einen Weidenkorb, darin Speise und Trank war.

„Laßt mich den Korb für Euch tragen!“

Als er ihr die Last abnahm, mußte seine Hand ihren Arm berühren, und es durchrieselte ihn warm bis zum Herzen. Auch sie fühlte, daß es ihn durchzuckt habe, und darum sprach sie eilig: „Ihr werdet Euch wundern, Herr von Tetzki, daß ich einem Polenoffizier so großes Vertrauen schenkte; doch hatte ich keinen besseren Mann, dessen Beistandes ich mich versehen konnte.“

Er lächelte: „Ich bin ja kein Pole, sondern meine Sippe hat seit zwei Jahrhunderten in Schlesien gewohnt, wo die Völkerschaften zusammenstoßen, und mein Geschlecht ist deutsch.“

Die Gegend war unbewohnt, die dunklen Umrisse der Schloßruinen tauchten auf.

„Ich hoffe, Ihr werdet Euren Bruder wohlbehalten finden und auch den andern — wer ist der Mann?“

„Sagte ich Euch nicht, daß er der Sohn des Predigers von Althadersleben ist und meinem Bruder befreundet?“

„Ja, ja — ist er ein junger Mann?“

„Wohl um die Zwanzig.“

„Ist er ein — schöner Mann?“

Eine wunderliche Frage, und Eleonore lachte: „Ich weiß es wahrhaftig nicht, denn ich habe ihn daraufhin noch nicht angesehen; doch schätze ich an ihm die tüchtige und treue Art.“

Neben dem zerfallenen Portal ließ sie ihn warten und ging allein über den Schutt- und Trümmerhaufen. Sie hörte Töne wie eines Kindes Gewinsel — das war die schreiende Eulenbrut im Neste. Über umgeworfene Säulen kletterte sie hinweg, und mit Händen und Füßen tastete sie sich im Dunkeln ihren langsamen Weg. Hinter einer geborstenen Säule erhob sich urplötzlich eines Mannes Gestalt, daß sie an ihrem ganzen Leibe heftig bebte.

Hans Hoyers Stimme war es, welche sprach: „Das kann nur Eleonore von Eisenberg sein!“

„Wo ist Christian?“

„Er schläft.“

Ein lebhaftes Fragen und Antworten ging hin und her. Christian sei von der Partisane nur leicht geritzt worden, aber da er die Schüsse der Exekution vernommen und geschlossen habe, daß Anker tot sei, habe er zuerst gerast wie ein Verzweifelter und sei dann in brütende Schwermut verfallen. Sie gab ihm den Korb, schärfte ihm die äußerste Vorsicht ein und versprach, in der zweiten Nacht wiederzukommen.

Hans Hoyers Ange war spähend durch die Nacht gedrungen, er wandte den Blick nicht von dem Orte, wo sie die Ruinen betreten hatte. Schwer und langsam sprach er zum Abschiede: „Ich sehe einen Menschenschatten am Portal — wer ist der Mann?“

„Was blickt Ihr so durchdringend durch die Nacht? Es ist ein Offizier, der bei uns im Quartier liegt, und Tetzki ist sein Name.“

„O Eleonore, Eleonore, nun sehe ich durch das Dunkel, und wie es steht um Euch und Euren Sinn.“

Ein Frösteln überlief sie; sie erschrak vor seinen Worten und vor sich selber. Auf dem Heimwege blickte sie nicht zu den Sternen empor, sondern schaute unverwandt auf den Grund, beschleunigte ihre Schritte und trieb ihren Begleiter zur Eile an. —

Die zehnte Stunde hatte geschlagen, und Eleonore wollte eben die Haustür verriegeln, als sie zu hören meinte, daß sich der Klopfer schüchtern bewege. Ein energisches: „Wer ist da?“ Und eine klägliche Stimme von draußen: „Ich, Gottlieb Pfeffer!“

Er trat in den Flur, verfroren, verschüchtert, und sein Leib war sehr hager geworden, seitdem er dieses Haus verlassen.

„Um Gottes willen, wo kommt Ihr hergeschneit in dieser Frühlingsnacht?“

„Von meinem Dorfe Maugstrup.“

„Ist Euch ein Unglück zugestoßen?“

„Nein.“ Er würgte an den Worten, und dann entfuhr ihm ein bewegliches Klagelied von seinen Nöten. „Das Sehnen nach Ulrike, meiner verlobten Braut, verzehrt mich; es ist nicht gut, daß der Mann alleine sei . . . ich habe bisher mit dem Totengräber zusammengehaust, und wir haben sieben Wochen lang Buchweizengrütze gegessen, immer dasselbe Gericht, einundzwanzigmal in der Woche . . . mir ekelt vor der Speise, und Leib und Seele wollen nicht mehr zusammenhalten. Ulrike muß mein ehelich Weib werden und mir folgen.“

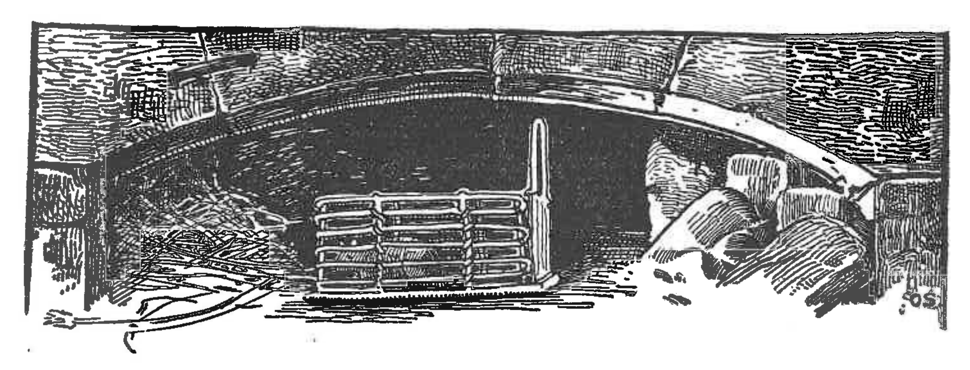
Eleonore mußte über dieses Muß lächeln. „Es scheint ein Tag der Explosionen! Doch klingt er sänftiglich aus in diesem Ausbruch Eurer Gefühle. Wir wollen sehen, wie Euer Schmerz zu heilen und ob Ulrike sich Eurer Liebes- und Leibesnöte erbarmen wird. Zwar hege ich einigen Zweifel, daß sie in diesen argen Zeitläufen Euer Weib werden und nach Maugstrup ziehen wird.“

Pfeffer saß in der Küche und griff immer wieder nach der Schüssel. Eleonore mußte bekennen, daß sie noch keinen solchen Hunger gestillt habe.

Am Morgen wurden ihre Zweifel zu Schanden. Ulrike war dennoch von festerer Art, als die Schwester geglaubt hatte; denn sie sprach schlicht und ohne Zögern: „Er ist mein Verlobter, dem ich mein Treuwort gegeben habe, und ich will Liebes und Leides mit ihm teilen.“

Am dritten Tage legte der Großvater die Hände seiner Enkelkinder vor dem Altar ineinander, und es war eine stille Hochzeit ohne Gastmahl und Gepränge. Auf das verwüstete Dorf zog Ulrike mit ihrem Gatten und ward ihm eine treue Gefährtin. Auch in ihr, dem ruhigen und anspruchslosen Weibe, war etwas von der Eisenbergschen Art und von dem edlen Herzogsblute ein leiser Pulsschlag noch. Eleonore aber ging in Sinnen und Selbstfragen: Wenn diese Liebe solche Dinge vermag, wie groß und herrlich und allgewaltig muß sie nicht in ihrem tiefsten Wesen und in ihrer Treue sein, so wie sie mir als Traum vorschwebte! — oder ist sie nur Traum und Täuschung?





Siebenter Abschnitt

Frauenliste

Christian rieb sich die Augen und reckte die Glieder. „Was ist dir, Hans? Du hast kein Auge zugetan die ganze Nacht.“

„Nein, ich habe keine Rast an diesem Orte.“

„Freilich, wir sind nicht auf Daunen gebettet.“

„Das ist es nicht, Christian. Ich will die Stadt Hadersleben noch heute und für immer verlassen.“

Der Schwedenleutnant sprang auf die Füße. „Parbleu! Nun bist du, wo ich dich haben wollte. Meine Schramme flickt sich von selber. Wir gehen zusammen in der nächsten Nacht und schlagen uns durch nach Fünen.“

Hans schüttelte den Kopf. „Nein, unsere Wege scheiden sich, denn ich gehe nicht zum Schwedenkönig, auch muß deine Wunde erst heilen.“

Es blieb dabei, und er wiederholte: „Ich habe keine Rast mehr an diesem Orte.“

Der andere bat und schalt, maulte auf seinem Lager und mühte sich mit neuen Überredungskünsten: „So warte doch bis zur zweiten Nacht, um Eleonore Lebewohl zu sagen.“

Hans kehrte sich ab: „Nein, ich will keinen Abschied nehmen.“

Christian nannte ihn zornig einen harten Kopf. Jener aber schwieg und sprach zu seinem Herzen: Werde hart, werde hart!

Kein Stern stand am Himmel in dunkler Nacht, der Wind strich seufzend über die Schloßruinen, als sie Abschied genommen hatten und Hans seinen Weg über die Schutthaufen suchte. Also dünkte ihm seine Zukunft — eine tote Stille, ein Schleichen in finstrer Nacht, ein mühsames Stolpern über Höhen und Tiefen von Schutt und Staub. Fiel dieser Gedanke so auf seine Seele, daß er an seinem Vorhaben verzagte? Er eilte plötzlich zurück, faßte Christians Hände und sprach: „Lebe wohl, lebe wohl und grüße mir Eleonore vieltausendmal!“

Christian sah verdutzt dem gleitenden Schatten nach und murmelte: „Ach, steht es derart um dich, mein armer Freund?“

Hans Hoyer wanderte neben dem raschelnden Röhricht über Wiesengründe und durch den Wald, bis er auf ein Fischerboot stieß. Er schätzte gewissenhaft

den Wert des Kahnes, band eine Geldsumme in sein Nastuch und knotete es an das Ende des Seils, mit dem das Boot am Pflocke befestigt war, bestieg sein so erworbenes Fahrzeug und stieß vom Grunde. Vor der Strömung und dem Westwinde trieb er hinaus in die Ostsee. —

Christians Vorrat ging auf die Neige, und die Einsamkeit verdüsterte seinen Sinn. Wo blieb die Schwester? Eleonore getraute sich nicht mehr mit Tetzki nach den Schloßruinen zu gehen, sie kam weder in der zweiten noch dritten Nacht. Der Oberst Czernecki nämlich ließ die Mahlzeiten auf sein Zimmer hinauftragen und wich den Hausbewohnern aus. Doch waren seine Argusaugen überall und jeder Soldat im Quartier ein Späher in seinen Diensten. Mit Elisabeth besprach sie die Sache. Diese zeigte sich gar mutig und wollte allein den Gang tun, wenn Eleonore ihr den Weg beschriebe.

Bei der Trauung in der Marienkirche aber fiel Eleonores Blick auf Peter Totengräber, und sie wechselte einige Worte mit ihm. Um Mitternacht wartete er im Garten des Eisenbergschen Hauses. Elisabeth mit dem Korbe stieß zu ihm, und sie fürchtete sich fast vor dem Riesen, welcher grinste: „Ich bin ein friedlicher Mann.“ Durch die Gärten bahnte er einen Weg, und am Wasser entlang kamen sie zum Schloßgrunde. Hier hielt Peter Wache. Elisabeth fand den versteckten Eingang, aber die Höhle war scheinbar leer, und umsonst rief sie ihres Bruders Namen in die Pechfinsternis hinein. Ihr gruselte vor dem gespenstischen Orte. Christian stand auf der entgegengesetzten Seite, nach der Straße und Stadt hinüberhorchend. Endlich gewahrte er ihre Gestalt und kam auf sie zu.

„Wo ist mein Bruder?“ rief sie angstvoll.

Er teilte es ihr mit, und ihre Tränen rannen ohne Aufhör. „Tröste dich, Lieschen,“ sagte er mit dem weichsten Laut seiner Stimme, strich über ihre Schulter und küßte ihr Haar, „ich will dein Bruder sein.“ Da versiegte ihr Tränenstrom.

„Du bist nicht mein Bruder, und du darfst mich nicht küssen, Christian. Sonst kehre ich nicht wieder, und du mußt vor Hunger sterben.“

„Ach, Lieschen, man kann auch aus anderer Ursache sterben.“

Dennoch kam sie wieder in jeder dritten Nacht, und Peter Totengräbers Wache dehnte sich immer länger aus.

Einmal auf dem Heimwege kniff er das eine Auge zu und sah sie mit dem andern an. „Ihr habt nicht für Euren Schlaf zu sorgen, wie andere Leute.“

„Verzeiht, mein lieber Peter! Euch fror vom Stehen?“

„Nein, Jungfer, über kühle Witterung können wir nicht klagen . . . es ist die laue Wärme der Maiennächte, welche manchen Leuten nicht zuträglich sein soll.“

Sie errötete bis in die Schläfen, und ihr Begleiter schmunzelte. Mit äußerster Vorsicht kehrten sie zurück, indem der Riese erst im Hofe witterte, ob die Luft rein sei.

Es war ein unheimliches Wohnen in dem Eisenbergschen Hause unter so vielen lauernden Blicken und von Spähern umgeben. Unerträglich schien der Zustand, und Eleonore, welche der Sache ein Ende machen wollte, vertrat eines Tages dem Obersten den Weg.

„Wie sollen wir Euren Unwillen besänftigen, Euer grundloses Mißtrauen entkräften und den Beweis führen, daß wir keinen in unserem Hause beherbergen?“

„Sagen wir lieber, wie soll man Bewiesenes unbewiesen machen?“ lachte Czernecki spöttisch, „ich habe mit diesen meinen beiden Augen gesehen, daß der Flüchtling über den Flur taumelte, und ich könnte ihn beschreiben ... es war ein junger, schöner Mann mit lockigem Haar.“

Sie ging an ihm vorbei und in ihre Kemenate. „Wie kann man ihn des Glaubens machen, daß mein Bruder fort ist? Ein schwierig Ding ist der Glaube stets und kann den Menschen nicht gegeben werden.“ Ihre Hand schlug resolut durch die Luft. „Er muß des Glaubens werden!“ Und sie zerbrach sich den Kopf, bis ein feines und listiges Lächeln über ihre Züge glitt.

In der folgenden Nacht ging Eleonore anstatt Elisabeths und betrat den unterirdischen Bau. Dem Korbe Papier und Tinte entnehmend, drückte sie dem Bruder die Gänsefeder in die Hand.

„Was sollen die Possen?“

„Schreibe, mein Bruder, ich will diktieren.“

Er schrieb, lachte hell auf und schrieb weiter, folgendermaßen: „Assens auf Fünen, im Wonnemond 1659. Verehrter Herr Vater und liebwerte Schwestern. Euer Liebden thue ich mit kurzen Worten kund, daß ich ohne Widrigkeit über den Belt gelangt bin und mich nach diesem Eiland salviert habe. Das Land ist schwarz von unsern Truppen, an 10000 Mann Fußvolk und Reiterei stehen auf Fünen, welche die Lunten bereit halten, um den Polacken und Kaiserlichen mit Salveschüssen aufzuwarten. Die zwiefache Anzahl von Regimentern aber befindet sich auf Seeland und cerniert Kopenhagen. In wenigen Tagen stoße ich zu der Belagerungsarmee, und insgeheim will ich verlauten lassen, daß große Dinge geschehen werden. Von dieser Hauptstadt aus wird mein nächstes Schreiben datieret sein. Es lebe unser König Karl Gustav! Dem Obristen Czernecki rekommandiere ich mich. Euer gehorsamer Sohn und wohl zugethaner Bruder Christian von Eisenberg.“

Dieses Schreiben legte Eleonore wohl versiegelt in Peter Totengräbers Hände, und er schlich sich in der Nacht querfeldein nach dem Belte.

Als in der Morgenfrühe der östliche Himmel sich rötete, trieb ein Boot gegen die schleswigsche Küste bei Gravenshoved. Eine reckenhafte Gestalt entsprang demselben und ging durch den knospenden Wald, breitspurig und bedächtig, als wie ein Spaziergänger, der sich am lichten Morgen an Maiengrün und Drosselschlag

ergötzt. Auf einem Eichenstumpf saßen zwei Polen von der Strandwache, hatten die Schafpelze ausgezogen und suchten eifrig in der Wolle. Die kleinen Augen in dem runden Gesicht des Mannes schossen einen schrägen Blick hinüber und guckten dann unverwandt in die Buchenkronen hinauf.

Wie zwei Schnapphähne sprangen sie jählings hervor und packten ihn. „Bei Gott, ich bin ein friedlicher Mann!“ schrie der Überfallene kläglich. Und sehr friedfertig ließ er sich die Fäuste, die wie Eisenhämmer waren, zusammenbinden, zitterte wie Espenlaub und ließ ihre Rippenstöße mit Lammesgeduld über sich ergehen. Unterwegs gingen ihre Hände durch alle seine Taschen, fanden zwar nur ein paar Schillinge — sein Rücken mußte es entgelten — aber einen versiegelten Brief, den sie mit ihren schmutzigen Fingern betasteten und hin und her wendeten.

Der Offizier im Dorfe Anslet erbrach das Siegel, konnte aber nicht in seiner eigenen, geschweige denn in fremder Sprache einen Buchstaben lesen. Der Aufgegriffene ward von ihm verhört. Weinerlich bekannte Peter, er sei ein Bauernknecht aus dem Dorfe Asminde und von Fünen mit dieser Stafette herübergekommen. Der Offizier fragte nach der Stärke der schwedischen Truppen, und Peter log, daß sie seien wie die Starschwärme im Herbst, nannte viele Städte und Dörfer auf Fünen, und wußte anzugeben, wieviel Fußvolk und Reiterei an jedem Orte stände, obgleich er seinen Fuß noch niemals außerhalb der Grenzen seines Amtes gesetzt hatte. Um seiner glaubwürdigen Lügen willen und auf seine kläglichen Bitten hin löste man ihm die Hände; er wurde nach Hadersleben eskortiert. Voran gingen zwei Soldaten, und neben ihm schritten die Wächter, die sich keines Args von ihm versahen.

Plötzlich und blitzschnell schlugen seine Hände aus nach beiden Seiten. Die Polacken fielen wie zwei Fliegen von einem Schlage; der zur Linken stürzte über das ihm gestellte Bein hintenüber, dem zur Rechten war die stumpfe Nase platt geschlagen worden. Peter entfloh in langen Sätzen und ward nicht mehr gesehen.

Der Brief aber ist sicher nach Hadersleben eskortiert worden, auch in des Obersten Czernecki Hände gelangt. Er las ihn und fluchte: „So ist der Hund uns dennoch entwischt! Doch war er nicht ihr Liebhaber, sondern ihr Bruder.“ Im Kriegsrat legte er seinen Offizieren das Dokument vor, und alle hielten dafür, daß man es als einen authentischen Beweis ansehen müsse, erstens dafür, daß Christian von Eisenberg tatsächlich in Hadersleben gewesen sei, und zum andern dafür, daß er ebenso zweifellos nach Fünen entkommen wäre.

Czernecki ging nicht mehr mit den grimmig blickenden Argusaugen, die nach einem Anlaß suchten, durch das Haus, und er kam wieder zu Tische. Sein Zorn schien verraucht und sein Mißtrauen verschwunden. Eleonore war dessen nicht unfroh, aber ihre Freude währte nur kurz. Denn bald begann er sich gegen ihren Platz

verbindlich zu verneigen und den galanten Offizier herauszukehren. Ihr war es zuwider und ein Ekel fast. Wenn sein Blick verstohlen über ihre Gestalt hinglitt, hatte sie ein Gefühl, als ob eine Kröte darüber hinkröche.

Zu diesem Leidwesen kam ein anderes. Seit jenem nächtlichen Gange war sie jedem Alleinsein mit Tetzki ausgewichen. Schweigend begegnete er ihr, aber in seinen Augen lag es wie ein Vorwurf. Da ward ihres Herzens Mitleid stärker als ihres Willens Entschluß, und sie redete ihn an und sprach lange mit ihm über dieses und jenes. Er ließ die Äußerung fallen: „Ihr habt des Obersten Gunst wiedergewonnen."

„Ja", antwortete sie hart, „es giebt Menschen, die zu nichts in der Welt da zu sein scheinen, als um uns in der Geduld und christlichen Demut zu üben."

Jener lachte hell auf. Darüber trat Czernecki herzu, als wäre er mit unhörbarem Katzenschritt gekommen. Seine Augen waren feindselig auf Tetzki gerichtet, als wüßte er, daß man über ihn gelacht habe.

Und wiederum fing er an zu schleichen und zu lauern. Seine liebenswürdige und eifersüchtige Courtoisie war fast noch ein ärgeres Kreuz und lästiger zu tragen, als sein Grollen und seine Ungnade.

Die Maientage gingen, und die Welt kleidete sich in Mittsommerschöne. Auch in diesen nördlichen Breiten war linde Luft, blauer Himmel und heiterer Sonnenschein; grün stand der Laubwald, und die Wiesgründe schillerten in prangender Blumenpracht.

Ueber dem Amte Hadersleben stand der Himmel blauer denn je; es war ein Glitzern und Leuchten von früh bis spät. Aber den Menschen tat der Sonnenschein weh, sie schatteten mit der Hand, als schneide das helle Licht ihnen in die Augen. Gebückte Gestalten mit bleichen, ausgehöhlten Wangen schlichen durch das mittsommerliche Land. An den Äckern gingen sie vorbei, aber sie rührten nicht die Hand, denn die Menschen waren müde geworden. Zwei Jahre war Saat gewesen und keine Ernte. Das grüne Roggenfeld hatten die Steppenpferde der Polen kahl abgeweidet.

Nun war teure Zeit, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen. Ein übermäßiger Preisaufschlag der notwendigsten Lebensmittel trat ein, die Tonne Roggen kostete 20 Taler — nur der Wucher gedieh und rieb sich die kalten, begehrlichen Hände. Welche Kontraste bietet die Erde! Die grauseste der Nöte, die Hungersnot, im Lande und darüber der ewig lächelnde Junihimmel!

Auch die Vorräte des reichen Eisenbergschen Hauses zerschmolzen allmählich. Eleonore sah die vielen Hungernden und mußte dennoch haushalten und kargen mit ihren Gaben. Nicht bei eigener Unbill, die sie erlitten, aber jetzt bei dem Anblick des Elends ihres Landes regte sich ein Haß wider die Peiniger in ihrer Seele, denn ihre Spenden waren wie Tropfen auf heißem Stein.

Von ihrem Schwager, dem Maugstruper Pastor, kam auch betrübsame Nachricht. Gottlieb Pfeffer schloß sein Klagelied und Notschreiben, es seien die Frösche in Ägypten eine Plage gewesen, uns aber sind sie ein Geschenk Gottes, und wir wollten, daß wir noch eine viel größere Menge davon hätten. Ein angefügtes Postskriptum enthielt die Bitte um ein Darlehen von zwanzig oder mehr Talern, welche Summe er in besseren Zeiten mit üblichem Zins zurückzahlen wolle.

Der Schluß entlockte Eleonore ein Lächeln. Schon in der folgenden Nacht sandte der Vater einen zuverlässigen Läufer, welcher die Geldstücke in seinen Stiefelschäften trug, nach Maugstrup. Der Pastor Gottlieb Pfeffer wurde getröstet. Er war keiner von den Männern, die ein starkes und tapferes Herz haben, und dennoch ist zu rühmen an ihm die Treue, und daß er ausgeharret hat in seiner Gemeinde und Last und Leid mit ihr getragen. Ja, die bis aufs Blut gequälten Geistlichen, die immer aufs neue die Zersprengten um ihre Kirchen sammelten und trotz des Ketzerhasses der Polen und ihrer Priester protestantisch Wort und Sakrament nicht verkommen ließen, sind bleibenden Ruhmes und dauernden Gedächtnisses wert, darum daß sie treu befunden worden.

Im Lande war groß Wehklagen und Winseln. Das mißtönige Gekrächz der Raben, die auf Aas ausgingen, und das laute Geheul der Wölfe ward übertönt von dem Seufzen und Schreien der Menschen.

Eleonores edle Seele litt, wie nur das Erbarmen leidet, wenn es mit ratlosen Händen stehen muß. Weil aber ihr Blut stark und stürmisch pochte, wurde ihr Unwille zum heiligen Zorn. Und wie es Frauenart ist, suchte sie nach einem Gegenstande und warf alle ihre Abneigung auf den Obersten Czernecki, als sei dieser allein schuld an den begangenen Grausamkeiten. Oft begegnete sie ihm mit zugespitzter Antwort. Ihn aber machte die Leidenschaft noch blind. Nur auf Tetzki gab er lauernd Obacht und gewahrte einmal, zweimal, daß sein Leutnant und die schöne Eleonore einen kurzen Blick wechselten. Als er zum dritten Mal diese Wahrnehmung machte und keine Täuschung möglich war, fuhr die Eifersucht der ungestillten Begier und der gekränkten Eitelkeit in ihn und ließ ihren bohrenden Stachel in seinem Herzen zurück.

Eleonore hatte Tetzki mit einem holdseligen Blick angesehen! Gehörte der denn nicht auch zu den Polen, die ihre Seele haßte? Nein, dieser sei ein Deutscher und nur in polnische Kriegsdienste verschlagen. So sprach sie, alles zum Besten kehrend.

Bei dem Obersten aber kamen die alten Freunde, die gegen Langeweile ihn erheitern und gegen Trübsinn ihn trösten sollten, zu neuen Ehren. Mit gewaltsamer Hast griff er nach Wein und Würfeln, rief seine Offiziere zusammen, saß bis spät in die Nacht mit ihnen vereint zu solchem Raten und Taten und war oft ungebärdig gegen seine Untergebenen.

Eines Abends — die Zunge war ihm etwas schwer, und seine Augen hatten einen trunken-hündischen, aber tückischen Blick — schrie er dem Fahnenjunker zu: „Geht hinauf und klopft an die Kammertür der Jungfer von Eisenberg!"

Das bartlose Gesicht verzog sich zu einem zweideutigen Grinsen: „Zu Befehl, Herr Oberst! Aber sie wird mich schwerlich hineinlassen."

„Zum Teufel!" polterte jener, „Ihr sollt auch nicht hinein, sondern sie soll herunter, recht hier in unsere Mitte ... mich verlangt nach ihrem Anblick."

Und nach einer zweiten Auflage der schallenden Ohrfeige — dachten wohl die Herren der Tafelrunde; denn sie beugten das Haupt und lächelten in den Bart hinein. Tetzki aber schoß einen schnellen und sprühenden Blick hinüber.

Czernecki wandte den roten Kopf, sah jäh über die Achsel nach diesem und brüllte fast: „Was grinst Ihr?"

„Es war mir nicht zum Lachen."

„Ihr lügt. Ihr habt gelacht!"

„Und wenn ich es getan hätte?"

„So habt Ihr den verfluchten und schuldigen Respekt vergessen ... versteht Ihr, Tetzki?"

Dieser verstand, daß sein Oberst den Streit vom Zaune brechen wollte, und wurde sogleich kühl und besonnen. „Ich verstehe zwar nicht, daß meine Mienen Ordre parieren sollen . . . aber, wofern Ihr Euch verletzt fühlt, verzeiht!"

Der Oberst war krebsrot, und seine bebenden Lippen fauchten: „Ich will, daß die Weibsperson hier erscheine, und Ihr, Tetzki, sollt ihr befehlen zu kommen."

Ein kurzes, festes und hartes Nein: „Nein, Herr Oberst!"

Czernecki griff nach seinem Halse und würgte an seiner Wut: „Ich kommandiere es!"

„Dieses Haus hat von dem General eine Salveguardie, daß seine Bewohner nicht gekränkt werden sollen ... ich bin meinem General Subordination schuldig." Wie ruhig klang diese Rede im Hexenbreughel des Tollen, der Streit wollte. Aber daß der General gegen den Obersten ausgespielt wurde, reizte noch mehr.

„Ihr wollt nicht Ordre parieren, Leutnant?"

„Wir sind nicht im Dienst, und beim Becher sind wir beide Offiziere."

Jener raste durch das Zimmer wie ein Besessener. „Wohlan, wir sind Offiziere, die sich schlagen und jede Beleidigung mit Blut abwaschen!"

Seine Augen rollten, seine Hand riß den Schnürenrock vom Leibe und schleuderte ihn auf den Fußboden, dann aber den Degen aus der Scheide. Der Gegner wich keinen Schritt, sondern bot ihm die freie, hochgewölbte Brust.

Die andern aber fielen jenem in den Arm. „Nicht heute Abend und nicht hier!"

Czernecki rang nach Atem, senkte die Degenspitze und zog damit auf dem Fußboden ein längliches Viereck von der Größe eines Grabes. „Kennt Ihr die Sprache?"

„Es heißt Zweikampf, bis daß der eine tot hinweggetragen wird," antwortete Tetzki mit unerschütterlicher Ruhe.

„Ja, ich fordere Euch auf Leben und Tod, und es soll, ehe die zweite Mitternacht anbricht, ausgefochten sein!"

„Gut, möge das Grab geschaufelt werden. Dann wird sich's erweisen, für wen!" Mit den Worten verließ Tetzki das Zimmer.

Sein Herz schlug furchtlos, aber es schlug, und in dieser Nacht kniete er lange auf dem Schemel und ließ den Rosenkranz durch seine Finger gleiten.

Eleonore hatte ihr Morgenwerk begonnen. Ein Offizier ging über den Flur, die Treppe hinauf, in Tetzkis Zimmer und kam nach einer Weile zurück. Sie sah durch die halboffene Küchentür ihm nach.

Er wandte sich. „Ei, Jungfer von Eisenberg, Ihr seid es? Bei St. Jagello! Wie schön Ihr seid!"

„Wie schön bin ich denn?" lachte sie und zog die Küchentür zu.

Er rief laut hinein: „So schön, daß zwei brave Kerls um Euretwillen sich den Leib mit Kugeln durchlöchern und das Lebenslicht ausblasen wollen."

Eleonore vermochte kein Glied zu rühren. Ein Was? Was? fuhr durch ihr Gehirn und die blitzschnelle Antwort: Czernecki und Tetzki wollen sich schlagen! Endlich hob sie die schlaffen Arme empor. Ihre trockenen Lippen murmelten, während sie die Treppenstufen erstieg: „Um meinetwillen? Nein, nein!"

Ohne Rücksicht oder kleinliche Erwägung klopfte sie an Tetzkis Zimmertür und trat ein. Er hielt eine schwere Reiterpistole, deren Lauf er untersucht hatte, in der Hand. In seinen bleichen Zügen stand keine Überraschung, sondern ein mildes Lächeln flog über sie hin.

„Mein Kommen befremdet, und meine Gegenwart stört," begann sie zaghaft.

„Nein, ich danke Euch, Eleonore, habt tausendmal Dank!"

Sie ging sogleich auf die Sache selbst, kurze Rede und Gegenrede ward gewechselt.

„Ihr wollt Euch schlagen, Tetzki?"

„Ich will nicht — ich muß."

„Wenn ich aber sage: Ihr dürft nicht!"

„Mein Oberst hat mich gefordert, und wir haben ein Offiziersgesetz, daß ich ihm Satisfaktion nicht verweigern darf."

„Habt Ihr denn nicht ein Gesetz in Eurer Kirche und ein Gebot Eures Gottes: Du sollst nicht töten!"

„Ja, Eleonore, ja! Aber wenn ich nicht von Menschensatzungen zerschmettert werden will, muß ich mich auflehnen wider Gottes Gesetz . . . ich muß töten oder mich töten lassen."

Wie ein wunder Gewissensschrei klangen seine Worte und schnitten ihr in die Seele. In ihre Wimper trat eine Träne. „Könnt Ihr nicht um meinetwillen Euch ein wenig demütigen und zu ihm sprechen: Verzeiht, Herr Oberst!"

„Es würde nichts erwirken als ein rohes Lachen, denn er haßt mich und lechzt nach meinem Blut."

„Dennoch habe ich mir vorgenommen, daß dieser Zweikampf nicht stattfinden wird. Wenn ich Euch bäte: Tut es um meinetwillen nicht!"

Sie sah, wie er zurückprallte und heftig kämpfte, sie hörte sein Nahen und seine dumpfe Antwort: „Wohlan, so will ich es nicht tun!"

Unter Tränen lächelte sie weich: „Das will ich Euch danken mein Leben lang, daß ich nicht schuld sein soll an Eurem noch seinem Tode." Aber da sie emporsah, wurde ihr angst bei seinem Anblick. „Wie seht Ihr mich so fest und finster an? Was wird geschehen, wenn ... wenn ..."

„Wenn ich mich des Kampfes weigere, dann habe ich das Verbrechen der Infamie begangen und bin ausgestoßen von meiner Welt ... dann kann ich auf die Landstraße zu meinesgleichen, zum großen Haufen der ehrlosen Leute gehen ... oder mit einer Kugel meiner Schande ein Ende machen."

„Nicht weiter, Tetzki! Ihr habt mir kein Wort gegeben. Also nur zwei Wege, und beide lauten: Tod, Tod!"

Sie wankte an ihm vorbei und zur Tür. Seine Hand lag auf ihrem Arm, und sein Mund neigte sich herab: „Wenn ich wüßte, daß dieser Tag mein letzter wär' und daß ich stürbe, so hätte ich ein Lebewohl und ein letztes Wort Euch zu sagen ... Eleonore, ich habe ..."

„Nein, still, nicht in dieser Stunde!" Sie streckte abwehrend die Hände aus, als wolle sie seine Lippen verschließen. „Ihr werdet nicht sterben!"

Welche Zuversicht lag in ihrer Stimme! Aber oben in ihrer Kammer ging sie in Kampf und Qual und preßte die stürmisch wogende Brust. Die Schüsse von der Hansburg her gellten in ihr Ohr wie in jener Nacht.

O Menschenwahn, der um seiner Ehre willen Mord und Menschenopfer fordert! Dagegen hilft nicht Menschenwitz. Aber, du mein Gott, gieb mir Rat und sende einen Gedanken als Retter mir! Ihre Vernunft wollte arbeiten und zwang ihr Gefühl zur Ruhe. In ihrem Gehirn jagten sich die Gedanken, und sie wurden gewogen und verworfen. Da flog eine große Helle über ihr Antlitz. Mit einem Male — sie wußte nicht, von wannen er gekommen war — stand der Retter vor ihrem Sinn, leibhaftig bis in die kleinsten Einzelheiten, und seinen Mund umspielte sogar ein verschmitztes Lächeln.

Rasche Entschlossenheit tat not und eiliges Handeln. Sorgfältig ordnete sie Haar und Kleidung und trat wie eine andere aus der Kammer, sicher und schön. Welche Macht der Selbstbeherrschung dem schwachen Geschlecht innewohnt! Oder

ist es des Weibes große Verstellungskunst? Wollte sie mit Delila-Lächeln den Obersten verstricken? Sie stand horchend auf dem Gange, als suche sie eine zufällige Begegnung herbeizuführen. Und sie begegnete dem Obersten.

Czernecki hatte nach dem Doppelrausche des Weines und der Wut eine schlechte Morgenstunde gehabt. In seinem Oberstübchen war es, als klopften und hämmerten die Zimmerleute darin, und der tapfere Kriegsmann hatte ein wehleidiges Gefühl. Es mehrte sich, als der Offizier, welcher Zwischenträger im Zweikampf war, eintrat, und noch mehr, als derselbe ging; denn Czernecki murmelte vor sich hin: „Hm, ich sah, wie Tetzki mit seinem Faustrohr eine Taube im Fluge herunterholte.“ Um dem kopfhängerischen Alleinsein zu entfliehen, trat er aus seinem Zimmer in übernächtiger Blässe und bissiger Laune.

„Guten Morgen, Herr Oberst, es geht Euch doch nicht nach dem Sprüchlein: Spät in die Kammer macht frühen Jammer?“ grüßte ihn eine neckende Stimme.

Durch die Zähne sprach er: „Was wollt Ihr? Ich habe keine Zeit.“

„Redet ein Mann, der um seiner Galanterie willen einen gewissen Ruf hat, also mit einer Dame? Ihr habt noch ein langes Leben, dreißig oder vierzig Jahre vor Euch und doch keine Zeit und nicht die paar Minuten eines flüchtigen Morgengrußes für mich?“

Das von der Länge seines Lebens gab ihm einen Stich in das Herz, und er stammelte: „Pardon, Demoiselle!“

„Ach, Ihr habt noch nicht Euren Morgentrunk gehabt . . . wartet, ich will Euch einen Becher warmen, gewürzten Weines bringen.“

Er trat in das Staatszimmer. Mit einem zierlichen Knix kredenzte sie ihm den Pokal. „Was sagt Ihr nun, Herr Oberst?“

„Daß Ihr falsch seid wie alle Weiber.“

„Falsch? Habe ich denn je gelogen?“

„Ja, auch das, denn Ihr versichertet mir hoch und teuer, daß Ihr keinen Schweden im Hause verborgen hättet — und es war unwahr! Wir haben einen Brief von ihm aufgefangen. . . .“

Sie machte erschreckte Augen: „Einen Brief? Um des Himmels willen! Wo ist mein Bruder?“

„Nach Fünen entwischt! Und die Jungfer von Eisenberg hat gelogen!“ brummte er.

Sie sah reumütig auf: „Auch Eure Priester rechnen nicht die Notlüge eines armen Weibleins zu den Todsünden. Vielleicht war es nicht einmal Lüge, denn mein Bruder versteckte sich selbst. Ich will Euch den ganzen Hergang berichten.“

Czernecki trank in langen Zügen, und unter ihren Bekenntnissen wurde sein Gesichtsausdruck immer wohlwollender.

„Mein Bruder, der als Offizier unter dem König Karl Gustav dient, kam nach Hadersleben. Ihr saht, wie er an jenem Abend an Euch vorbeistürzte, die Kellerstiege hinunterflog und dann in dem Erdboden versank.“

„Nein, das Versinken, diese Geisterkunst, sah ich eben nicht.“

„Und dennoch im buchstäblichen Sinne verschwand er in der Erde, denn wisset und höret! Im Keller befindet sich seit alters eine Geheimtür, welche auf einen unterirdischen Gang führt, der sich bis zu den Schloßruinen erstreckt, allwo er ausmündet . . . wir haben meinen Bruder nicht verborgen, sondern auf selbsteigenen Füßen entsprang er durch diesen Gang. Nun werdet Ihr sagen: Pardon, Demoiselle, wir taten Euch unrecht.“

„Millionen Schock Schwerenot!“ Er sprang ungestüm empor. „Es war dennoch eine Tür vorhanden, und wir haben das ganze Loch durchstöbert? Ich will es sogleich untersuchen lassen.“

Sie machte eine besänftigende Handbewegung. „Sachte, Herr Oberst! Es liegen Fässer im Keller, die bei Euren Leuten leicht eine unliebsame Explosion hervorrufen könnten, etliche Stückfässer mit altem Wein. Wir wollen selbander gehen; ich zeige Euch die Tür, den Gang und am Ende den blauen Himmel.“

„Wohlan!“ sprach er. „Vorwärts!“

Sie trug das Licht, und die beiden gingen selbander. Ein Ah entrang sich seinem Munde, als die Mauer einem Drucke ihrer Hand wich.

„Seht Ihr, seht Ihr!“ kicherte sie schelmisch. Seite an Seite schritten sie an den Fässern und Kisten vorbei. Die hintere Tür, welche diesen Theil des Ganges abschloß, stand offen, seine Spannung war so groß, daß er sie gar nicht bemerkte.

„O diese Finsternis! Ich fürchte mich fast,“ lispelte sie.

Beschützend drückte er ihren Arm. „Ihr zittert?“

„Ja, mir gruselt vor dieser greulichen Düsternis. Bitte, nehmt das Licht und leuchtet voran . . . uh, was ist das Schwarze dort?“

Czernecki war ein Kavalier und nahm den Leuchter, auch ein herzhafter Mann und beugte sich weit vor. „Ich sehe nichts.“

Da blitzten ihre Augen, ihre kleinen Hände ballten sich — ein geschmeidiger Katzensprung — Eleonore hatte ihm einen so derben Rückenstoß versetzt, daß er das Licht hinwarf und auf die Hände stürzte. Wie ein geschwindes Eichhörnchen floh sie, riß die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor.

„Hahaha!“ Eine helle Lache schlug von gewölbten Wänden zurück. So lachen nicht die Teufel in ihrer Bosheit, sondern die Englein, wenn sie sehen, wie die Bösen in ihre eigenen Schlingen und Gruben geraten.

Der Polackenoberst taumelte auf die Füße, tappte sich zurück und rüttelte an der Tür. Der Schieber stand offen. „Was soll das, Jungfer? Es ist zum Spaß zu häßlich.“

Sie stampfte mit dem Fuße und sprach hinein: „Ist auch kein Spaß, sondern bitterer Ernst! Ihr werdet Euch nicht mit dem Leutnant Tetzki schlagen und seid mein Gefangener."

„Verdammte Schlange! Tut mir sogleich auf, oder ich schreie nach meinen Leuten, lasse Euch foltern und das ganze Haus massakrieren."

„Schreit immerzu! Ihr seid lebendig begraben, und die Toten beißen nicht."

Den Kopf an die kleine Türöffnung gepreßt, schrie er polnische Namen, um seine Leute herbeizurufen.

„Sachte, Herr Oberst," sprach sie und drückte mit schneller, schnippischer Hand den Schieber vor seiner Nase zu. Kaltblütig ging sie hinauf und an ihr Tagewerk.

Der Gefangene rannte zwar nicht mit dem Kopfe, aber mit den Händen gegen die Wände, raste wie ein Berserker und brüllte vor Wut. War das ein gräßliches und gotteslästerliches Gefluche! Als der furor Polonicus etwas nachließ, suchte er nach einem Auswege aus der Höhle und tastete sich zwischen der Tür und dort, wo der Gang verschüttet war, hin und her. Umsonst, er war lebendig begraben. Heiser wurde seine Stimme; in einem letzten Wutanfalle zerriß er sich den Schnürenrock und sank dann stöhnend hin auf den feuchtkalten Grund.

Im Hause fragten Offiziere, die Dienst oder Rapport hatten, nach Czernecki und erhielten den Bescheid von Eleonore, daß er in der Morgenfrühe, in Bereitschaft auszugehen, auf dem Flure gesehen worden sei. Keiner beunruhigte sich um seinen Obersten, und einige der Herren lächelten gar sonderbar und flüsterten mit einander: „Er wird sich irgendwo festgetrunken oder in ein galantes Abenteuer mit einer Bauerndirne verstrickt haben." Der Fahnenjunker aber zog den Mund am breitesten: „Er hat gesundheitshalber einen kleinen Urlaub angetreten, bis die Affaire mit Tetzki vergessen worden ist."

Als Nachtschweigen sich auf das Haus senkte und Schlaf die Menschenlider schloß, ging Eleonore zu ihrem Gefangenen. Sie haßte diesen Mann, der ihre Frauenehre aufs tiefste beleidigt hatte. Und nicht nur Frauenlist, um Tetzki vor seiner Kugel zu retten, sondern auch Freude an jenes Demütigung war das Leitmotiv ihres Handelns. Als sie aber nun sah, wie elend er war, regte sich ihr Mitleid.

Auf Eleonores Anruf röchelte er heiser: „Gebt mir meinen Degen . . . meinen Degen, daß ich mich hineinstürze und nicht eines ehrlosen Todes sterbe!"

„Nein, Ihr werdet Euch weder mit anderen noch mit Euch selber duellieren, auch sollt Ihr hier nicht umkommen, sondern nur kurze Einkehr halten und die rechte Erkenntnis gewinnen, was Mannesehre sei: Nicht in törichtem Wahn leichtfertig mit Menschenleben spielen, auch nicht einem Weibe sein Höchstes, seine Ehre, nehmen, sondern nach des Gewissens Richtschnur handeln und unverbrüchlich sein Wort halten."

Der Verschmachtende, dessen Gaumen vertrocknet war, hörte die Beichtrede kaum, sondern jammerte: „Gebt mir Wasser .... nur Wasser ... ich verdurste!"

„Ihr sollt nicht nur Wasser, sondern Wein haben, dazu ein Stück saftiges Rindfleisch, wenn Ihr ..."

„Was? Was?"

„Wenn Ihr mir ein Brieflein schreibt und Euren Namen drunter setzt."

„Womit soll ich schreiben?"

„O, ich habe Papier, Farbe und Feder mitgebracht, auch die große Pharmakopöe meines Vaters, die Ihr als Schreibtisch auf die Kniee legt." Sie reichte die Gegenstände durch die Öffnung.

„Bei allen Erzengeln, gebt mir erst einen Schluck Wasser!"

„Wohlan, einen Schluck!" Er trank ohne aufzuhören.

„Halt, vorerst wär's genug!"

„Bei den armen Seelen im Fegfeuer, das tat gut ... aber was soll ich schreiben?"

„Ihr braucht Euren Kopf nicht zu zermühen, ich werde es Euch sagen, Wort für Wort." Eleonore spitzte den Mund zu kurzem Bedenken und diktierte: „Meine Herren Offiziere! Man soll sich um mich keine Sorge machen noch auch Nachforschung halten, sofern man meine Gunst und Liebe nicht verscherzen will. Ich bin wohlbehalten und in zarten Händen. Eine kleine affaire d'amour mit dem schönsten und süßesten Weibe der Erde ..."

Czernecki schleuderte die Pharmakopöe weit von sich und bekam einen neuen, aber nicht so hitzigen Anfall des furor Polonicus. „Verwünscht! Ein galantes Stelldichein, eine Liebesaffaire mit dem holdseligsten Weibe! Verflucht! Ich schreib' es nicht. Wenn ich nur so recht einmal fluchen könnte!"

Eleonore wartete, bis die Polenwut verrauchte, und diktierte kalt und ruhig weiter: „Eine kleine affaire d'amour mit dem schönsten und süßesten Weibe der Erde hat mich entführt, und die Sirene hält mich so fest in ihrem Garne, daß ich als ihr Gefangener noch etliche Tage verweilen muß. Bis dahin verbleibe ich Euer wohlaffektionierter Czernecki."

Der Oberst aß und trank und hielt Kriegsrat mit sich selber.

Eleonore ließ den Brief am nächsten Morgen durch einen Boten ins Haus bringen. Die Polenoffiziere lachten unmäßig. Ihr Oberst sei ihnen durchgegangen, aber nicht seine Bacchanalien feiere er, sondern halte zu Ehren der Venus ein mehrtägiges Opferfest.

Solches geschah an einem Mittwoch — und es war Czerneckis Aschermittwoch, wo seine Passionszeit begann und er einer bitteren und aufrichtigen Reue über seine eigene ungeheure Dummheit sich hingab. In der Donnerstagnacht kam Eleonore pünktlich zum Stelldichein am Schieber der Gangtür. Zwar bat er um

seine Freilassung, aber sein Auge ließ etwas wie Drohung durchblicken. Daran merkte sie, daß seine Reue nicht rechte Zerknirschung sei und daß er noch mürber werden müsse.

Czernecki lag nicht auf Daunen, sondern auf dem harten Steingrunde, und das machte seinen Leib so wund, als wenn man mit Dreschflegeln darüber gegangen wäre. In der folgenden Nacht fing er manierlich an zu fragen: „Wie lange wollt Ihr mich in dieser Hundehöhle halten?“

„Bis Friede und gütlicher Vertrag geschlossen ist.“

„Zwischen Dän' und Schwed'? Heilige Mutter Gottes, das kann in die Jahre gehen!“

„Nein, zwischen den hier kriegführenden Parteien, zwischen dem Obersten Czernecki und der Demoiselle von Eisenberg.“

„Was verlangt Ihr von mir, und wie kann ich mich ranzionieren?“

Sie nannte nur den ersten Punkt der Friedenspräliminarien: Höfliches Entschuldigungsschreiben an Tetzki und Rücknahme des Duells! — Und das greuliche Fluchen brach wieder los, daß Eleonore ihm den Rücken kehrte und ging. Er mußte noch mürber werden — und wurde es.

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend war sein Körper wie geknetetet Brei und sein trutziger Sinn gebrochen. „Ihr wollt kapitulieren, Herr Oberst?“ lächelte sie.

„Ja, auf die eine Kondition, die Ihr mir gestern stelltet.“

„Es sind ihrer drei, und die Punkte unseres Friedenstraktats lauten: Zum ersten, Entschuldigungsschreiben an Tetzki und schriftliche Erklärung auf Ehrenwort, daß zu beider Lebzeiten kein Zweikampf statthaben wird; zum andern, der Oberst Czernecki verläßt nach vollzogener Kapitulation das Haus und bezieht ein anderes Quartier; zum letzten, ebenderselbe schwört Urfehde, das heißt, er verpflichtet sich, weder offenbare noch heimliche Rache zu nehmen an den Bewohnern dieses Hauses.“

„Gebt die Feder her!“ schrie der Pole. „Ich schreibe, und wenn ich meine Seele verschreiben müßte.“

„Werdet Ihr auch den letzten Traktat halten?“ fragte sie argwöhnisch.

Das Selbstbewußtsein kehrte ihm wieder, und er warf sich in die Brust. „Was ein Offizier auf parole d'honneur gesagt hat, muß so fest sein, daß es im Weltuntergange stehen bleibt.“

Sie hielt ihren Mund an den Schieber und diktierte, und die Feder kratzte.

„Hier ist der Wisch, und jetzt heraus, heraus, öffnet die Riegel!“

„Langsam, Herr Oberst, ich werde die Dokumente erst in sicheren Verwahrsam legen.“

Nach zwei Minuten kehrte sie zurück; ihr Herz klopfte stürmisch, und die Hände, welche den Riegel zurückschoben, zitterten.

Czernecki stand frei, zwei Schritte vor ihr. „Wisset Ihr, daß Ihr jetzt in meiner Gewalt seid?“

„Nein, ich bin in eines Höheren Hand!“ Ihr Fuß blieb stehen, wo er stand; ihre ganze Erscheinung hatte etwas Großes und fast Heldenhaftes, daß er sich unwillkürlich verbeugte.

„Fürchtet nichts, Euch wird kein Haar gekrümmt werden!“

Dann ging sie neben ihm, und ihre Stimme schlug einschmeichelnde Töne an: „Die Tage, wo Ihr abwesend waret, brachten ruhiges Blut, und Eurem Edelsinn macht es Ehre, daß Ihr das Wort, welches Euch im Zorn entfuhr, zurücknehmt ... das ist alles.“

„Und daß ich die Erfahrung teuer erkauft habe: Es ist kein Weib, auch nicht das schönste und reinste, in dem nicht die Schlange, die süße, bestrickende Schlange, ihr Wesen triebe,“ sprach er und lächelte. —

„Unser Oberst ist wieder da!“ raunten die Offiziere in Hadersleben einander zu und schnitten spaßige Gesichter. Heimlich war er gegangen und heimlich gekommen und am Morgen in seinem Bette gefunden worden. Sie kauten an dem Schnurrbart und knackten an dem Rätsel, das ihr Vorgesetzter ihnen aufgegeben hatte. Der Lösungen wurden viele, aber keine war sehr schmeichelhaft für den Obersten. Verdutzt hielt Tetzki das an ihn gerichtete Entschuldigungsschreiben in der Hand. Das ging über seine Fassungsgabe, und seine Vernunft verwarf, was ein leiser Instinkt ihm vorredete, nämlich daß Eleonore ihre Hand im Spiele habe.

Die allgemeine Polenverwunderung stieg, als der Oberst beim Amtsschreiber für sich Quartier belegen ließ — war doch in dem Hause weder eine Tochter noch sonst ein schönes Weibsbild.

Czernecki schied von dem Königlichen Pharmakopol. Dieser Kriegsherr, ein Diener seiner zügellosen Leidenschaften, im Lagerleben verwildert, war wie die meisten seinesgleichen und seiner Zeit. Ohne Sinnesadel und höhere Ideale, erhoben sie sich dennoch über den gemeinen Soldatenpöbel durch zwei nicht unedle Charakterzüge: Bravour, Geistesgegenwart und Größe erzwangen ihre Achtung, und ein tiefer Respekt vor dem gegebenen Wort war ihnen eingewurzelt.

Von Eleonore nahm er Abschied und zwar mit diesen Worten: „Jungfer von Eisenberg, Ihr habt mir imponiert! Könnte es just nicht von vielen Eures Geschlechts behaupten. Ihr habt heißes, starkes, ich möchte sagen, polnisches Blut ...“

„Nein, keinen Tropfen!“ fiel sie ihm in die Rede.

„Doch, Ihr seid warmblütig, mutig und schön, auch schlau und verschlagen wie die besten unserer Frauen, aber dabei kälter und darum stärker. Lebt wohl! Es ist in aller Welt kein Weib, vor dem ich mich tiefer verbeugt hätte.“

Mit dieser Phrase trat der Polenoberst Czernecki — in Anbetracht der Umstände — nicht ungeschickt vom Schauplatze ab.

Sie aber rümpfte die Nase ein wenig: Polnisches? Nein, echtes, edles Herzogsblut! Wie eine Königin warf sie den Nacken zurück, und auf ihrem Gesicht leuchtete der Geschlechtsstolz, der von allen schimmernden Illusionen nicht die schlechteste ist.

In diesem Frühsommer 1659 kamen die Kriegsaktionen, bisher so schleppend geführt, daß es einem völligen Stillstand gleichkam, plötzlich in Fluß. Den alliierten Hilfsvölkern gelang es, über den kleinen Belt zu setzen. An den Mauern Kopenhagens zerrannten sich die Schweden noch immer die harten Köpfe. Alle Truppen im Amte Hadersleben erhielten Marschordre; es sollte endlich und unverzüglich an den Feind gehen, den die Polen kaum zu Gesicht bekommen hatten. Am Belt sammelten sich ihre Heerhaufen.

Tetzkis Roß stand gesattelt im Hofe und scharrte ungeduldig. Der Leutnant ging langsam durch den Flur, durch drei, vier Zimmer des Hauses, und seine Augen suchten etwas. Eleonore war vor dem Abschiednehmen geflohen ins Pharmakopol zum Vater. An den Vater lehnte sie sich, und jener faßte ihre Hand eine kurze Minute.

„Lebt wohl, lebt wohl, es ist das zweite Scheiden!"

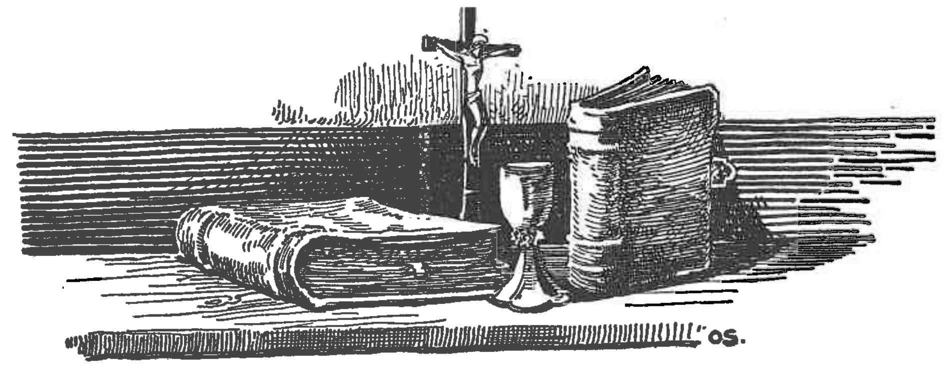
„Aber das letzte nicht," sprach sie und richtete den vollen Sonnenblick ihrer Augen auf ihn. Dieser Blick war sekundenkurz und doch so endlos lang, denn er ging mit Tetzki durch die Wochen und Monate der Folgezeit und leuchtete vor ihm, wie der Stern dem Schiffer auf weiter, wüster See. —

Auf Fünen fand ein größeres Scharmützel statt zwischen den Polen und Schweden. Auf dem linken Flügel lagen die Dalekarler, die Scharfschützen der letzteren, hinter den Steinblöcken eines Kirchhofwalles. Czernecki sah durch den Pulverrauch, und daß hier der Streit am hitzigsten entbrennen werde. Dann ging sein Blick durch seine Reihen, und als er Tetzki gewahrte, welcher unweit hielt, lächelte er tückisch.

„Wer will Fortuna machen, seine Bravour zeigen und Avancement erlangen?" rief der Oberst laut. „Ihr, Tetzki? Wohlan, so nehmt den linken Flügel des Feindes und laßt Attacke blasen!"

Die Hörner bliesen, und die Trommeln dröhnten dumpf. Genommen war der Kirchhof, die stärkste Position der Schweden. Auf den Grabhügeln lag ein Menschenknäuel von Toten und Sterbenden.

Tetzki hatte den Uriasauftrag ausgeführt und war nicht gefallen. Aber von seinem Ärmel sickerte das Blut herab. Als der Chirurg ihn verband und er die Streifwunde am Arme sah, nickte er vor sich hin: Sonderbar! Hier bin ich schon zum zweiten Male blessiert. Dicht neben der alten Narbe die neue Wunde! Ist fast, als wenn die Kugel es auf meinen rechten Arm abgesehen hätte.



Achter Abschnitt

Ein lutherischer Feldprediger im Dreißigjährigen Kriege.

Im Amte herrschte eine große Stille, seitdem die Polen und die Peiniger verzogen waren, aber es war nur die bange Stille zwischen zwei Gewittern und das tiefe Aufatmen nach schwerer Heimsuchung, welches kommender Trübsal sich versieht. Denn im Norden stand das dräuende Unwetter, das über diese Gegend sich verziehen mußte. Ein dumpfer Druck lag auf dem Sinn der Menschen und lähmte ihre Hände. Die Gewerke der Stadt feierten; Handel und Wandel, Kaufen und Verkaufen hatte aufgehört.

In und um Hadersleben war kein Waffengeklirr mehr. Aber es war nicht erquicksame Ruhe nach rüstiger Arbeit, sondern das unheimliche Schweigen des Siechenhauses. Der greise Prediger Valentin Schmidt von Eisenberg, dessen Muße der Wechsel der Beschäftigungen war, fand in dieser Ruhepause des Kriegsgetümmels Zeit und Gelegenheit, das Werk seiner Lebenserinnerungen zu vollenden und den letzten Federstrich zu thun.

Der Mann hat Denkwürdiges erlebt in bewegter Zeit, ist scheinbar vom Schicksal hin- und hergeschleudert und doch, wie er sagt, von Gottes Händen weislich getragen worden. Auf seine Zeitgenossen machte das Werk einen so tiefen Eindruck, daß die umwohnenden Prediger, welche seine Aufzeichnungen liehen und lasen, vielfach sich hingesetzt und die Handschrift excerpiert haben. Ein glücklicher Umstand, denn das Manuskript selbst ist bei einem Brande der Pastorei zerstört worden. Von den Excerpten aber ist mancherlei erhalten und bis auf diese Tage gekommen. Wir geben einen Auszug aus dem Leben des Valentin Schmidt, der, an der böhmischen Grenze geboren, ein lutherischer Feldprediger im Dreißigjährigen Kriege wurde, dann, unter dem Namen von Eisenberg in den Adelsstand erhoben, dreißig Jahre lang als Prediger in Hadersleben an der dänischen Grenze in Segen wirkte und im Glauben starb.

„Ich, Valentin Schmidt, bin am Tage Christi Himmelfahrt des Jahres 1588 zu Körbitz, welches an den böhmischen Grenzen liegt und allwo mein Vater das Bürgermeisteramt inne hatte, geboren und sogleich über die Taufe gehalten worden, dieweil ich ein gar schwächliches Kindlein war und es den Anschein hatte, als wenn ich meine Mutter sogleich verlassen und meine Himmelfahrt zu den Englein

im Himmel stracks antreten wolle. Doch sind der Tage meines Lebens viele und bis heute mehr als siebenzig Jahre geworden.

Ich wuchs und ward stark. Als die Zeit kam, wo ich mich wie ein übermütiges Füllen in Wald und Anger tummelte und die Mutter manchen Riß des Wamses heimlich heilte, wäre ich vielleicht ein Tunichtgut geworden, wenn nicht des Vaters starke Hand mir Zaum und Gebiß angelegt hätte. Ich ward unter den Bakel des Baccalaureus getan. Nun ging es nicht mehr in den Wald, sondern an die lateinische Grammatik des Donat, welche mir so zu sagen zu den böhmischen Wäldern wurde, vor denen ich ratlos stand.

An ungebrannter Asche ist nicht gespart worden, und was nicht flink genug in den Kopf hineinwollte, ist flugs auf den Rücken geschrieben worden. Ich sann auf Rat, wie meinem Rücken und insonderheit der Verlängerung desselben zu helfen sei, legte des Morgens verstohlen ein Pflaster von zwei Säcken unter Wams und Hosen und erfuhr, daß die Stäupung erträglicher geworden. Dennoch nahm ich zu an unfreiwilliger Weisheit und wurde bald der Primus der Klasse.

Von den heidnischen Römern wußte ich mehr, als von der Heiligen Schrift. Als ich aber Primus geworden war, besann ich mich auf ein Wort der Bibel, welches mir wohl gefiel; und als ich heimkam, sprach ich triumphierend zu meinem Vater: „Die letzten werden die ersten sein!“ Er aber nannte es eine törichte Theologie und schalt meinen Hochmut, der vor dem Fall stehe.

Der Fall und die Demütigung sind nicht ausgeblieben. Es war just Winterzeit und auf dem Weiher blankes Eis. Von meinem Vater war ein hartes Verbot ergangen, es nicht zu betreten. Die anderen Buben standen lüstern am Ufer, und keiner getraute sich. Da packte mich der Teufel, und ich schrie stolz: „Ich will der erste sein, der das Wagnis thut!“ Zwanzig Schritte hatte ich getan, als das Eis unter mir brach, und ich versank in dem eisigen Wasser, kam hoch und klammerte mich an eine Scholle. Nicht heulte ich um Hilfe, weil ich mich fürchtete, meinen Vater herbeizurufen, sondern fing an zu Gott zu beten, weil ich sterben müsse. Mein Vater lief herbei, legte sich platt auf den Leib und rettete mich. Er hat mich nicht gestäupt, aber eine ganze Woche lang kein Wort mit mir geredet. Das verursachte eine solche Zerknirschung meines Gemüts, daß ich nach einem Opfer suchte, um Gottes und meines Vaters Zorn zu versöhnen und meines Herzens Unruhe zu stillen.

Mein Pate hatte mir zwei große, silberne Schuhschnallen verehrt, deren Glanz mir sonntäglich in die Augen stach. Weil ich kein kostbareres Kleinod besaß, nahm ich die Schnallen beide und schleuderte sie in das tiefe Wasser ebendesselben Weihers, um Gottes und meines Vaters Zorn zu besänftigen.

In meinem siebzehnten Jahre wurde ich von dem Gymnasio in Prag mit einem prächtigen Testimonio entlassen und ging in der Ostervakanz heim zu

meinen Eltern. Auf dem Wege zog ich oft das Schriftstück behutsam aus der Tasche und ergötzte mich an dem Siegel desselben, insonderheit aber an dem „summa cum laude“, welches mit großen Buchstaben in der Mitte stand. Meinem Vater hielt ich es von weitem entgegen und wies auf das „summa cum laude“. Er aber sah mich an und sann eine Weile. Dann warf er es ins Feuer und sprach: „Es ist besser, daß du ohne Testimonium, denn mit dem Teufel als Geleitsmann auf die Universität ziehest.“ In mein Kämmerlein bin ich geschlichen und habe bitterlich geweint. Meine Mutter aber ließ mir zu meiner Tröstung von dem Gewandmacher ein neues Schülerkleid anfertigen.

Was ist zu sagen von der Folgezeit? Ich bin an der alten Carolinischen Akademie in Prag inskribiert, auch ein Student, Baccalaureus und Magister wie die anderen geworden und habe mich etwas gedünkt. In den sieben Schulmeisterjahren aber, die hintenach hinkten, hat der gelehrte Stolz schlechtes Gedeihen gehabt und sich zu demütigen gelernt. Bei einem Herrn von Tetscher unweit Eger ward ich Informator seiner drei Söhne, die in Ansehung ihres Alters, ihrer Leibesgröße und ihrer Geistesgaben eine Steigerung bildeten, nämlich des lateinischen Wortes „illiteratus“, welches man füglich zu deutsch „dumm, dümmer, am dümmsten“ wiedergeben könnte. So trieb ich es mit den dreien, mit meinem Positiv, Komparativ und Superlativ, wie ich sie nannte, und trug mein Kreuz mit Geduld.

Wir hörten eines Tages von den Geschehnissen in Prag. Die großen böhmischen Unruhen hatten begonnen, und die Bande des Evangeliums waren zerbrochen. Diese Zeit der Wort- und Gewissensfreiheit benutzte der Rat der Stadt Leitmeritz, um daselbst eine deutsch-evangelische Schule zu errichten; und ich wurde als Rektor an dieselbe berufen, welche Vokation ich mit freudigem Danke gegen Gott angenommen habe. Das Magisterlein Valentin Schmidt wähnte eine bleibende Heimstatt gefunden zu haben, und es war doch nur ein kurzes Zeltlager an einem grünen und schattigen Ort der Wüste. Zwei Jahre der tätigen Stille und der großen Ruhe vor Gott verlebte ich allhier. In mir und um mich her schien eitel Friede zu sein.

Und jählings kamen die Tage des großen und erschrecklichen Unfriedens über uns. Das Laub des Jahres 1620 war gefallen, und böse Gerüchte durchschwirrten die Luft. Die blutige Schlacht am weißen Berge sei verloren und König Friedrich, das Haupt des Protestantismus, in Landflüchtigkeit gegangen. Das grause Wüten der Kontrareformation hub an in Böhmen und umliegenden Landen. Wir vernahmen mit Entsetzen von der Exekution auf dem Markte in Prag, wo die edelsten Männer gerädert und gevierteilt und ihre Häupter und Leiber auf Rad und Galgen geflochten wurden. Es schien, als wäre Satanas leibhaftig losgelassen wider diese evangelischen Lande. Kaiserliche Soldaten-

haufen, welche von Jesuiten angeführt worden sind, wurden in die Ortschaften gelegt, um die Einwohner so lange zu drangsalieren, bis sie rechtgläubig wären.

Auch nach Leitmeritz kam eine Abteilung vom Lichtensteinschen Regiment. Diese haben den Stadtpfarrer gebunden und mit einem Stricke ihm den Kopf dergestalt zusammengeschnürt, daß ihm die Augäpfel hervorquollen und er in der Marter verstarb. In unserer Kirche hausten sie ärger als Heiden. Daselbst war das Bildnis eines ehrwürdigen Predigers, dem sie die Augen ausstachen, und den heiligen Kelch besudelten sie. Auch den schönen Kirchhof ringsumher haben sie ganz verderbt und umgekehrt, also daß sie die Grabmäler und Gedenkbilder zerschlagen und die Gräber selbst geschändet und umgewühlt haben. Mit den Totenköpfen trieben sie ihre Kurzweil und kugelten sie hin und her, als wenn sie Kegel schöben. Mir, der ich hinzukam und sie bat, von ihrem schandbaren Tun abzulassen, warfen sie einen Schädel nach mit den Worten: „Haha, dieser wird gewiß ein großer, schelmischer Ketzer und ein Prädikant wie du gewesen sein, dieweil er einen so dicken Schädel und ein so großes Maul gehabt hat."

Bald drangen sie auch in mein Haus, und ein Jesuiter in seiner Kutte ermunterte sie mit Worten. Als ich sie befragte: „Wer seid ihr?" antworteten sie unter Lachen: „Wir sind die Seligmacher, die dich und deinesgleichen zum rechten Glauben bekehren und selig machen wollen." Sogleich durchkrochen sie Keller und Kammern, zerschlugen Kisten und Kasten, und ich schwieg. Als sie aber in meinem Gemache einen ziemlichen Haufen Bücher bei einander fanden und dieselben durch das Fenster auf die Straße zu werfen begannen, schnitt es mir in die Seele wie einer Mutter, der die Kindlein geraubt werden; und ich warf mich den Soldaten in den Weg.

Sie aber bedrohten mich: „Scher dich, Pfaff, oder wir wollen das Schwert an deinem Leibe wetzen!" Mit den Fäusten stießen sie mich auf die Straße, allwo sie ein großes Feuer entzündeten und meine Bücher hineinwarfen, indem sie riefen: „Ei, ei, wie fein brennen diese Ketzer mit den falschen Lehren darin! Solches geschieht jetzo nur an den Büchern; wirst du aber halsstarrig erfunden werden, daß du dich nicht zum römisch-katholischen Glauben bekehren willst, dann sollst du ebenso wie diese Bücher zu Asche verbrannt werden."

Die Lichtensteiner, welche zu uns nach Leitmeritz gelegt wurden, hatten durch lange Übung einen besonderen Griff zum Seligmachen erlangt. Wo sie mit großem Ungestüm, Fluchen und Schelten in die Häuser einfielen, setzten sie einem jeden die Wahl: Wolle er quartierfrei sein und nicht geschunden werden, so solle er nur frei und ohne Kosten einen Beichtzettel holen und sich katholisch erklären. Daher ihrer viele aus Furcht und Schrecken, viele aus Unverstand und Unwissenheit, viele aber auch aus Leichtsinn hinliefen, um sich bei einem Herrn von Dohna,

als dem Generalseligmacher, zu melden, der ihnen alsbald einen unterschriebenen Beichtzettel erteilte. Wehe, wehe, der Abfall ward groß!

Ich aber wollte mich nicht zum Mönchsglauben bekehren. O Tiefe und Reichtum der göttlichen Gnade! In solcher Trübsal bekehrte ich mich dennoch zu dem Herrn meinem Gott von ganzem Herzen. Mein Glaube war nicht mehr der kleine und schwache Glaube, der nur des Friedens und guter Tage sich versieht.

Als ich auszog aus Leitmeritz, nur mit dem Stabe in der Hand, ein landflüchtiger Mann, war ich umgürtet mit dem starken, dem teuerwerten evangelischen Glauben, der wie ein Schild war in meinen Händen und wie Wall und Mauern um mein Herz her.

Auf der Feldmark eines Dorfes standen die Bauern und wehklagten, denn die Soldaten hatten ihnen mit gezückten Säbeln die Wiesen versperrt, daß sie kein Futter holen konnten. Weil nun das Vieh in den Ställen kläglich brüllte, mußten sie sich desselben erbarmen und erachteten sich am zweiten Tage gezwungen, einen Beichtzettel zu holen, damit die Wiesen freigegeben würden. Also ließ man auch die Ochsen kontrareformieren, und dieselben haben mit ihrem Gebrüll in ein paar Tagen ausgerichtet, was die Jesuiten mit all ihrem Predigen vergebens versucht haben.

Ich fand bei meinem vorigen Herrn von Tetscher eine Zeit lang Unterstand, bis ich mich nach meinem Heimatsorte Körbitz begab. Allhier war mir nach meinem Paten ein Erbteil von hundert Joachimstalern zugefallen. Ich war dessen sehr froh, da es mir in meiner Armut ein großer Schatz dünkte. Als ich mich auf dem Amte einfand, um mein Erbe zu heben, kamen die Jesuiter dazwischen und stellten ein Verhör mit mir an, ob ich eine Legitimation meines katholischen Glaubens habe. Ein feister Pater nahm mich abseits und tupfte mir freundlich die Schulter: Wenn ich der lutherischen Lehre absagen wollte, solle ich mein Erbteil unbeschnitten haben. Da ward ich zornig und rief: „Ich will es den Teufel nicht thun! Sollte ich wie Judas um hundert Joachimstaler meinen Herrn verraten?“ Der freundliche Mönch erboste sich dermaßen, daß er nach mir schlug. Die Jesuiter aber befahlen dem Stadtmusketier, mich ins Gefängnis zu werfen, damit mir der peinliche Prozeß gemacht würde.

Als wir zur Brücke kamen, sah der Stadtmusketier mir ins Gesicht und sprach: „Ihr seid der Valentin Schmidt . . . wisset Ihr noch, als ich und mein Weib siech lagen, daß Ihr uns täglich von Eurer Frau Mutter ein Süpplein brachtet? Nun laufet, so schnell Euch Eure Magisterbeine tragen, ich will nach einer Weile hinter Euch her schreien, als wenn Ihr mir entwischt wäret.“

Ich entlief und kam immer weiter, bis nach Magdeburg, der großen Stadt. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft hörte ich von ungefähr, daß in Gegenwart Sr. Durchlaucht des Administrators, des Markgrafen Christian Wilhelm,

eine öffentliche Disputation gehalten werden solle zwischen den Theologen der Stadt und einem unruhigen Predigerkopf, Namens Lubienitz, der kalvinischer Irrtümer beschuldigt wurde.

Ich ging in den Saal und stand an der Tür. Seine Durchlaucht hatte ein mildes, aber nicht sehr festes Gesicht, wie mich bedünken wollte. Lubienitz verbeugte sich vor ihm und fragte in lateinischer Sprache: „Jubesne me incipere?“ — „Befiehlst du, daß ich anfange?“ — Worauf der Markgraf, der ein witziger Herr war, mit einem Wortspiel antwortete: „Quin insipias!“ d. h. „Heraus mit deinem Unsinn!“ Doch hatte Lubienitz eine gewandte Zunge und die Magdeburger Theologen einen harten Stand wider ihn.

Weiß nicht, von wannen dem Magister an der Tür der Mut kam und wie mir so große Dreistigkeit gegeben wurde, daß ich stehenden Fußes vortrat und auf lateinisch mit dem Kalvinisten disputierte. Seine Durchlaucht lächelte mir zu, und meine Rede hat ihm so gut angestanden, daß er mich vor sich rief und nach meinen Umständen sich erkundigte. Als er von meinen Schicksalen erfuhr, sprach er mit Wohlwollen: „Wer so ex tempore zu reden vermag, den darf ich wohl auch ex tempore und stehenden Fußes zum Klosterprädikanten allhier in meinem Magdeburg machen.“

Durch diese Worte wurde der Magister flugs weg aus seiner Trübsal zum Prediger in Magdeburg bestellt.

Der Herr gab mir Gunst und Gnade vor den Großen und Gewaltigen der Erde mehr als einmal. Nach zwei Jahren, am Sonntage Estomihi, stand ich auf meiner Kanzel und legte das Wort aus, als ich im Gestühl unter mir einen vornehm ausschauenden Herrn gewahrte, den ich nicht kannte und der andächtig meinen Worten lauschte. Nach der Predigt trat er zu mir in die Sakristei: Er sei der Herzog Johann Ernst von Weimar, der als General im Dienste des dänischen Königs stünde; das Gerücht von meinen seltenen Predigtgaben sei ihm zu Ohren gedrungen und, da er eines Feldpredigers bedürfe, sei er gekommen, um mich zu hören. Nun entbiete er mich nach dem Hauptquartiere in Stendal, allwo ich eine Probepredigt ablegen möge. Ich verstummte und dünkte mich zu geringe. Der Herzog aber redete mir zu, bis ich nach Stendal ging und in der Domkirche predigte. Seine Majestät der König Christian IV. von Dänemark, der Schirmherr des Protestantismus, war selbst als Zuhörer gegenwärtig, redete mir leutselig zu und berief mich in seine Dienste.

Also bin ich ein Feldprediger in dem großen Kriege geworden und folgte mit der Armee des Herzogs Johann Ernst nach Schlesien, wo wir Troppau eingenommen haben. Die Evangelischen weinten vor Freude, denn ihr Prediger war längst verjagt worden; und sie sammelten sich um mich als ihren Hirten. Als der Herzog weiter in Ungarn ziehen wollte, kam der Rat von Troppau zu

ihm und bat demütiglich, daß sie mich als ihren Seelsorger behalten möchten bis zu seiner Rückkehr. Der Herzog vermochte ihren Bitten nicht zu widerstehen, und ich blieb liegen in Troppau.

Aber die Freude der Evangelischen war kurz, das Kriegsglück wandte sich wider uns. Der edle Herzog verstarb in Ungarn, die dänische Armee geriet in schwere Bedrängnis, die Katholischen rückten heran. Troppau, welches der Oberst Marquart Ranzau hielt, wurde von dem Wallensteiner und seinem Volk umzingelt und mußte eine harte Belagerung erdulden.

Die Jesuiter fingen an ihr Haupt zu erheben, und dieweil ich in ihrer Kirche gepredigt hatte, verschworen sie sich laut, in ewigem Gefängnis mein Maul zu verstopfen. Aber Marquart Ranzau wurde mein guter Schutzengel. Drei Wochen lang hielt er sich um meinetwillen, damit ich nicht in die Hände der Jesuiter falle, und er gab dem Wallenstein sein Wort, daß er unter keiner Kondition einen Übergabe-Traktat schließen wolle, es sei denn, daß Herr Schmidt darin einbefaßt sei. Endlich erhielten wir freien Abzug, ich ging mit dem Regimente und ließ mich bis Breslau geleiten.

In der nun anhebenden evangelischen Trübsal begannen von neuem die Irrfahrten meines Lebens, auf welchen mein treues Weib und meine beiden Kinder mich ständig begleitet haben. Weil bei den flüchtigen und versprengten Heerhaufen des Dänenkönigs meines Bleibens nicht war, wurde ich in Gnaden meines Amtes enthoben und an den Herzog von Weimar verwiesen. Dieser Fürst versprach mir auch Promotion in seinen Landen, dieweil ich seinem Bruder treu gedient habe. Es zog sich die Beförderung aber in die Länge, sodaß ich nach meinem geliebten Magdeburg ging, wo die Erzählung meiner Wechselfälle das Herz des Markgrafen rührte, daß er mich zum Prediger in der Neustadt ernannte.

Eine kleine Sabbatsruhe in meinem Leben trat ein. Sie währte kaum zwei Jahre. Anno 1631 erschien der furchtbare Tilly vor unserer Stadt und warf seine Schanzen ringsumher auf. Magdeburg, des Herrgotts Kanzlei und des Protestantismus fester Hort, sollte mit Höllenmacht bezwungen werden.

Am Sonntage Quasimodogeniti predigte ich zum letzten Mal in meiner Kirche über den 63. Psalm, über Davids beständigen Trost wider die Feinde. Mitten unter der Predigt tritt ein Mann ein — eins von den Gesichtern, die man unter Hunderten stracks sieht und nicht mehr vergißt — meine Augen können nicht von ihm lassen, und ich sehe immer tiefere Bewegung in seinen Zügen, als ich durch das Gotteshaus rufe: „Wie lange stellt ihr einem nach, daß ihr ihn erwürget als eine hangende Wand und zerrissene Mauer? Wehe denen, die mit Mord kommen und um unseres Glaubens willen uns töten wollen! Zwiefaches, zehnfaches, ewiges Wehe aber solchen, die mit Falschheit umgehen und mit Tücke uns umstellen!"

In beweglichen Worten rede ich von den großen Nöten, die uns betroffen haben, und ich schließe mit dem Wort, das allezeit meines Herzens Vademecum gewesen ist, „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“ Der Fremde ist plötzlich verschwunden.

Am Tage darnach schossen die Feinde Brandkugeln in die Stadt, und die ganze Neustadt ging in Flammen auf, daß wir in die Festung fliehen mußten. Mein Predigtamt war zu Ende, aber ich habe in meiner Kammer Tag und Nacht mit starkem Gebet und Tränen meinem Gott in den Ohren gelegen. Es ist aber nicht sein Wille gewesen. Immer ängstlicher schauten unsere Augen aus nach den Bergen, von dannen uns Hilfe kommen sollte, nach dem Gideon und Retter, nach dem starken Gotteshelden Gustav Adolf. Aber er kam nicht.

Die Belagerer waren mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen und beschossen mit ihren Batterien Wall und Türme. Am 9. Mai fing plötzlich der Geschützdonner an zu schweigen, eine tote Stille war im kaiserlichen Lager, und wir glaubten, daß die Erlösung sich nahe. Unsere Wachen verließen in der Frühe den Wall, um durch den lang entbehrten Schlaf sich zu stärken. Es wurde ein entsetzliches Erwachen. Tilly unternahm um die neunte Stunde den Generalsturm.

Durch die Tore brechen die Würgengel in die wehrlose Stadt. Der Mord, das Blutbad beginnt, in das Innere der Häuser stürmen die vertierten Kriegsknechte.

Ich liege mit den Meinen auf den Knieen und befehle unsere Seelen dem Herrn. Wir hören ihre Schritte hinter uns, und wie sie plündern im Hause. Da brechen sie ins Gemach, es sind Pappenheimsche Reiter, die mit gespannten Faustrohren mich angeifern: „Hund, du mußt sterben oder eine gute Ranzion zahlen!“ Das Wehklagen meines Weibes erweicht nicht ihr Herz; ich schicke mich zum Sterben.

Ein Offizier tritt hinter ihnen in die Tür und zückt den Degen — ich vermeine, gegen mein Haupt. Aber er donnert den Pappenheimern sein Halt zu und treibt sie mit der Klinge aus dem Hause. Ist es ein Engel, den der Herr mir gesandt hat? Ich blicke nach oben und erkenne sogleich das Antlitz des fremden Mannes, der meiner letzten Predigt lauschte. In Ewigkeit werde ich es nicht vergessen.

„Ihr seid der evangelische Priester von der Neustadt? Folget mir eilig!“ spricht sein Mund fast barsch.

Durch die Stadt geleitet er uns, durch Feuer und Schwerter, über Leichen und Blutlachen. O Jammer, Jammer, Jammer, den meine Augen gesehen haben!

Durch die Hölle wanderte mein entsetzter Fuß. Ich sah Kinder in die Flammen geworfen und Säuglinge an der Brust ihrer toten Mutter. Über die Wälle und weiter führte uns der fremde Offizier, ein strenge blickender Herr mit geschlossenen Lippen.

„Warum saget Ihr mir nicht Euren Namen?“ bat ich.

„Mein Herz entsetzt sich ob der geschauten Greuel,“ sprach er und öffnete immer williger die Lippen. „Ich heiße von Tetten. In der Nacht vor jenem Sonntage, da ich in Eurer Kirche saß, war ich in einem Boote die Elbe hinunter und nach Magdeburg gekommen, um die Schwäche der Wälle zu erspähen, und wo wir Bresche legen könnten. Meine Gestalt oder mein Gang mochte zum Verräter geworden sein, einige von Euren Stadtmusketieren hielten mich an und liefen mir schreiend nach. Auf meiner Flucht durch die Gassen sprang ich durch die Sakristei in die Kirche, wo meine Häscher mich nicht suchten. Ich war entkommen. Aber nicht bloß, daß Eure Kirche mir zur Freistatt wurde auf meiner Flucht, will ich Euch danken ... Magister, wo habt Ihr also zu predigen gelernt? Eure Worte, Eure Worte sind mir auf die Seele gefallen, daß ich von meinem Vorhaben abließ und, ohne meinen heimlichen Anschlag ausgerichtet zu haben, aus Magdeburg schied.“

Seine Hand lag auf meiner Schulter. „Das will ich Euch danken, bis ich sterben soll, daß diese Blutschuld nicht auf mein Haupt kam und diese Greuel einst nicht von mir und meiner Seele gefordert werden.“

Er fügte milde hinzu: „Wisset Ihr die Wege hier und einen Ort, wo Ihr Euch bergen könnt?“

Ich bejahte es und griff nach seinen Händen mit tränenden Augen. Da reichte er meinem Knaben einen vollen Beutel und ging eilig von dannen. Ich aber bin dem Hauptmann von Tetten in meinem Leben nicht wieder begegnet.

Ohne Fährlichkeit gelangten wir nach dem Dorfe Langenwedding. Aus Vorsicht verließen wir die Pastorei und schlugen unser Lager im Glockenhause auf, zu unserm Heile; denn noch an diesem Abend haben sich Räuber eingestellt, welche das Haus plünderten, uns aber nicht fanden. Weil wir aber erfuhren, daß die Tillyschen einen besonderen Haß auf die Magdeburgischen Prediger geworfen und allewege Späher ausgesandt hätten, um die etwa Geflohenen mit Stumpf und Stiel auszurotten, glaubten wir uns nicht sicher, sondern flohen nach Wittenberg. Hier ist uns, die wir nackt und bloß waren, viel Erbarmen widerfahren von den evangelischen Christen der Stadt.

Durch Fürsprache des Doktor Röber in Wittenberg ward ich zum Feldprediger im kurfürstlichen Heer ernannt und erhielt mein Quartier in Delitzsch. Nur kurz war die Ruhe, denn die Kaiserlichen fielen in das Kurfürstentum ein. Auf den Hin- und Herzügen folgte ich meinem Regiment, bis wir im Herbste dieses Jahres in der Ebene bei Leipzig standen. Der Schwedenkönig war mit seinem Heere zu uns gestoßen, und seine Gegenwart erhöhte den Mut der Evangelischen. Die Fürsten hielten Kriegsrat, und die Anzeichen mehrten sich, daß wir vor einer Hauptaktion und großen Schlacht stünden, welche das Schicksal der evan-

gelischen Religion in Deutschland entscheiden möchte. Ich erbat und erhielt des Obersten Permission, einen Feldgottesdienst abzuhalten.

Auf einem grünen Anger stellte das Regiment in drei großen Vierecken sich auf. Unter der Predigt ging das Herz mir über.

„Ein großes Heer rüstet sich wider uns zum Streit, und die Pforten der Hölle haben sich aufgethan, uns zu verschlingen. Seine Kaiserliche Majestät hat seine Kriegsleute gegen uns gesandt als wider Aufrührer und Rebellen; dennoch gehorchen wir Gott mehr denn Menschen und haben eine volle und gute Gewissensache, um derenwillen wir kämpfen und, wenn es sein muß, sterben wollen. Um des Glaubens willen leiden und streiten wir schon fünfzehn Jahre. Aber wir fürchten uns nicht, denn siehe, um uns her sind Wagen und Reisige Gottes. Gott ist ein Richter und Rächer über jede Tat der Menschen. Auch eines Tillys grausenvolle Untat hat er vor sein Angesicht gestellt und heute seine Hand ausgereckt wider ihn. Ich bin der Mann, der Jammer gesehen hat, als Magdeburg fiel. Dreißigtausend Leichen lagen auf den Gassen und trieben im Strome. Ihr Blut schreiet gen Himmel lauter als Abels Blut. Wahrlich, ich sage euch, doch nicht mit meiner, sondern mit Gottes Stimme: Die Blutströme sollen kommen über sein Haupt, und meine Stadt Magdeburg soll nicht ungerochen bleiben! Heute ermutigt eure Herzen nnd ziehet aus zum Streit! Heute habe ich Tilly, den großen und starken Kriegsmann, in eure Hand gegeben!"

Mein Geist war in dieser Stunde über mich hinaus entrückt, als wäre mir gegeben, mit Zungen zu reden und die Zukunft zu künden. Die Zuhörer waren nicht fromme und gottesfürchtige Leute, sondern harte und wilde Gesellen. Dennoch lauschten sie bewegt, und meine Worte erschienen ihnen wie eine Weissagung und Verheißung Gottes. Viele umdrängten mich und drückten meine Hände, und ich glaube, daß weder vorher noch nachher eine solche Predigt meinem Munde entströmt ist, wie diese auf dem freien Anger unweit des Dorfes Breitenfeld gehaltene.

Meine Weissagung erfüllte sich weit über Bitten und Verstehen. Am folgenden Tage wurde die große Schlacht von den Evangelischen gewonnen. Tillys Heer war zersprengt, und er selbst, von vielen Wunden ermattet, entfloh mit Mühe. Mitten auf dem Schlachtfelde warf sich Gustav Adolf, der fromme Held, auf die Kniee, und aus unser aller Mund brach es mit Ungestüm: „Großer Gott, wir loben dich."

Mit meinem Regiment, welches den Feind verfolgte, zog ich nach Süden. Allüberall atmeten die Evangelischen auf, begrüßten uns mit Freudenzähren und ließen die Glocken läuten. Bis nach Böhmen hinein gelangten wir, und ich sah die mir vertrauten Orte wieder, allwo ich unter großem Zulauf predigte.

Auch nach Körbitz ward mir vergönnt zu kommen und meine hochbetagten Eltern wiederzusehen — zum letzten Mal in diesem Leben. Lange hing ich an ihrem Halse und weinte. Sie legten ihre Hände auf mich und segneten mich. Von solchem Segen ist eine Kraft ausgegangen über mich, daß von Stund an meine Zuversicht größer und mein Friede gemehret ward.

Wiederum wechselten die Kriegsfälle zu unsern Ungunsten, in den böhmischen Scharmützeln wurden mehrere Kompagnien meines Regiments aufgerieben, und ich erhielt infolgedessen meine Demission. Zum Wanderstabe greifend, wandte ich mich nach Weimar, weil dieser Fürst zu gelegener Zeit mir Beförderung versprochen hatte. Der durchlauchtige Herr vertröstete mich mit freundlichen Worten und gab mir einen Rekommandationsbrief an den König Christian von Dänemark.

Nunmehr pilgere ich viele Meilen gen Norden bis nach der Stadt Glückstadt, wo der König sein Hoflager hält und wo ich meinen alten Gönner, den Obersten Marquart Ranzau, auf der Straße treffe. Selbiger führt mich zum Könige, welcher sogleich sich meiner erinnert und mich am folgenden Tage predigen läßt.

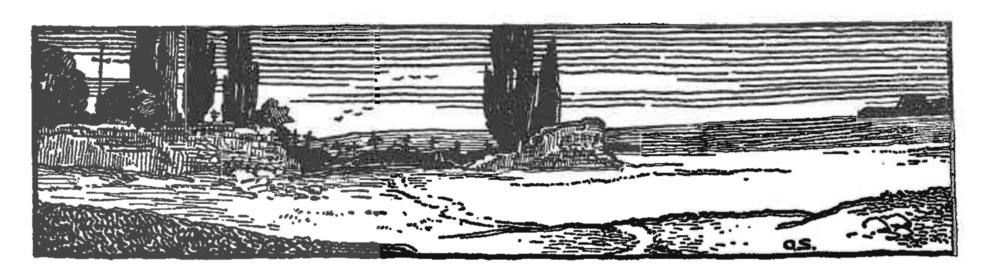
Seine Majestät zieht mich zu Tische, höret von meinen Irr- und Kriegsfahrten gern, erweiset mir viel Wohlwollen und spricht zu mir: „Ihr habt viel Widrigkeit und Unbill erfahren in Euren Tagen, nun ist es Zeit, daß Euer Glück die Augen aufmache und erwache und Ihr zu Eurer Ruhe kommt, Magister. Ich habe befohlen, Euch in meine Lande aufzunehmen und daß Euch das erste Predigtamt, welches ledig wird, verliehen wird.“

Nach kurzer Zeit bin ich zum Hauptpastoren in Hadersleben, dieser nördlichsten Stadt des Herzogtums, ernannt worden und zu meiner irdischen Ruhe gekommen.

Als der große Krieg geendet und der Friede zu Osnabrück geschlossen war, hat Seine Majestät mir noch eine sonderliche und hohe Gnade erwiesen, indem ich unter dem Namen von Eisenberg für mich und meine Nachkommen nobilitiert worden bin. Ehre und Auszeichnung und Adelsbrief ward mir, da ich nicht Ehre vor Menschen suchte.

Ich aber will fein klein und stille bleiben vor meinem Gott. Der Wahlspruch und das Symbolum meines Lebens ist gewesen das Wort Jeremiä Klagelieder 3, 22: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“





Neunter Abschnitt

Die böse Kontagion und das große Sterben

Der Pastor von Eisenberg hatte an seinen Memoiren den letzten Federstrich getan, als seine Enkelin Eleonore mit ungewohnter Hast eintrat. Hatte der Wind und der schnelle Lauf die Röte ihrer Wangen hervorgezaubert? Nein, es war die fliegende Röte des erregten Herzschlags, und sie sprach atemlos, abgerissen: „Elisabeth Hoyer ist verschwunden seit dieser Nacht — ihr Bett war unberührt — und ich selbst sandte sie fort!"

„Sie wird schon wiederkommen," lächelte der Greis. „Ihr hattet eine von den kleinen Mißhelligkeiten, welche die Mädchenfreundschaft um so fester kitten."

„Nein, wie oft zuvor ließ ich sie zu den Schloßruinen gehen, um Christian neue Vorräte zu bringen — und sie ist nicht zurückgekehrt! Ich aber darf nicht bei Tage zur Hansburg gehen und kann vor dem Abend keine Gewißheit erlangen. Großvater, eine schwere Angst befällt mich."

Er wiegte das weiße Haupt und murmelte: „Wenn sie beide mit einander gegangen wären . . ."

„Mit einander?" rief sie erschreckt, und dann wiederholte sie noch einmal ganz leise: „Mit einander."

Es war die zehnte Vormittagsstunde, als Großvater und Enkelin hin und her redeten und rieten.

Genau zwölf Stunden zuvor war Elisabeth Hoyer durch die sternenhelle, linde Sommernacht gegangen, und eine Nachtigall schlug in dem Kastanienwäldchen neben den Schloßruinen. Elisabeth sah den Schwedenoffizier, der seit Monden ein Gefangener im unterirdischen Gange war, oben in dem ehemaligen Schloßhofe auf der umgestürzten Herkulessäule sitzen. Auf den Fußspitzen schlich sie heran und zauste ihm unversehens die Nackenlocken: „Wache auf, Träumer!"

„Lache nicht, Lieschen!" sprach er mit dumpfer Stimme. „Ich spintisiere über den Tod, und daß ich lebendig begraben bin."

„Stehe auf, Christian, daß wir auf und ab gehen und mit einander plaudern!" bat sie weich.

„Nein, ich bin schwach, habe keine Kraft mehr in Mark und Knochen," grollte er. „Ach, war ein frischer, fröhlicher Kriegsmann und fühlte eine Riesenstärke,

aber wie dieser Herkules bin ich von einem widrigen Geschick niedergeschlagen und in den Grund geschmettert worden."

Elisabeth wurde ernstlich besorgt: „Was ist dir, Christian? Du bist krank."

„Ja, es gärt in meinem Blute, ich habe das Lenzfieber."

„Von mancherlei Fiebern, welche die Menschen heimsuchen, hörte ich, aber vom Lenzfieber noch nicht ... wie äußert sich die Krankheit, und wo tut es dir weh?"

Er sah empor und tief in ihre Augen: „Hier in der Brust sitzt der Schmerz, als müsse sie zerspringen vor Leid und Sehnen ... ich muß hinaus, hinaus!"

„Wohin?" hauchte ihr Mund.

„Nach dem Süden will ich mich durchschlagen bis zur schwedischen Stadt Wismar, von wo ich zu Schiff nach Seeland oder Schonen übersetzen kann. Noch heute nacht muß ich hinaus in die weite Welt — und kann nicht fort, Lieschen — darum fiebert mein Blut."

„Wenn ich dir aus dem Pharmakopol einen fieberstillenden Trank brächte?" meinte sie.

„Nein, nein! Lebe wohl, Lieschen! Es muß geschieden sein." Stürmisch näherte er sich ihr, als wolle er ihr Haar zum Abschiede leise mit den Lippen berühren.

Sie wehrte ab mit großen, ernsten Augen: „Du darfst mich nicht küssen, Christian."

„Zum letzten Lebewohl dürfen die Menschen sich küssen ein einziges Mal!"

Willenlos ließ sie sich küssen auf Haar, Stirn und Lippen. Die Nachtigall im Kastanienwäldchen schlug ihren lautesten, sehnsüchtig-schluchzenden Triller.

Das Mägdlein wehrte dem Schwedenoffizier nicht mehr und fragte scheu! „Wie kannst du gehen, da du krank bist und das Lenzfieber hast?"

„Es ist ja die große, unendliche, ewige Liebe zu dir!" lächelte er beseligt. „Und du wirst mit mir hinausgehen in die weite Welt."

Ein Zittern befiel sie ob dieser Worte, daß sie sich an ihn lehnen mußte, und sie saßen auf dem gestürzten Herkules, sich dicht aneinander schmiegend. Ihr Ohr lauschte, und sein Mund flüsterte: „Du holst dir aus dem Hause Mantel und was dir not thut, und wir fliehen mit einander. Sie werden zwar die Augen aufreißen, und es wird Aufsehen machen, wenn es heißt: Der Christian von Eisenberg hat sich sein Weib entführt! Aber es wird auch mein Herz felsengewiß machen, daß du mich liebst, und mich zum allerglückseligsten Mann, wenn du dich entführen läßt, Lieschen."

Angstvoll war ihr Blick: „Wie kann ich mit dir gehen, da ich nicht dein Weib bin?"

„Es sind Prediger genug, die für ein paar Taler unsere Hände zusammenlegen," antwortete er gelassen.

Immer beredter und heißer wurden seine Worte, immer widerstandsloser ihr Sinn. Zuletzt umschlang sie ihn: „Ich gehe mit dir, Christian."

„Bis ans Ende der Welt?"

„Ja, durch das Leben und bis in den Tod!"

Sogleich erhoben sie sich, um ihre nächtliche Flucht ins Werk zu setzen. Verschmitzt lächelte sie ihn an: „Mein armer Vater ist tot und kann mich nicht ausstatten; aber ich will doch nicht mit ganz leeren Händen kommen. Als die Polen heranzogen, vergrub er einen kleinen Schatz im Garten, davon ein Teil mir als Erbe gehört. Den wollen wir heben!"

Ein Mann und ein Weib wanderten durch die Straßen. In der Badstubengasse harrte er unten und nahm mit einem langen Blicke Abschied von dem Vaterhause. In dem Garten der Althaderslebener Pastorei grub er nach ihrer Anweisung, und sie hoben den Schatz. Er war größer, als sie erwartet hatten, und tat gute Dienste.

Zu Fuß schritten sie aus der Stadt. Auf der Süderbrücke blieb Christian stehen und kehrte sich zurück: „Lebe wohl, du meine Vaterstadt! Ich habe mir zwar nicht in dir mein Hauptmannspatent geholt, wohl aber was besser und köstlicher ist, nämlich ein gutes und getreues und geliebtes Weib."

Ohne Fährlichkeit gelangte das Paar nach Wismar, wo ein Prediger es traute, und von dort auf dem Seewege nach Seeland. Der Leutnant von Eisenberg führte sein Eheweib mit sich in Kriegslager und Quartier, wie auch viele andere Schwedenoffiziere taten. —

Eleonore nahm am Abend die Laterne, sobald die neunte Stunde der Bürgerbettzeit geschlagen hatte. Nachdem sie die Trümmer der Hansburg abgesucht hatte, stieg sie in den Gang hinab und rief, und nur das dumpfe Echo antwortete ihr. Sie sind miteinander gegangen, wie der Großvater sagte.

Eleonore löschte die Laterne aus, fand ihren Weg im Dunkeln, und ihr Auge haftete am Grunde. Durch ihren Sinn aber zogen vielerlei und wunderliche Gedanken: Der Tollkopf, der Tollkopf! Lieschen hat ihn geliebt. Wenn er nur sein Glück hochzuschätzen und zu halten weiß! — Wahrlich, es ist ihm mit Elisabeth mühelos in den Schoß gefallen, wie allen leichtlebigen Menschen. Und das ist Liebe, ja wahre, selbstlose Liebe, die über alle Schranken hinwegträgt! Ich muß die beiden tadeln und möchte Lieschen beneiden um das, was sie tat. Ich vermöchte es nicht. Mein Herz ist zu kalt und meine Seele zu klein für solche Liebe.

Schlaflos lag sie in der sommerwarmen Nacht, während das Fenster ihrer Kemenate offen stand und aus der Ferne das Schlagen und Schluchzen der Nachtigall an ihr Ohr drang.

Herrlich ging die Sonne auf, und der schönste Sommermorgen des Jahres 1659 brach an. Eleonore warf alle Schwermut von sich, als wüßte sie, daß für

die Enkelin des Hauptpastors von Eisenberg keine Zeit mehr sei zum müßigen Grübeln und Träumen. Eine schwere und aufopfernde Samariterarbeit ist von ihr gefordert worden in diesen Sommertagen, und sie hat mit der ihr eigenen Stärke und Freudigkeit eine so große und gesegnete Arbeit getan, daß auch ihr Name in den Annalen der Stadtgeschichte verzeichnet worden ist.

Am Spätnachmittage lief ein Gerücht blitzschnell und furchtbar wie Feuerruf durch die Gassen: Der Pelzer Dreier in der Großenstraße ist an der bösen Kontagion gestorben! Jeder wußte, was das hieß, die Jungen vom Hörensagen, und die Alten kannten den grausigen Sommergast von früheren Epidemien her aus eigener Erfahrung. Der Todesfall bestätigte sich. Die böse oder sogenannte Haderslebener Kontagion, welche von den Stadtchronisten auch als die weiße Blutruhr bezeichnet wird, war ausgebrochen.

Bürgermeister Schröder wurde sehr unruhig, sein polizeiliches Gewissen schlug ihm nicht wenig. Noch an demselben Abend zog der Stadttrommler mit seiner Trommel durch die Straßen, rührte das Kalbfell an jeder Straßenecke und verlas eine neue polizeiliche Bekanntmachung des Inhalts: Dieweil von den Einwohnern viel Schweine aufgezogen werden, welche frei auf den Straßen laufen und sogar den Kirchhof umwühlen und verderben, dazu auch üblen Gestank verbreiten und den Leuten viel Molest machen, wird allen Eingesessenen befohlen, daß jeder seine Schweine wegschaffen und im Koben verwahrlich halten soll, mit der Verwarnung, daß von morgen an alle auf den Gassen betroffenen Tiere ohne Widerrede konfisziert werden.

Das Stadtoberhaupt hätte eine so nützliche Sanitätsmaßregel früher ergreifen sollen.

Der Pastor an der Marienkirche beriet sich mit seiner Enkelin über das Werk, das zu tun sei. Und er, der Siebzigjährige, hat eine außerordentliche Kraft bewiesen und ist einer der ersten Helfer in der Notzeit Haderslebens gewesen. Früh und spät, Tag für Tag wurde er gesehen, wie er im Predigerkleide durch die Straßen schritt und hier und da in die Häuser trat. Keine Wohnstatt der Menschen aber, vom Hause des Amtmanns von Ahlefeld bis zur ärmsten Hütte, ist von der Seuche verschont worden. Die größere Hälfte der von dem weißen Blutgang Befallenen verstarb in drei bis vier Tagen, die kleinere Anzahl genas. An einem Tage erlagen zwanzig Personen, und in der dritten Woche wurden 117 Leichen zur Erde bestattet.

Alle Gewerke standen still, nur Peter Totengräbers Handwerk hatte großen Zuspruch, sodaß er mit seinen beiden riesigen Fäusten es nicht schaffen konnte, sondern sich Gehilfen nehmen mußte. Trotz der Betrübnis seiner ehrlichen Seele schmunzelte sein breiter Mund zuweilen: „Es ist nichts so böse, daß es nicht irgendeinem Gutes brächte.“

Groß war der Jammer. Die von Hunger und Entbehrung Ermatteten fielen als leichte Beute der Krankheit anheim, und der Tod hielt reiche Ernte. Ein Weinen und Wehklagen schlug gegen den sommerlich blauen Himmel empor. Längst waren die Totenglocken verstummt und läuteten in diesem Sommer nicht mehr. Der Raum des Kirchhofes reichte nicht, und außerhalb der Stadt sind große Kuhlen gegraben worden, in denen die Toten verscharrt wurden.

Die barmherzigkeitsarme Zeit tat wenig und überließ jedem Hause, für sich und seine Kranken zu sorgen. Siechenhäuser gab es nicht in der Stadt, und öffentliche Krankenpfleger ebensowenig. Eleonore von Eisenberg hat den Ruhm, daß sie wie eine Gemeindeschwester unserer Tage gearbeitet hat und nicht müde geworden ist in diesen Zeiten des großen Sterbens. Die Furcht vor Ansteckung, welche viele Herzen verhärtete und mitleidslos machte, war ihr völlig fremd. Zu allen Tageszeiten sah man sie, wie sie mit einem Weidenkörbchen, welches stärkenden Wein und Arzneimittel enthielt, in die Häuser und Hütten ging. In den schlimmsten Wochen hatte sie mehr als fünfzig Pflegebefohlene, die sie versorgte und tröstete. Mit einem milden Lächeln kam sie, mit weicher Hand richtete sie das Lager auf, und mit Hinterlassung ihrer Gabe verschwand sie still — von vielen Menschenlippen als ein guter Engel gepriesen.

Ihre Seele ward immer geläuterter, und Eleonore wuchs, wie es bei allen großen und guten Menschen der Fall ist, in schwerer Notzeit über sich hinaus.

An einem Augusttage bog sie, von ihren Besuchen heimkehrend, durch die Schmiedestraße und kam an der Lateinschule, welche lange Ferien gehabt hatte, vorbei, als eine Mädchengestalt aus dem Hause stürzte und ihren Arm faßte. Wir haben ihr Gesicht mit den pausbackigen Wangen schon einmal im Anfang dieser Chronik gesehen, aber die Wangen sind eingefallen und blaß vom vielen Nachtwachen.

Anna, des Rektor Gutbiers Tochter, sprach, von Schluchzen unterbrochen: „Mein Bruder Johannes liegt im Sterben, seine Stimme versagt schon, aber er hat zu mehreren Malen Euren Namen gestammelt . . . ihn verlanget nach Euch, und er kann nicht abscheiden, ehe denn er Euch gesehen hat.“

Eleonore ging mit Anna Gutbier. In seiner Kammer lag Johannes und atmete schwer. Er sah sie an mit den großen, klaren, überirdischen Augen des Sterbenden, über den der Tod schon seine Fittiche gebreitet hat, und sie leuchteten noch einmal in hellem Glanze bei ihrem Anblick.

Eleonores weiße Hand strich leise über die Stirn des Jünglings, der sie lange ansah, als wenn er mit diesem Bilde in die Seligkeit gehen wolle. Dann schloß Johannes Gutbier die Augen und öffnete sie nicht mehr. Sein kurzer und leichter Todeskampf begann. Eleonore weinte große, quellende Tränen. Dann ward er hinausgetragen zu jener Ruhe, wo das Herz stille wird von seinem Pochen und Schlagen.

Auch sein Vater, der Rektor Gutbier, der Kollaborator Wolf, angesehene Beamte und Bürger und arme Leute, viele Hunderte, deren Namen in dem endlos langen Totenregister des Jahres 1659 verzeichnet stehen, verstarben an der Ruhr.

Die Lateinschule wurde völlig verwaist, denn als letzter ist der Konrektor Schriever von der Seuche befallen worden. Als der einsame Mann fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, wurde er angstvoll und suchte nach einem Stabe, darauf er sich stütze im dunklen Tal. Vergebens blätterte er in seinen lateinischen Klassikern, bis in seinem Gedächtnis ein Wort auftauchte, Ev. Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt. Das sagte der Konrektor in seiner Sterbestunde sich vor, aber auf lateinisch: Sic enim Deus dilexit mundum. Also ist er seiner fremdsprachigen Natur bis zum letzten Atemzuge treu geblieben.

Der für Hadersleben so furchtbare Sommer ging unmerklich in den Herbst über, und die kühlen Septembertage kamen. Die Ruhr war am Erlöschen. An einem sonnigen Herbsttage hatte Eleonore ihre zwei letzten Pfleglinge besucht, und weil sie diesen ganzen Sommer nicht das grüne Gefild noch den Laubwald gesehen hatte, schritt sie gegen Abend zum nahen Buchenwalde und erging sich unter den Bäumen. Die Sonne sank im Westen und vergoldete das Laub, das in seiner schönsten und schillerndsten Herbstpracht prangte.

Da ward ihr so weich und wehmutsvoll, und sonderbar schwermütige Todgedanken umwoben ihren Sinn: Der Laubwald kleidet sich in sein herrlichstes Prunkgewand, ehe er sich zum Wintersterben schickt. Wie der Westhimmel in Gold und Purpur steht! Ob nicht auch meine Todesnacht kommt, nachdem ein letzter Sonnenblick und ein so leuchtender Sonnenuntergang mein Leben vergoldet hat?

In der Nacht erwachte sie vom quälenden Durst, und ihre Wangen brannten heiß. Eleonore hatte das Fieber und war von der bösen Kontagion befallen worden, als sie fast schon erloschen war in der Stadt. Der Amtschirurg, welcher gerufen wurde, verordnete Schröpfen und Aderlässe. Aber die Kranke wurde nur matter und unmächtiger davon, und ihre Schwäche nahm am zweiten Tage erschreckend zu.

Gleich einer weißen Lilie, die in ihrer schönsten Blüte gebrochen wird, lag sie in den Kissen, klaglos und still hinsterbend, wie es schien. Nur der Glanz der Augen war klar und ungetrübt, als habe alle Lebenskraft sich dahin geflüchtet. Am dritten Tage zuckte der Amtschirurgus die Achseln, und ihre Angehörigen glaubten, daß ihr Leben langsam erlösche und nur nach Stunden mehr zähle. Eleonore selbst verhehlte es sich nicht, sondern schickte sich zum Sterben und verlangte aus eigenen Stücken nach dem Sakrament. Der Großvater reichte ihr das heilige Nachtmahl, und seine Hände zitterten.

Gegen Abend wurde der Prediger zu einem anderen Kranken gerufen, auch der Vater ging auf den Fußspitzen aus dem Zimmer und ins Pharmakopol hinunter. Sie war allein mit ihrem Gott. Das Geläut der Abendglocken klang aus der Ferne zu ihr. Der Kampf schien zu Ende. Ihre Seele war weltentrückt und erfüllt von eitel Friedensgedanken.

Da hob sie den Kopf ein wenig aus den Kissen und horchte und hörte eine Stimme unten auf dem Flure. Ihre Züge wurden lebendig, und sie lauschte gespannter, als riefe der Klang jener Stimme ihre Seele wieder zur Erde hinab. Dann vernahm sie einen schnellen und leisen Tritt auf der Treppe; unter Tausenden hätte sie den Schritt gekannt. Die Tür ward geöffnet. Tetzki stand neben ihrem Lager. Ein mildes Lächeln glitt über ihr weißes Antlitz. Erschüttert und keines Wortes mächtig betrachtete er sie.

Der Rückmarsch der polnischen Hilfsvölker von den dänischen Inseln und durch die Herzogtümer hatte begonnen. Mit dem ersten Reitertrupp derselben war Tetzki vor zehn Minuten in Hadersleben angekommen. Sogleich hatte er sein altes Quartier im Pharmakopol aufgesucht und auf dem Flure vom Apotheker, der völlig verstört war, Eleonores schwere Erkrankung erfahren, und daß sie eine Sterbende sei und das Sakrament empfangen. Tetzki hörte den Klageruf des Vaters: „Ich bin ein gebrochener Mann, meines Lebens Hoffnung ist hin!" und ohne weiter zu fragen, ohne kleinliches Erwägen, nur dem mächtigen Drange seines Herzens gehorchend, eilte er die Treppe hinauf und in das Zimmer, dessen Tür er kannte.

Er betrachtete sie lange, und ihre Blicke sagten einander, daß sie sich liebten und daß ihre Liebe stärker sei als der Tod. Eleonores Lippen bewegten sich: „Nun ist alles gut. Wußte ich doch, daß wir uns noch ein letztes Mal wiedersehen würden vor dem Scheiden!"

Überwältigt von seinen Gefühlen, sank er auf die Kniee vor der Bettstatt und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Seine Seele schluchzte in Schmerz und Seligkeit. Er legte seine Wange auf ihre Hand, und aus der Tiefe seines Herzens brachen die Worte: „Ich habe dich geliebt, Eleonore, wie nie ein Weib dieser Erde geliebt worden ist, und ich will dich lieben und dir Treue geloben, ewige Treue bis zu meinem letzten Atemzuge, jetzt, wo unsere Seelen sich fanden in unserer Scheidestunde!"

„Küsse mich, mein Geliebter," hauchte sie und streckte die Hände gegen ihn, „küsse mich, mein ... ach, wie heißest du?"

„Bogislav."

„So gieb mir den Brautkuß, mein Bogislav!"

Er küßte innig ihre bleichen Lippen.

„Küsse mich noch einmal!" sprach sie mit seligem Lächeln. „Gieb mir den Scheidekuß, daß wir Lebewohl uns sagen bis zum Wiedersehen drüben!"

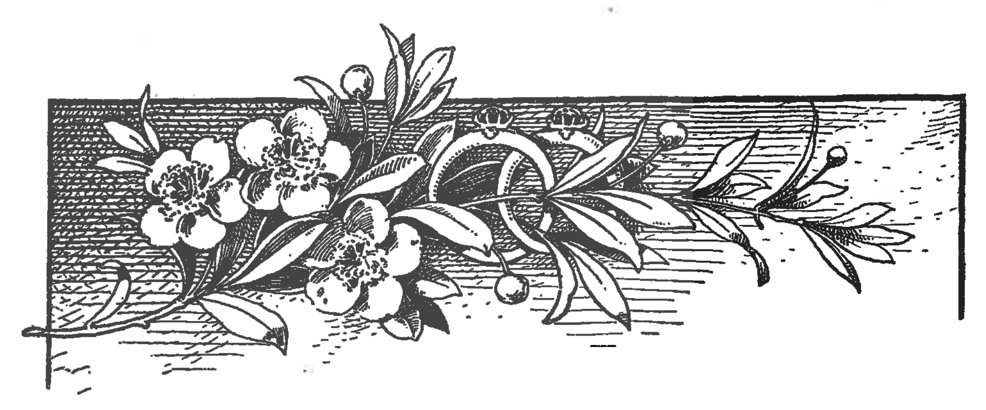
Keusch und leise berührte er ihre Lippen in heiliger Stunde. Die Kranke schloß die Augen, und ihre Züge wurden wie verklärt. Seine Liebe war der leuchtende Sonnenuntergang, der die Abendstunde ihres Lebens vergoldet und verklärt hatte. Er horchte auf ihren Atemzug; sie war von einem ruhigen Schlummer umfangen worden, und mit unhörbarem Schritt verließ er das Zimmer.

Eleonore schlief zwölf Stunden. Als sie am Morgen erwachte, hatte das Fieber sie verlassen, und sie fühlte sich frei von allen Schmerzen. Der Amtschirurgus kam und sprach weise, die Krisis sei infolge der Aderlässe glücklich überstanden.

Bald verlangte sie nach Speise, und ihre Lebenskräfte kehrten erstaunlich schnell zurück. Es war ein Wunder vor den Augen aller. Die Stadtleute hörten das Gerücht von ihrer Genesung mit aufrichtigster Freude. Drei Männer in Hadersleben aber sandten heiße Dankgebete zum Himmel empor.

Eleonore von Eisenberg genas.





Zehnter Abschnitt — Scheidung und scheinbarer Schluß

Wir reden gern von der guten alten Zeit, und die Vergangenheit erscheint uns stets in rosigem Lichte, obschon sie unseren Vorvätern oft eine ägyptische Finsternis deuchte. So war auch die gute alte Zeit des Jahres 1659 den Zeitgenossen eitel unerträgliche Trübsal, und unsere Ahnen müssen ein in Wahrheit starkes und zähes Geschlecht gewesen sein, daß sie diese Tage überstanden haben.

Kaum war die verheerende Seuche am Erlöschen, als die aus Dänemark zurückwogende Flut der leidigen Hilfsvölker wiederum das Land überschwemmte. Die brandenburgischen und kaiserlichen Völker zogen im Herbst dieses Jahres durch die Herzogtümer, aber mit langen Quartieren und endlosen Requirierungen. Um die Gemüter zu besänftigen und den Marsch zu beschleunigen, verehrte der Gottorper Herzog den hohen Offizieren große Geldsummen und schwere güldene Ketten; aber sie hatten, wie schwer sie auch immer waren, nur wenig Nachdruck. Endlich wurde man diese bösen Gäste los, aber die schlimmsten von allen, die Polen, wollten nicht von hinnen und blieben bis in das nächste Jahr.

Die Sehnsucht nach Befreiung von dieser Landplage ward immer größer, man suchte nach friedeverheißenden Zeichen und griff auch nach kleinlichem Anlaß, um daran die Hoffnung aufzurichten. So war in der Westsee hinter Tönning ein ungeheurer Walfisch, dessen Länge 62 Fuß maß, angestrandet. Unter dem gemeinen Volk entstand eine große Erregung darüber, und auch die Gelehrten nahmen die Sache sehr ernst und schrieben lange Abhandlungen über den mirakelhaften Vorfall. Sie deuteten den Walfisch in günstigem Sinne, indem sie sich auf Prokopius beriefen, welcher im dritten Buche de bello Gotico erzähle, daß zu Byzanz ein ungeheurer Fisch gefangen sei und bald darauf der gotische Krieg sich geendet habe. Die trostreiche Auslegung der Gottes- und Weltgelehrten lautete demgemäß: In diesen mitternächtigen Landen bedeuten solche Fische, wenn sie zu Friedenszeiten aus der See gezogen werden, Zwietracht und Streit, zu Kriegszeiten aber einen bald erfolgenden Frieden.

Durch die verängsteten Gemüter zog ein Ahnen, daß die Zeiten des großen Unfriedens vorüber seien. Und der Hauptpastor von Eisenberg hielt am Sonntage, da seine Enkelin genesen war, eine große Trost- und Verheißungspredigt über das Wort „Ich will Frieden geben im Lande, daß euch niemand schrecke."

Eleonores Jugendkraft kehrte wieder, und von dem Kusse der Göttin Hygieia lag ein frischer Hauch auf ihren Wangen. In ihren Adern kreiste warm und weich jenes unbeschreiblich süße Gefühl der Genesung, das wie ein Lenzerwachen des Leibes ist.

Offen steht das Fenster, und sie sieht mit großen, träumenden Augen hinaus in den sonnigen Spätherbsttag. Das farbenreiche Laub fällt mit leisem Rascheln. Weiße Fäden ziehen sich hin und her zwischen den Buchsbaum- und Taxushecken. Über die Wipfel der Linden und Wallnußbäume blickt sie in die klare, durchsichtige Luft wie in ein fernes Traumland. Das glitzert nicht in heißer Mittsommerglut, und die Sonne scheint immerzu, aber ihr Glanz hat etwas Mildes und Müdes. Ein Strahl küßt Eleonores Angesicht und spielt in den Strähnen ihres Haares. Sie schließt die Augen und murmelt: Ein Tag, der ans Scheiden mahnt und dennoch es schwer macht und das Leben süß. Dann läßt sie Tetzki rufen. Sie haben sich nicht gesehen seit dem Tage, da sie sich zum Sterben schickte und er ihr den Brautkuß gab.

Standen etwa Menschen, die in schwerem Siechtum waren, über die der Tod schon seine Fittiche und seinen Frieden breitete, auf den Grenzen von diesseits und jenseits, hat ihr Geist hineingeschaut in die Herrlichkeit? Liegt darum noch lange nachher ein Leuchten auf ihrem Angesicht? Ja, ein Vergeistigtes, ein Überirdisches glänzt auf Eleonores edlen und schönen Zügen. Sie lehnt vor ihm im Stuhle, und es erfaßt der Anblick ihn so überwältigend, daß er auf die Kniee stürzt, als wenn er anbeten müsse, und ihre Hand mit Küssen bedeckt.

„Du lebst! Und all mein Leben ist zusammengedrängt und gelebt in dieser Stunde. Wie eine Heilige siehst du mich an, und also soll mein Herz dich halten und mein Auge zu dir emporschauen alle Tage meines Lebens. Du bist der Edelstein, den ich verloren glaubte und wunderbar wiederfand! Du bist der Stern, der erlöschen wollte, da er mir aufging, und der nun stetig leuchten wird auf meinen Bahnen! Du bist der gute Engel, der sich emporschwingen wollte in seine Heimat und dennoch zurückkehrte auf die Erde, um mein Schutzengel zu sein. Wo ist in aller Welt ein glückseliger Mann wie ich, der sprechen könnte: Du bist mein, Eleonore!"

Sie umfängt ihn und streichelt sein Haupt: „Ja, Bogislav, du bist mein! Keines anderen Mannes Lippen sollen je den Mund berühren, der dir sich gelobt hat!"

Ihre Seele giebt sich noch einmal ganz und ohne Rückhalt dem süßen Traume ihrer ersten und einzigen Liebe hin. Und die müd lächelnde Spätherbstsonne

scheint auf die beiden jugendschönen Menschenkinder, die sich küssen und nimmer von einander lassen können.

Ein tiefer Seufzer klingt durch das Gemach. „Fühlst du noch Schmerzen, mein Lieb?“ fragt er.

„Ja, ich fühle einen herzwunden Schmerz um des Wortes willen, das ich sagen muß,“ und sie sieht ihm tief und traurig in die Augen, „wenn ich, mein Bogislav, auch in dieser Stunde mein ganzes Leben schon gelebt hätte und alles, was hernach kommt, nur zehren müßte von diesen Minuten und leben von seinen Erinnerungen?“

„Was sollte uns noch trennen, da nicht der Tod es tat?“ spricht er zuversichtlich.

Sie sinkt zurück im Stuhle und bringt schwer die Worte hervor: „Ich sehe eine Tiefe zwischen uns und keine Brücke darüber . . . dein Glaube ist nicht mein Glaube und dein Gott nicht mein Gott! Halte meine Hand, daß ich nicht versinke!“

Er liegt auf den Knieen, als habe ein jäh niederzuckender Blitz mit seinem grellen Geleucht ihn betäubt, und preßt ihre Hände. „Nein, nein, nein!“ schreit er auf. „Es muß auch Weg und Steg geben über diese Kluft . . . der Gegensatz der Konfession darf uns nicht scheiden.“

„Dennoch können unsre Hände nicht hinüberreichen und über dem Abgrund gesegnet werden,“ haucht sie.

Seine Brust wogt heftig. Er fleht: „Eleonore, um meiner Liebe willen, zeige mir den Weg!“

Sie richtet sich empor und spricht fest: „Es giebt nur einen . . . wenn mein Glaube der deine geworden ist.“

Der Leutnant springt auf und kämpft den schwersten Kampf seines Lebens. Dann stöhnt er: „Konvertieren? Zum Luthertum übertreten und meiner Religion absagen? Ich wollte alles hingeben um deinetwillen, aber dieses kann ich nicht, ich kann es nicht . . . . ein Gelübde bindet mich.“ Zu ihren Füßen wirft er sich, sie umklammernd und ihr Herz bestürmend: „Eleonore, habe mich lieb! Ohne dich bin ich elend! Ist deine Liebe nicht so groß, daß sie sprechen und tun könnte wie Ruth: Dein Volk soll mein Volk und dein Gott soll mein Gott sein?“

Ihre Hand streicht über sein Haar, und ihre Stimme klingt tot und tonlos, aber sie bebt nicht: „Ich kann nicht, und ich darf nicht, und ich will nicht, mein Bogislav! Mich bindet, was mehr und gewaltiger ist als ein Gelübde, nämlich mein Gewissen und des Glaubens Überzeugung. Risse ich mich davon los, wäre ich wie ein von seinem Grunde entwurzelter Baum, der verdorren müßte.“

Tetzki erbleicht, als habe er sein Todesurteil vernommen. Dann murmelt er blasphemische Worte fast: „Was ist das für ein Gott und Weltregente, der spaltet

und Zwietracht schafft ... Wäre einer, der die Schranken zwischen Mensch und Mensch niederrisse, ich wollte mich zu seiner Konfession halten."

Noch einmal redet er auf sie ein, zögernd, stockend, und der eigene Zweifel an der Kraft seiner Worte klingt hoffnungslos hindurch: „Ich hörte von solchen, die ihre Religion nicht wechselten . . . und dennoch die Ehe schlossen . . . soll ich dich je mein Weib nennen . . . es wäre der letzte Weg."

„Nein, Bogislav," seufzt sie, „es ist keiner! Menschen, die keinen Weg und keine Wahrheit haben, mögen auf allen Wegen gedankenlos hintaumeln . . . aber die da fragen und suchen, dich und mich wird er in die Irre führen und in große Gewissensnöte. Welcher Diener des Höchsten soll den Bund unsrer Hände segnen? Der Anfang ist Zwiespalt, der ewig neue Konflikte zeugt, und das Ende ist Elend und Unfriede. Wir wollen eins sein an Leib und Seele, bis der Tod uns scheidet — und unsere Herzen sind täglich geschieden in dem Einen und Höchsten. Wir können in unserm Leben nicht knieen vor denselben Altären und nicht beten zu demselben Herrn — wir können in unsrer Sterbestunde nicht eins sein, noch der alleinseligmachenden Gnade einander getrösten."

Er preßt die Hände vor das Gesicht, um seinen zuckenden Schmerz zu verbergen. Eleonore sieht es, und die eben noch so Starke fühlt nichts als unendliche Liebe: „Und dennoch! Wenn ein Weg wäre! Ach, mein Herz und mein Gewissen stehen wider einander, und wir können nicht Richter sein in dieser Sache. Seitdem ich Kind war, ging ich zu meinem Großvater mit meinen Fragen und meinen Kümmernissen. Er soll kommen und der unparteiische, von keinem Gefühl bestochene Richter sein. Wie auch sein Spruch fallen mag, wir wollen uns beugen darunter."

Der Prediger Schmidt von Eisenberg wurde zu seiner Enkelin gerufen. Dieweil sitzen sie und lehnen Haupt an Haupt, als wollen sie noch einmal träumen von seliger Liebe. Als sie den nahenden Schritt hören, erheben sie sich, aber ihre Hände lösen sich nicht.

Der Greis steht still, ohne Gruß und Wort, und sein Blick wird traurig.

„Großvater, du sollst der unparteiische, von keinem Gefühl bestochene Richter sein."

Das Schweigen ist gebrochen. Und er spricht: „Mein Kind, mein liebstes Kind! Ich hatte bange Ahnung, und sie ist jetzt zur Betrübnis geworden. Du willst dich verloben dem fremden Manne, der nicht von unserm Glauben ist?"

„Es ist kein Wollen, es ist ein Müssen, darüber ich keine Macht habe! Ja, ich habe ihn lieb, ihn und nur ihn! Das ward entschieden durch mich und dennoch ohne meinen Willen. Aber über das Verlöbnis sollt Ihr nach göttlichem Recht das Urteil fällen."

Der Prediger wendet sich an Tetzki, und seine Stimme klingt fast hart: „Und Ihr?"

Tetzki spricht immer begeisterter: „Es war von jeher in mir ein großer, unerfüllter Wunsch, der suchte ein Ziel, und keine von allen Freuden, die ich ihm nennen mochte, genügte seiner Sehnsucht. Nun aber weiß er sein Ziel zu nennen. Der große, unendliche und unerfüllte Wunsch meines Lebens heißt: Eleonore!"

Ergreifen diese Jünglingsworte also den Greis, daß sein Auge immer gebannter an den Zügen des Redenden haftet? Er legt die Hand auf seine Schulter und zieht ihn gegen das Licht: „Wer seid Ihr? Tetzki? Tetzki? Nicht ganz so! Aber die Züge sind fast dieselben, und ich habe kein zweites Gesicht seither getroffen, das ein so lebendiges Abbild gewesen wäre des Edlen, der mein Retter und Geleitsmann war aus Magdeburgs rauchenden Trümmern. Der, dem ich die Dankesschuld nicht abtragen konnte, hieß von Tetten . . ."

Die bisher betroffene und fragende Miene des Leutnants erhellt sich plötzlich, und er bricht in die Worte aus: „Der Hauptmann von Tetten, der bei den Pappenheimschen Reitern stand?"

„Ja, bei den Pappenheimern."

„Er ist mein Vater, und mein Name ist Tetten, aber um der polnischen Zunge ihn gefügiger zu machen, verwandelten sie ihn in Tetzki."

Der Greis schreit auf: „Sohn meines von Gott gesandten Retters!" umhalst ihn und küßt ihm Stirn und Wangen, und in den weißen Wimpern stehen zwei große Tränen. „Euer Vater lebt?"

„Nein, er fiel in dem großen Kriege."

„Er fiel? Friede mit seiner edlen Seele!" Der Prediger faltet die Hände und blickt nach oben. „Ich danke dir, mein Gott, daß ich ihn wiedersehen durfte in dem Antlitz seines Sohnes."

Ein heiliger, weihevoller Augenblick! Und alle schweigen. Dann aber reißt es sie wieder hinab in die Gegenwart mit ihrem Zwiespalt und ihren ungelösten Fragen, den Greis zuerst.

Er klagt: „Wer verschlinget die Menschenschicksale so unentwirrbar, daß auch mein Blick sich verdunkelt! Was soll uns leiten aus diesem Labyrinth?"

Eine Frauenstimme sagt leise: „Das feste Wort und der Spruch des Gewissens seien die Hände, die uns hinausleiten."

„Ja," spricht Eisenberg, „denn wie kann ich der unparteiische Richter sein, da mein Herz bestochen ist von allen seinen Gefühlen. Tetten! Mein Freund! Ach, daß ich sagen dürfte: Mein Sohn! Ihr seid in katholischer Religion erzogen worden . . . doch nicht so, wie die vielen in Eurer und unserer Kirche, die sich nach einer Konfession nennen und doch ohne Religion sind."

Jener antwortete: „Meine Mutter ist eine fromme Frau, die viel mit den Patres verkehrt; sie und ihr Beichtvater erzogen mich, und ich glaube nicht ein

schlechter Katholik gewesen zu sein . . . müßte auch wider meine Überzeugung handeln, wenn ich zum Luthertum konvertierte!"

„So wäre es Euch Sünde, und Ihr werdet es nicht tun!" spricht der lutherische Pastor.

Um die festgeschnittenen Lippen, welche insonderheit an den Magdeburgischen Hauptmann erinnern, zittert es schmerzlich, und Bogislav Tetten fährt langsam fort: „Ich habe ein Gelübde getan. Meine Mutter forderte es, und ich gab es. Diese meine Hand mußte ich in die ihrige legen und bei meiner Rechten geloben, solange selbige das Schwert ziehen könne, es zu tragen wider die Schweden und Erzfeinde des katholischen Glaubens und ein Streiter zu sein für die alleinseligmachende Kirche. Ich bin gebunden, so lange mein Arm seine Wehr trägt, gebunden, bis des Feindes Schwert oder Kugel von allen Banden und Gelöbnissen mein Herz löst."

Eleonore sinkt still zurück in den Stuhl. Nun ist alles dunkel. Auch über den winzigen Lichtstreif ihrer letzten Hoffnung ziehen die Wolken. Ein langes Schweigen! Schwermütig zwitschert ein Herbstvogel im Gezweig. Seine Töne dringen durch das offene Fenster.

Als des Großvaters Blick nunmehr auf ihr ruht und er die Frage stellt: „Und du, Eleonore?", da ist sie nicht mehr unmächtig. Wie ihr Haupt sich hebt! Wie in dem weißen Antlitz die Augen groß und unergründlich stehen! Sie spricht ohne Stocken, und ihre Worte werden zum lebendigen Zeugnis: „Großvater, war ich je böse? Nein, wirst du sagen, denn ich fürchtete mich vor der Sünde, auch tröstete ich gern ein Leid. Aber ich war dennoch nicht fromm, nicht klein noch demütig vor Gott. Zu den Höhen des Himmels reichte ich nicht, noch sah ich die Tiefen des Lebens, sondern flog darüber hin wie ein Schmetterling, der im Sonnenschein flattert. Da trat der Tod an mich heran, ich fühlte schaudernd seine kalte Nähe, und meine Seele rang in großer Betrübnis. All mein Tun war eitel, und noch mehr als meine Taten klagten die unzähligen Versäumnisse mich an. In jener meiner Sterbestunde, die Gott mich überleben ließ, schrie ich nach Trost, und meine Seele rettete sich hinein in die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu, flüchtete sich in seine allein seligmachende Gnade und fand Frieden. Großvater! Wie sollte ich leben können in einem anderen Glauben als diesem, darin ich sterben will und darauf ich sterben kann."

„So hast nicht du gesprochen, Eleonore, auch nicht Fleisch und Blut, sondern Gottes Geist," spricht der Greis erschüttert.

Mit den Händen bedeckt der Pastor sein Angesicht, als wenn er bete oder weine. Dann streckt er die Hände aus: „Ich darf Euch nicht segnen zum Bund der Herzen und Hände!" legt die Rechte auf Eleonores und die Linke auf Tettens Haupt: „Und dennoch will ich Euch segnen! Denn Ihr habt noch einen

weiten und schweren Weg vor Euch. Ich segne Euch zum Kampfe der Selbstüberwindung und der Entsagung und der Geduld, die nicht müde wird. Ich segne Euch, daß Ihr stille und stark seid! Der Herr behüte Euch und gebe Euch für verlorenes Erdenglück das, was höher ist, seinen Himmelsfrieden!"

Die drei Menschen, die zwei in Jugendschönheit und der dritte im weißen Schmuck des Alters, stehen nebeneinander. Wenig Worte fallen, ohne Erhebung der Stimme, unbegleitet von Gebärden, welche die Erschütterung der Seele verraten. Langsam und leise fallen sie wie Blutstropfen, die aus einer tiefen Herzwunde hervorquollen.

Eleonore spricht: „Küsse mich noch einmal, mein Geliebter, zum letzten Lebewohl!" Nimmer haben Menschenlippen sich so keusch berührt.

Tetzkis Stimme klingt feierlich: „Du bist mir nicht mehr ein Weib dieser Erde, sondern wie eine Heilige, deren Namen und Gedächtnis ich die übrigen Tage meines Lebens weihen will."

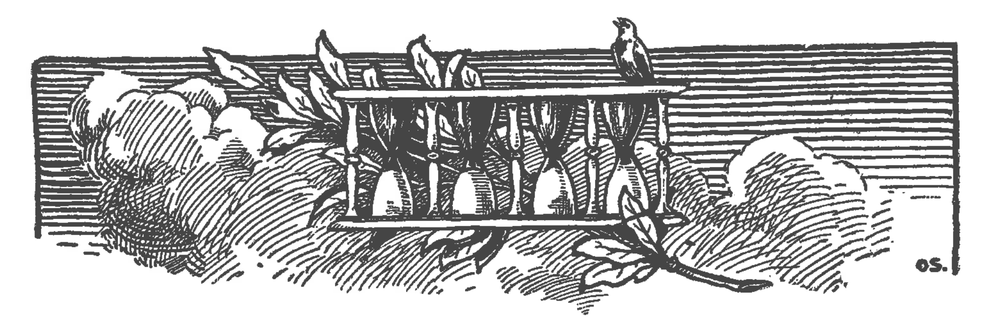
Sie sagt ihr letztes Wort: „Bogislav, ich bleibe dir treu bis in den Tod!" Noch ein langer, letzter Blick. Werden ihre Augen je wieder ineinander tauchen und ein Mund den andern grüßen: Du bist mein?

Tetten ist schon an der Tür. Da streckt der Patriarch des Eisenbergschen Hauses die segnenden Hände ihm nach und ruft: „Die Stunde wird kommen, wo du in die Wahrheit geleitet wirst und die Wahrheit dich frei machen wird!" Wer gab ihm die Worte ein, daß er vom prophetischen Geist ergriffen ward und solche Verheißung tat?

Tettens Schritt verhallt draußen. Eleonore liegt in den Armen des Großvaters. Jetzt ist das Weinen gekommen, ein strömendes Meer von großen, bitteren Tränen. Und sie schluchzt: „Ich bin elend und arm, ja ärmer als alle; denn ich hielt des Lebens Reichtum und köstlichsten Schatz, und ich verlor ihn."

Er streichelt sie milde und redet wie die Mutter mit dem Kinde: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in dir? Harre auf Gott! Eleonore, ich will dir sagen ein Wort, darin ich einen großen Schatz für dich gefunden habe. Es lautet: Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie er will!"





Elfter Abschnitt

Siebzehn Jahre

In den zwei Jahren der Predigerqual ist viel gebetet worden im Lande, insonderheit und mit Inbrunst aber die siebente Bitte: „Erlöse uns von dem Übel!“ Der Inbegriff alles Übels und der leibhaftige Gottseibeiuns war der Polack, der herbeigerufene Bundesgenoß und unsaubere Geist, den man nicht mehr bannen konnte. Noch ein ganzes Jahrhundert blieb er das Schreckgespenst der Kinder, und mit dem Ruf „Der Polack, der Polack!“ suchte man die Unartigen zum Guten anzutreiben.

Die Hauptstadt Kopenhagen war monatelang vergebens belagert und bestürmt worden. Von ihren Bürgern und ihrem König aufs heldenmütigste verteidigt, hatten die Schweden und ihr jacher Kriegsherr Karl Gustav umsonst sich die Köpfe an den Wällen der Festung zerrannt. Dem ruhelosen Stürmer, der wie ein neuer Alarich durch die Länder geflogen war, setzte der Tod ein plötzliches Ziel. Das hohe Haupt des Nordens, wie man in seiner Grabrede ihn pries, der Goten und Wenden König, ward am 13. Februar 1660 von einem hitzigen Fieber hinweggerafft.

Die Kunde von diesem Todesfall verbreitete sich mit ungemeiner Schnelligkeit, und ohne daß man einer Deutung der Gottes- und Weltgelehrten bedurft hätte, sagte sich jedermann, dieses sei eine gewisse und bessere Vorbedeutung des Friedens als der bei Tönning gestrandete tote Walfisch.

Sogleich setzten die verschiedenen Gesandten sich hin und arbeiteten mit außergewöhnlichem Eifer an den Friedenstraktaten. Sie wurden unterzeichnet, und im Wonnemond 1660 läuteten die Friedensglocken von der Elbe bis zum Bottnischen Meerbusen.

Die alliierten Polen mußten jetzt endlich aus dem Lande, darin sie warm und fest gesessen hatten — wie das Ungeziefer im Pelze. Sie verließen die Halbinsel, nicht ohne viel Mutwillen zu treiben und einige Weiber mit sich zu nehmen. Das Letzte, was in Hadersleben von dem Obristen Czernecki, dem Vetter des Generals, gehört worden ist, vermehrte nicht den guten Ruf dieses Offiziers. Er habe in Eckernförde viele vornehme Leute übel zugerichtet und die Stadt selbst um 600 Taler gebrandschatzt. Auch in Hadersleben trieb das letzte Nachzüglerkorps sehr groben Unfug. Sie stachen die Fischteiche durch, zerschlugen

die noch heilen Fenster und plünderten, wo noch etwas zu plündern war. Hohnlachend rissen sie die Salveguardie von der Tür des Pharmakopols herunter, raubten die Apotheke aus und zerbrachen einige Truhen und Schränke. Wehklagend stand der Apotheker mitten in dem Greuel der Verwüstung. Aber Eleonore ordnete ruhig das Durcheinandergeworfene, als wäre es eine tägliche Hausarbeit, und die Worte, die sie dabei sprach, sollten den Vater trösten, taten es aber kaum.

„Wir sind vor allen anderen glimpflich gefahren und haben wenig Beschwer gehabt vom Kriege. Damit wir aber nicht ganz leer ausgingen, sondern unser Teil hätten am Kreuz des Landes, hat uns dieses kleine Leid betroffen."

Die Kriegsfurie hatte sich verzogen, und die Brandfackel war erloschen. Aber wie sah es aus in den Ämtern sowohl des Königlichen als des Herzoglichen Anteils? Fast wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, und weite Strecken waren eine Wüstenei. Auch in den Städten war der große Wohlstand dahin, und was noch lebte, kämpfte einen schweren Kampf um das armselige und dennoch wert geachtete Dasein. Von dem ersten Landtage, der abgehalten wurde, begaben sich viele von der Ritterschaft hinweg, weil sie die Kosten der Zehrung nicht zu tragen vermochten. Auf ihre Güter heimgekehrt, hielten sie große Treibjagden auf Wölfe ab.

Die Predigerqual hatte furchtbar aufgeräumt unter den Pastoren der nördlichen Ämter. Mehr als die Hälfte war tot, gestorben an den Mißhandlungen, elend umgekommen durch Hunger und Seuchen. Doch ist kein Unglück auf Erden, das nicht irgendeinem zum Nutzen ausschlagen könnte. Ein bisher in viel Geduld geprüfter Stand ward durch die Zeitumstände gehoben, kam leicht zu Brot, zu eignem Haus und Herd und mochte sich glücklich preisen. Die der Gottesgelehrtheit beflissenen Jünglinge, welche anher als Adjunkten und Kapellane mit oder ohne spes successionis sieben oder gar vierzehn Jahre um ein Amt hatten dienen müssen, waren viel begehrt und brauchten sich nicht um Vokation und Bestallung zu mühen. Drei Gemeinden rissen sich um einen Mann. In sehr jungen Jahren wurden die Adjunkten ehrwürdige Kirchenherren.

Solches kam auch mancher harrenden Maid trefflich zu statten, und sie konnte die sittsame Ehehaube weit eher auf die blonden Locken setzen, als sie in ihren kühnsten Träumen gedacht und geglaubt hätte.

In das Amt des ermordeten Predigers von Althadersleben war ein noch junger Mann berufen worden. Es mochte an dem merklich vermehrten Selbstbewußtsein seines Standes liegen, daß er so zuversichtlich auftrat. Sein Name war Möller. Kaum war er sechs Wochen in Hadersleben und warm geworden in seiner Pastorei, als er zum vierten Male seine Aufwartung im Eisenbergschen Hause machte und bei dem Apotheker förmlich und feierlich um die Hand der

Tochter anhielt. Erwartungsvoll harrte der Werber im Hinterſtübchen des Pharmakopols. Er brauchte aber nur zwei Minuten zu warten. Da verkündete der Mund des Vaters ihm das völlig unerwartete Reſultat. Ebenſo kurz als höflich lehnte Eleonore den ehrenvollen Antrag ab. Mit geminderter Zuverſicht und etwas geducktem Haupte ſchritt Herr Möller aus der Thür des Eiſenbergſchen Hauſes.

Der Vater aber ſprach zu ſeiner Tochter: „Der Freier gefiel mir, und das Amt nährt ſeinen Mann,“ worauf ſie erwiderte: „Ach, ich bin nicht zum Freien und nicht zum Lieben!“ —

Wie iſt es inzwiſchen dem Paſtor Pfeffer von Maugſtrup, der ſeit Monden aus unſerm Geſichtskreiſe verſchwunden iſt, und ſeinem Eheweibe Ulrike ergangen? Letztere hat ihrem Manne juſt an dem Maientage, wo die Friedensglocken läuteten, ein Knäblein geſchenkt. Darum iſt es Friedereich Fürchtegott Pfeffer getauft worden. Und das Pfefferlein iſt ein friedſamer Säugling, der von der Mutter die ruhige Gemütsart geerbt zu haben ſcheint und in ſeiner Wiege ſtill vergnügt liegt und ſelten ſchreit oder ſich ſperrt, bei ſolcher vernünftigen Lebensweiſe aber ſichtlich gedeiht und immer dicker und kräftiger wird. Es ſind nach dieſem erſten Sproß noch ein halb Dutzend Pfefferleins im Laufe der Jahre gekommen.

Von dem Paſtor Pfeffer iſt eigenhändig in dem Maugſtruper Kirchenbuche vermerkt, daß ſelbiger während der böſen Zeit hier geweſen und nach ſchwachen Kräften gewirkt habe, nach derſelben aber noch 35 Jahre hier geſtanden, auch Kirche und Paſtorei verbeſſert und das Zehntenweſen neu geordnet habe. —

An einem heißen Julitage 1660 ſtand eine hünenhafte, ſonnenverbrannte Mannsgeſtalt vor dem Pharmakopol und ſchlug ſich mit dem roten Naſtuche den weißen Staub ſäuberlich von den langen Stiefeln, bevor ſie eintrat.

Mit heller Freude, mit herzlichſtem Händedruck begrüßte Eleonore ihn. „Hans Hoyer, Ihr ſeid's wahrhaftig! Wo kommt Ihr her? Und wie erging es Euch?“

Über das ernſte Geſicht des Sonnenverbrannten ging bei dieſem Gruße ein ſonniger Schein.

„Faſt eines Kriegsmannes Ausſehen habt Ihr, nur das Schwert fehlt,“ ſprach ſie.

„Bin auch ein Kriegsmann, aber ein abgedankter,“ war ſeine Antwort. Er mußte erzählen und tat es in ſeiner kurz gedrängten, anſpruchsloſen Weiſe.

„Bis nach Kopenhagen ſchlug ich mich durch, wo ich mit den Bürgern auf den Wällen Dienſte tat. Als die Schweden in einer Nacht lautlos über den Schnee kamen, uns zu überliſten, hatte ich zufällig die Wache und alarmierte die andern. Das hat man mir über Gebühr zum Verdienſt angerechnet. Später einmal, nach einem Ausfalle, den wir machten und bei dem wir vier Feld-

schlangen erbeuteten, gefiel es dem König Friedrich, sein Auge auf mich zu richten und mich rufen zu lassen. In seiner leutseligen Art sagte er, daß ich mich bei dieser Affaire sehr brav benommen habe, und ich wußte vor Erstaunen kein Wort zu stammeln. Doch wurde ich zum Kapitän der Bürgerwehr befördert. Was ist davon viel zu melden? Wir gaben mit Kraut und Lot grobe Antwort und ergaben uns nicht, konnten auch nicht ausgehungert werden, da wir vom Sund her Zufuhr hatten. Der Schwedenkönig starb. Man vertrug sich zum Frieden. Und der Kapitän ward in Gnaden entlassen."

Sie richtete sich auf mit blitzenden Augen: „Daß Friedrich noch eine Krone trägt und daß Dänemark nicht aufgehört hat zu sein unter den Reichen Europas, verdankt er den heldenmütigen Verteidigern seiner Hauptstadt . . . und Ihr erhieltet schlecht und recht Eure Demission wie ein Tagelöhner, der seine Arbeit getan hat?"

Der ernste Mann blinzelte etwas mit dem rechten Auge. „Ja, in Gnaden demittiert von Seiner Majestät von Dänemark, wie in dem vom Ministerio ausgefertigten Schreiben zu lesen steht . . . und daß ich auf Lebenszeit mit dem Königlichen Dominialhofe Bjerndruphof belehnt sei."

Eleonore lachte so laut und fröhlich auf, wie seit sehr langer Zeit nicht mehr. „So bleibt Ihr ja auf Lebenszeit in unserer Nähe! Ihr seid ein trockener Schalk — oder ein bescheidener Mann, Hans Hoyer."

Sie sprachen von Bjerndruphof, welcher eine starke Meile nordwestlich von der Stadt lag. Er entwickelte verständig seine Zukunftspläne, wie er bauen und bewirtschaften und das in diesen Elendsjahren recht wüste gewordene Gut wieder aufrichten wolle zur alten Ertragfähigkeit seines guten Roggenbodens. Und sie lauschte mit landwirtschaftlichem Interesse.

Hans Hoyer hatte noch nicht Elisabeths Namen genannt, als Eleonore das Gespräch auf sie lenkte. „Wir sind ja dieweil nahe verschwägert worden."

Leise rang sich die Frage von seinen Lippen: „Ich hörte in der Stadt . . . meine Schwester ging heimlich mit Christian als seine . . ."

„Als sein Weib!"

Diese drei einsilbigen Worte wogen so schwer, daß eine Centnerlast geheimer Angst von seiner Seele hinwegflog. Lächelnd hörte er Eleonores weiteren Bericht.

„Sie folgte ihm ins Lager und jetzt nach Schweden, wo er zu Ystad mit seinem Regiment sein Standquartier hat. Christian schrieb uns nach dem Frieden, er sei ein so glückseliger Mann, daß er fast den Neid der Götter fürchte."

„Ja, ein glückseliger Mann," wiederholte Hans leise, „wie sie ihn geliebt haben muß!"

„Das Mägdlein war größer und stärker, als ich glaubte, sie hat getan nach den Geboten ihres Herzens," sprach Eleonore.

Er aber wurde von Stund an einsilbig und sein Blick noch ernster. Wie ein fröhlich-helles Lachen für den Betrübten einen schneidenden Klang hat, wie es Menschen giebt, die das Schmettern der Nachtigall und das kosende Flüstern der Maiennächte nicht vertragen, so strich es wie seufzende Schwermut über Hans Hoyers Herz, als er von der großen und glückseligen Liebe jener beiden hörte.

Beim Abschiede war auch Eleonore nicht mehr so unbefangen wie zuvor; aber sie bat ihn, daß er wiederkäme und, so oft er von Bjerndruphof nach Hadersleben reite, ihr Gast sei.

Viel Vaganten- und Bettlervolk zog in diesem Jahre durch die Stadt, fiel den Einwohnern zur Last und sprach vor in den Häusern. Die Tochter des Apothekers ließ keinen gehen, ohne daß er am Küchentische seinen Hunger gestillt hätte. Einer von dieser Zunft redete sie als Jungfer von Eisenberg an, und sie erkannte ihn.

„Ei, Ihr seid der Thies und habt Euch wieder nach Eurer Vaterstadt verlaufen, trotzdem Ihr inzwischen hinkend geworden seid?“

Der Vagant, welcher ein Tunichtgut gewesen war, sprach: „Die Kugel, die ich auf den Wällen von Kopenhagen erhielt und die der Feldscher nicht herauszwicken konnte, hat mich lahm gemacht . . . nun bin ich als Kriegsinvalide auf die Landstraße geworfen worden.“

Eleonore brachte ihm sogleich einen großen Krug Bier, indem sie sich fleißig nach den Umständen der Belagerung erkundigte und beiläufig fragte, ob er von Hans Hoyer etwas vernommen habe.

„Hans Hoyer? Den jedes Kind in der Hauptstadt kannte? Der für sechs Mann focht und mit zwölf Schweden es aufnahm? Vor dem sie flohen, sobald sie das Weiße in seinen Augen sahen? Und er zeigte es, wenn er in Grimm geriet. Ging in den dicksten Kugelregen hinein wie einer, der sein Leben verachtet oder sich schußfest weiß.“

Sie nickte nicht unfroh, als sie von den Heldentaten Hans Hoyers hörte. Dem Überbringer der Botschaft, der das Lob weiter sang, lohnte sie es weit über Gebühr. Nicht nur, daß sie den lahmen Thies drei Tage lang verpflegte, sie verschaffte ihm auch durch Vermittelung des Großvaters einen Kirchendienst, nämlich als Glöcknergehilfe und als Klingbeutelträger, ein sehr kleines Kirchenamt zwar, aber einen anspruchslosen Mann ernährend.

Peter Totengräber und der lahme Thies sind gute Freunde geworden. Jahrelang sitzen sie nach Feierabend in der niedrigen Totengräberwohnung, und zwischen ihnen steht die Bierkanne, aus der sie je und dann einen Zug tun, um den Faden der Rede anzufeuchten. Es ist zuletzt immer derselbe Faden, den sie von neuem spinnen. Der lahme Thies erzählt unverdrossen von seinen Kriegsjahren und Heldentaten, von der wunderbaren Fremde und der schier ungeheuren

Stadt Kopenhagen. Peter aber fängt an: „Bei Gott, ich bin ein friedlicher Mann und war kein Soldat. Fast wäre ich es geworden und ein gemachter Mann gewesen, wenn der Handstreich auf Hadersleben geglückt wäre.“ Dann kommt er des langen und breiten auf die böse Zeit zu sprechen, die, wie er sich ausdrückt, für unsereinen doch eine gute Zeit gewesen ist.

So sitzen sie vier Jahrzehnte lang, bis in das neue Jahrhundert hinein, und ihre Haare sind weiß geworden, ohne daß sie es merken, und ihre Hand zitterig, wenn sie den Bierkrug heben. Immer öfter nicken sie über ihren geschwätzigen Reden ein. Zuletzt sind sie in jenen Schlummer gesunken, aus dem hienieden keiner erwacht. Und der Nachfolger im Totengräberamte gräbt ihnen das Grab.

Wir aber sind zu schnell gegangen, selbst für die ewig eilende Zeit, und müssen zurück in das siebzehnte Jahrhundert, in dem wir annoch stehen. Seine Stunden, Tage und Wochen schreiten dahin in ihrem einförmigen Gleichschritt. Die Bewohner von Hadersleben wenden tagaus und tagein ihr Sandglas auf dem Borde. Zuweilen vergißt eine lässige Hand das Kehren. Aber die Zeit bleibt nicht stehen, die rieselt und rennt ruhig weiter. Nichts hemmt ihren Stundenschritt. Warum hat sie so große Eile und Unruh? Ist sie auf ewiger Flucht vor sich selber und vor dem trostlosen Anblick der Zeitgeschichte und der Menschengeschicke, die sie webt? Oder beflügelt die Sehnsucht ihren Schritt, daß sie zu ihrer Ruhe komme und in dem Schoße der großen und endlosen Ewigkeit versinke?

Über die nördlichste Stadt in kimbrischen Landen rauschen die Tage und Monde dahin. Sie hat keine großen Hoffnungen noch Pläne mehr, daß sie zur alten Herrlichkeit erstehen werde; sie bescheidet sich wie das Alter und fühlt, daß sie sich von ihren Gebresten nicht mehr ganz erholen werde. Es gelang ihr endlich, die Marienkirche, die ihr Kleinod war, wiederherzustellen. Aber viele Plätze innerhalb der Stadtgrenzen lagen wüste, und die bebauten waren mit Schuldobligationen beschwert. Im Eisenbergschen Hause fließen auch die Tage dahin, nicht getrübt und nicht erheitert, sondern still und einförmig wie die flachen Auen und Gewässer dieses Landes, die kein Gefälle und keine Strömung haben.

Als auf dem Flure des Pharmakopols eine von den neuen, großen Schlaguhren mit knarrenden Ketten und schweren Loten aufgestellt wird, ist es ein Ereignis, nicht nur für das Haus, sondern für die halbe Stadt. Viele lugen unter dem „Christus porta salutis“ durch die Tür, um sich nach diesem verläßlichen Zeitmesser zu richten.

Eleonore zieht eigenhändig jeden Abend vor dem Schlafengehen die Lote und das schwere Schlagwerk auf. So ticken die Sekunden, so schlagen die Stunden ihres Lebens immer weiter. Sie ist noch jung, aber fühlt sich um viele

Jahre älter, denn sie ist, als läge der weiteste Weg ihres Lebens hinter ihr. Die Gestalt des Vaters sinkt zusammen und wird kleiner, als verschrumpfe sie in der trockenen Luft des Herbariums.

Eleonore harrt nicht mehr auf große Ereignisse in ihrem Leben, und jenes unbestimmte Hoffen des Menschen auf wunderbare Glückszufälle überwand sie mit starkem Geist. Ihr Gesicht lächelt noch immer, aber es ist jenes leise und milde Lächeln, das keine Grübchen mehr weist, jenes warme Lächeln, in dem die Alten und die Bresthaften und die Kinder sich gern sonnen.

Nicht daß sie altere, ihre Schönheit reift nur. Eleonore träumt nicht mehr. Von jener Jugend, die leichter ohne Luft denn ohne Luftschlösser leben kann, ist nichts mehr an ihr. Aber sie liebt. Die Liebe, des Lebens Pulsschlag, schlägt mächtig in ihrem Herzen. Eleonore lebt nach dem Segen, damit ihr Großvater sie einsegnete für die Folgejahre, nach dem Wort „Siehe, ich bin des Herrn Magd."

Die Not war noch groß in Hadersleben. Viele auswärtige Bettler wurden hier betroffen, und ohnedem befanden sich an dem nahrlosen und müßigen Orte sehr viele Arme.

In dem großen Herzogshause wohnte man außer den beiden Mägden zu zweien nur. Aber um die Mittagszeit war in der Küche Tisch gedeckt für viele. Hier sammelten sie sich, wie die Vögel zur Winterzeit im Hofe, und wurden satt. Doch schied des Apothekers Tochter mit klugem Blick die Lässigen und die Schmarotzer aus, damit nicht Mißbrauch getrieben würde mit ihren Gaben.

In die Häuser, insonderheit in die strohgedeckten Hütten ging sie fast täglich, immer mit dem Weidenkorbe, der stadtkundig wurde, und oft von einer Magd begleitet. Am liebsten aber lenkte sie ihre Schritte nach dem Hause ihres Ahnherrn, nach dem St. Hanshospital, wo die alten Weibsen des Stifts schon lange vorher hinter den Blumenscherben nach ihr hervorlugten. Oft hatten sich zwei barfüßige Kindlein unterwegs an ihre Rockschöße gehängt, und sie brachte den alten Frauen zu dem Brote, dem Biere und den Heringen, die ihnen geliefert wurden, eine kleine und willkommene Zukost.

Als des Großvaters Tage und Gebresten zunahmen, ging sie an seiner Statt zu den Kranken und hatte immer einen Trunk des lebendigen Wassers zur Hand. Fühlte sie das Bedürfnis nach einer kurzen Feierabendstunde, saß sie im Arbeitszimmer des greisen Mannes. Und die gereifte Jugend und das betagte Alter sprachen mit einander von diesseitigen und jenseitigen Dingen.

Viele verstanden nicht Eleonore von Eisenbergs Tun, denn solches Wirken des Weibes war noch nicht gesehen worden, und man hatte keinen Maßstab noch Namen dafür. Sie war vorausgeeilt ihrer Zeit, und ihre gesegnete Tätigkeit hat dennoch einen Namen: Es war die dienende Diakonenliebe eines späteren Jahrhunderts.

Warum lagen ihre kostbaren und insonderheit die hellen Gewänder unberührt in den Truhen? Weshalb trug sie stets ein schlichtes und dunkelfarbiges Kleid, da doch die Schwermut ihr fern und ihr Sinn fast heiter war? Sie tat es, ohne je selbst solche Frage gestellt zu haben.

Aber eines Tages fragte Hans Hoyer. Er hatte Wort gehalten und war wiedergekommen, zuerst alle vier Wochen und dann immer öfter. Nun war er ein regelmäßiger Gast, der so gewiß wie der Sonntag sich einstellte, mochte die Sonne scheinen oder der Regen strömen oder der Schnee vom Himmel stieben. Hans Hoyer ritt von Bjerndruphof, zog selbst sein Pferd in den Stall und kam zur Hoftür herein. Im Staatszimmer saß er zwischen Eleonore und dem Vater, doch zuweilen auch allein mit jener, und er trug nicht die Kosten der Unterhaltung. Nach dem frühen Abendimbiß erhob er sich, schüttelte jedem die Hand, sattelte sein Roß und ritt heim. So war es jetzt an hundert Sonntagen schon gewesen, und mithin waren mehr als zwei Jahre seit seiner Rückkehr verstrichen.

An einem Sonntage waren sie allein, Eleonore und er. Da tat er die Frage, die sie sich selber nie gestellt hatte: „Warum tragt Ihr die dunklen Gewänder, als trauertet Ihr um einen Toten?“

„Ich trauere nicht um einen Toten,“ sprach sie und nichts weiter. Hoyer deutete ihr Schweigen nach seinem Herzen. Keine Fiber regte sich in ihm, seine Augensterne wurden groß und glänzend.

Wenn die spiegelblanke See vom Malstrom aufgewirbelt wird! Wenn die Erdfeste bebt und die Vulkane in ihr ausbrechen! So ist es mit den stillen Naturen, deren starke Seele erschüttert wird. Wie eine Lohe schlägt das Feuer aus ihren Augen, und der verborgene Malstrom ihres Innern bricht in alles mit sich hinreißenden Wortstürzen hervor.

Hans Hoyer stützt sich schwer auf den Tisch, und weit vornüber geneigt, an ihrem Antlitz hangend, spricht er: „Ich habe Euch lieb, Eleonore, solange ich weiß, und schon als Kind, bevor ich wußte, was Liebe sei. Warum seid Ihr so schön, so hoch und hehr, daß ich, ein gewöhnlicher und geistesarmer Mann, nicht vertrage, in so viel Sonnenlicht hineinzuschauen? Warum seid Ihr nicht klein wie andere Frauen? Ach, daß Ihr ein Gebrest hättet und Euer Antlitz einen Fehl! So dürfte mein Herz wagen zu hoffen und mein Auge emporblicken zu Euch. Ich habe Euch lieb, sehr lieb, unendlich lieb, Eleonore, und bedarf nur einer kleinen, treuen Zuneigung, weil meine Liebe so sehr groß ist. Wenn ich wie heute nach des Tages Last an Eurer Seite sitzen dürfte, wenn je und dann ein Strahl Eurer Augen mich träfe und ein leiser Druck Eurer Hand in bösen Tagen mich tröstete . . . das wäre die Sonnenhöhe meines Lebens!“

Er verstummt plötzlich.

Ihr Antlitz ist weiß. Sie reißt sich aus der Starre, faltet die Hände und wehklagt. „Ach, ich bin klein und unendlich arm für solche Liebe, daß ich ihr nichts geben kann! Wenn Ihr ein Weib fändet, Eurer wert, ich würde es segnen. So, ach nur so habe ich Euch lieb, wie die sorgende Schwester den Bruder, wie einen guten und getreuen Kameraden, den ich viele Jahre hatte. Ich kann Euch nicht geben, was ich nicht habe. Das Herz waltet nicht frei über sich und sein Schicksal, sondern muß seinem Zuge folgen, wie die Sehnsucht ihrem Ziele. Es wäre mir Sünde, wenn ich Euer Weib würde."

Beide holen tief Atem, und es klingt wie das Seufzen des Windes in den Herbstwipfeln.

Sein Herbst ist gekommen. Er klagt nicht, und er stöhnt nicht. Aber wie eine andere und fremde klingt seine tonlose Stimme: „Ihr habt den Schwedenhauptmann nicht vergessen?"

„Ich habe ihn nie geliebt," antwortet sie, „aber Ihr sollt aus allem Irrtum und ganz klar sehen, Hans Hoyer. Dem Polen Tetzki, der ein Deutscher ist und Tetten heißt, gab ich mein Herz und meine Treue — nicht zum Ehebunde; denn der Glaube und die Liebe waren wider einander, und diese mußte in Gewissensgehorsam sich gefangen geben unter jenen — und dennoch, ich gab ihm meine Treue. Ihr seid einer ganzen und vollen Liebe wert, und ich darf Euch nicht geben den schalen Rest meiner Gefühle."

Er ist aufgestanden und bringt kein Wort über die bleichen Lippen. Eleonore greift nach seinen Händen. „Damals habe ich gerungen . . . nun müßt Ihr kämpfen — und siegen. Wehe aber mir, daß mein Geschick mich immer wieder scheidet von dem, was mir das Teuerste ist! Ich war froh, wenn Ihr kamt, und ich bleibe auch immerdar die treue Freundin. Aber ich fürchte die Befangenheit, die sich zwischen uns setzen wird. Wenn Ihr aber gekämpft und überwunden habt, wenn Ihr wieder seid der gute Kamerad, den ich die vielen Jahre hatte, dann kommt wieder, Hans Hoyer, alle Sonntage, bis Ihr dermaleinst mit einem Weibe, das Euer wert ist, zu zweien als Sonntagsgäste im Pharmakopol einkehrt."

„Das nie, nie, niemals!" So lauteten Hans Hoyers letzte Worte, als er aus dem Eisenbergschen Hause ging. Sie hörte die Hufschläge seines Rosses, das ihn in gestrecktem Galopp nach Bjerndruphof trug. —

In sechs Werkel- und einem Sabbatstage gingen die Wochen hin, gleichmäßig und fast geräuschlos, wie ein Gefährt der Landstraße, das in seinen alten und ebenen Geleisen sich fortbewegt und vor seinen Herbergen mechanisch Halt macht.

Eleonore hatte noch nie jenes weltmüde Gefühl gekannt, dessen lähmende Schwüle so leicht im Einerlei des Lebens die höherstrebenden Seelen beschleicht. Aber jetzt summten törichte Fragen nach des Daseins Zweck durch ihren Sinn,

die sie wie lästige Fliegen fortscheuchen mußte, und jetzt, wenn sie an die Herberge, an den Sabbat kam, war sie nicht mehr so sonntagsfreudig und ruhefröhlich, sondern sie saß nachdenklicher und sah öfters von ihrer Handarbeit auf, als horche sie auf einen Schritt oder Hufschlag.

Sechs Wochen und sechs Sonntage strichen dahin, als hätte die Zeit ihren Flug verlangsamt. Am siebenten ritt ein Reiter im Sonnenschein zur Stadt. Vor dem Stalle wieherte sein Roß. Er sah zur Hoftür empor, auf deren Schwelle Eleonore stand und mit der Hand über die Augen schattete, und er nickte hinauf mit jenem unmerklichen Lächeln, das nur ihm eigen war. Sie wußte, daß Hans Hoyer gekämpft und gesiegt hatte.

Von nun an war es alle Sonntage wie vorhin. Er sprach von seinem Hofe und holte gern in allen Dingen ihren Rat ein. Sie erzählte aus den Büchern, die sie aus der Bibliothek des Großvaters entnahm, und von denen er oft eins in die Satteltasche steckte, um es zu Hause mit Muße durchzulesen. Ohne es erstrebt zu haben, nahm er an Gelehrsamkeit zu und wurde in den theologischen Fragen seiner Zeit so bewandert, daß er ein Gespräch mit dem neuen und disputierlustigen Pastor seines, des Steppinger Kirchspiels nicht zu scheuen brauchte.

Die Tage werden zu Monden und die Monde zu Jahren. Wie das dahinrauscht, ohne daß man es merkt! Es wird Frühling und Sommer, es wird Herbst und Winter, die Zugvögel kommen und gehen, das Laub grünt und welkt. Die Plätze im St. Hanshospital werden leer und wieder besetzt von neuen Insassen. Der Totengräber hat seine tägliche Arbeit, und das Taufbecken in St. Marien wird alle Sonntage frisch gefüllt. Die alten weißhaarigen Köpfe verschwinden, auf den Gassen sind so viele neue Kindergesichter. Aber die Lenz- und Sommerspiele der Knaben und Mädchen bleiben immer dieselben und kehren wie des Jahres Kreislauf wieder. Jene zwei, die im Staatszimmer des alten Hauses zusammensitzen, fangen an, im Scherze sich die zwei Alten und Getreuen zu nennen.

Eines Morgens gewahrt Eleonore den ersten Silberfaden im braunen Haar, und sie reißt ihn nicht aus, wie wohl andere Frauen mit dem lästigen Mahner tun, sondern lächelt in den Spiegel hinein und glättet ihn sorgsam zurück. Obgleich in den Dreißigern schon, feiert sie mit Fröhlichkeit und mit Dank gegen Gott jeden neuen Geburtstag und sagt einem jeden Gratulanten laut und lachend die Zahl ihrer Jahre.

Ihre Gestalt ist voller und fast majestätischer geworden, ihre Züge sind fester, aber von unverminderter Schönheit. In ihrem Lächeln ist Liebreiz und in ihrem Wesen jene gereifte Anmut, an der die gesetzten Männer und insonderheit die Witwer ein Gefallen finden.

Noch immer wollen die Freier nicht von dem Eisenbergschen Hause lassen. Ein angesehener Kaufmann und Ratsherr, der sein volles Jahr um die ver-

storbene Ehehälfte ausgetrauert hat, bittet den Apotheker um eine Unterredung, weiht ihn zu dessen Erstaunen in seine allerdings sehr günstigen Vermögensverhältnisse ein und zeigt schwarz auf weiß die Urkunden und schriftlichen Belege. Dann erst hält er um die Hand der Tochter an. Sie hört es vom Vater, und in ihrem Auge blitzt der alte Übermut auf: „Gieb ihm einen Korb, daß er darin seine Obligationen und Schuldverschreibungen heimtrage . . . ich will mich nicht verkaufen!“

Der neue Kollaborator der Lateinschule, ein ehrbarer und unbeweibter Junggesell, wird ein täglicher Besucher im Hause, bis er eines Tages, wie der weiland Konrektor Schriever, auf die Kniee sinkt — und dann für immer seine Besuche einstellt.

Fern von großen Schicksalen, aber in steter Arbeit und Treue im Kleinen scheinen Eleonores Tage verrinnen zu sollen. Doch ein Ereignis, das unabwendbar war und kommen mußte und mit dem die Liebe der Angehörigen doch nimmer rechnet, brachte eine tiefgehende Erschütterung in ihr Leben, nämlich der Tod ihres Großvaters. Der Patriarch seines Geschlechts segnete die Seinen und versammelte sich zu seinen Vätern. Sanft war der Tod, und sein Ende war gottselig wie sein Leben. Der sterbliche Teil des Hauptpastors Valentin Schmidt von Eisenberg ward von der dankbaren Gemeinde beigesetzt unter dem Hochaltar der Kirche, wo er dem großen Urständstage entgegenharret.

Im Pharmakopol war tiefe Trauer. Und noch einmal nach Verlauf eines Jahres kehrte die Trauer ein, als habe sie jetzt den Weg gefunden nach dem alten Hause. Der Vater ward von einem Herzschlag betroffen, und seine Tochter drückte ihm die Augen zu.

Nun katte sie keins von ihren Lieben mehr um sich, denn Christian faßte so tiefe Wurzeln in seiner neuen Heimat, daß er der alten darüber fast vergaß. Aber Hans Hoyer kam öfter als sonst in diesen schweren Tagen und ordnete ihre Angelegenheiten mit seiner festen Hand. Das vom Vater hinterlassene Vermögen war sehr groß. Um eine bedeutende Summe wurde das königliche Pharmakopol-Privilegium verkauft. Sie war mehr als wohlhabend und vergrub nicht ihr Pfund, indem sie auf das Kapital seine Zinserträgnisse häufte, sondern mehrte die Werke des Wohltuns.

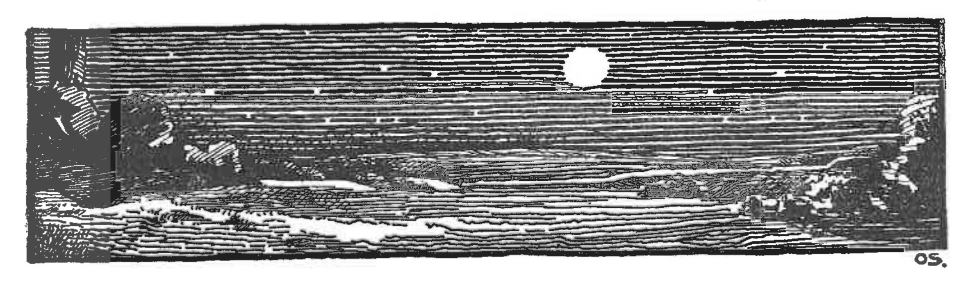
Eleonore war ganz allein in dem großen Hause. Wenn ihr Schritt durch die vielen Gemächer hallte, in denen die Schweden- und Polenoffiziere gewohnt und die Flüchtlinge der Polackenzeit ein Asyl gefunden hatten, dann flogen wohl die Erinnerungen auf und huschten an ihrem Geiste vorüber.

Das schwermütige Gefühl der Vereinsamung beschlich die Alternde, daß sie so allein sei in aller Welt. Und die Versuchung trat ein einziges Mal an sie heran, so daß sie noch einen kurzen Kampf kämpfen mußte.

Wenn die beiden Freunde, die einander herzlich zugetan sind, einander die Hände reichten . . . raunte und flüsterte es. Aber schnell ging sie in das Zimmer, in dem Tetten gewohnt hatte, und aus dem Winkel, wo der Betschemel gestanden, stieg seine Gestalt vor ihren geschlossenen Augen lebendig hervor. Nun war es keine Versuchung mehr und keine gewesen. Sie preßte die Hand gegen die Brust und erneuerte ihr Treugelübde.

Seit dem Spätherbsttage des Jahres 1659 sind siebzehn volle Jahre, siebzehn lange Jahre mit ihren 200 Monaten und ihren mehr als 6000 Tagen verstrichen Eleonore hat viele Silberfäden im Haar, als ob sie altere, aber sie ist immer noch schön, als wolle die Jugend sie nicht verlassen. Sie hofft nicht mehr. Aber sie glaubt und liebt, insonderheit die elendesten und geringsten unter ihren Menschenbrüdern und Schwestern.





Zwölfter Abschnitt

Friede und Feierabend

Fast zu dicht stand das Laubwerk im Garten, denn des Hauses Herrin ließ die Bäume und Sträucher gen Himmel wachsen und hörte nicht gern das Sägen und Schneiden im Parke. Um die Baumkronen und über dem Wasser der Föhrde hoben sich die Nebelschleier und zerstoben wie weißes Rauchgewölk. Der hauchende Morgenwind trieb sein Spiel mit ihnen, und hier und da blinkte ein Sonnenstrahl hindurch.

Es wollte ein schöner, ein echter und rechter Sonnentag werden, aber nicht ein heißer und flimmernder Hochsommertag wie im Beginn dieser Erzählung, sondern einer von den Herbsttagen mit der unendlichen Weitsicht, wo der Himmel an Bläue mit der Ostsee wetteifert und der Äther durchsichtig ist wie die krystallklaren Meerestiefen, einer von den unbeschreiblichen Herbsttagen, wie nur der Norden sie kennt.

Der Garten und seine Gänge waren ein Gewebe von flatternden Herbstfäden. Die Frau mit den zahlreichen Silbersträhnen im Haar fühlt sich heimisch an diesem Orte und wandert zur Stunde auf den rechtwinkligen Kieswegen. Lächelnd streicht sie sich immer wieder die weißen Gespinste, in denen sie sich verfängt, von Stirn und Wangen. Nach den Baumkronen emporschauend, spricht sie vor sich hin: „Ich habe den Nebel lieb, wenn er am Morgen wie ein Schleier von dem Angesicht eines schönen Tages gleitet.“

Jetzt bricht die Sonne hindurch und gießt ihr flutendes Licht über den Garten. Eleonore sieht des Laubes schillernde Pracht, die tausend blinkenden Fäden, das wunderbare Spiel der Lichter und denkt: O Herbst, wie bist du wonnig dem Menschen, der Frieden gefunden hat! Wie bist du traut in deiner majestätischen und abgeklärten Ruhe! Du lehrst mich, wie man Feierabend hält und fröhlich welket.

Unten am Wasser, wo die Hecke von hochstämmigen Rosen gegen Süden die Zweige streckt, bleibt sie stehen. Was sieht ihr Auge? Warum wird ihr Antlitz so licht? In der Hecke, die im Sommer blühte und verblühte, sind über Nacht zwei Spätknospen aufgesprungen. Zwei tiefrote, glühende Rosen grüßen sie. Der Anblick mutet an wie ein Spätherbstwunder. Sie beugt sich über die Rosen, atmet den Duft ein und redet mit ihnen: „Was wollt ihr beiden mir sagen mit eurem Lenzduft und eurer Sommerpracht? Ich brach die rote

einmal, und sie welkte sogleich ... mir blühet nur noch die kleine weiße Spätherbstrose."

Der Nebel ist verschwunden, und die Sonne leuchtet. Eleonore sieht über das Wasser gen Süden, und ihr Auge verliert sich wie träumend in weite Fernen. In diesen Tagen sind es siebzehn Jahre ...

Die Träumende hört ein Knirschen auf dem Kieswege, denkt, es sei die Magd, und wendet langsam den Kopf. Es ist eines Mannes hochaufgerichtete Gestalt, die mit elastischem Schritt den Gang hinabkommt. Sie schattet mit der Hand — der braune Vollbart und der breite Hut verdecken das Gesicht. Sein rechter Arm hängt ihm so sonderbar schlaff am Wamse herab, er hebt die linke Hand zum Gruße. Da streckt Eleonore die Arme gegen die Brust, als stünde ihr Herz plötzlich still und müsse sterben vor seliger Freude. Aber nein, was das Leid nicht vermochte, wird auch die Freude nicht tun. Ihr Fuß fliegt ihm entgegen, ihre Hände stützen sich auf seine Schultern.

„Bogislav Tetzki!"

Sie hat nur ein Wort, aber in dem einen klingen alle Töne ihres reichen Lebens, welches Liebe gewesen ist, in demselben zittert es wie Engelzungen, die Gott rühmen, und brauset es wie das endliche Halleluja der harrenden Seele. „Bogislav Tetzki!"

Er schaut ihr ins Antlitz und spricht mit zuckenden Lippen: „Nicht Tetzki mehr, sondern Tetten! Ich trage meinen deutschen Namen wieder, und zwar wie einen Namen, mit dem ich neu getauft worden bin. Dein Gott ist mein Gott und dein Glaube mein Glaube geworden!"

„Ich wußte es, als du kamst. Bogislav, nun bist du mein, nicht bloß für die Ewigkeit, wie ich meine Sehnsucht vertröstete, sondern schon für diese Erde, und weit über mein Hoffen und Bitten waren des Höchsten Gedanken." Sie umschlingt ihn wie die jauchzende Jugend, welcher das Wundergeheimnis der ersten Liebe sich geoffenbart hat.

Tetten küßt das Haar mit seinen Silberfäden. Dann wehrt er ihr fast und redet scheu und leise: „Ich konnte nicht anders, ich mußte Euch einmal wiedersehen, Eleonore. Aber es stünde mir schlecht an, wenn ich Eure Hand begehren wollte, denn ich bin Eurer nicht wert. Der gealterte, der mehr als vierzigjährige Mann, der arme und abgedankte Offizier, der auf Halbsold gestellt ist, der Invalide, der zum Krüppel geschossen wurde und seinen Arm verlor, ist kein Werber mehr."

„Stille, Bogislav!" lächelt sie, „wir wollen ins Haus gehen, in das Zimmer, wo wir Abschied nahmen, und unsere Stimmen, die sich nicht gehört haben in siebzehn Jahren, sollen einander lauschen." Sie schreiten Hand in Hand. Sie sitzen in demselben Zimmer am offenen Fenster, und dieselbe Sonne scheint hinein.

Bogislav Tetten erzählt die Mär seines Lebens: „Hab's nicht weit, nur zum abgedankten Hauptmann gebracht in den vielen Jahren. Den andern Offizieren war ich wohl ein zu mürrischer Genoß, der ihnen die Lustigkeit verdarb, und die Generale, unter denen ich diente, waren mir nicht sonderlich gewogen . . . so avancierte ich nicht, und es mag auch daran gelegen haben, daß ich kein tüchtiger Haudegen war, wie sie es nennen. Nachdem ich in mehreren Heeren in Sold gestanden, nahm ich Dienste unter dem Brandenburger Kurfürsten, den sie jetzt anfangen den Großen zu nennen, und es ging in Eilmärschen gegen meine alten Feinde von ehedem, gegen die Schweden. Wir hatten einen lutherischen Feldprediger beim kurfürstlichen Regiment, und er war der einzige Mann, mit dem man ein ernstes Gespräch führen konnte. Wir saßen oft beisammen. Er aber trachtete nicht danach, mich zu bekehren, und hätte es auch nicht gekonnt. Doch ich achtete ihn hoch und schätzte sein gerades und derbes Wesen, darin nicht ein Funke von Pfäfferei und Falschheit war . . .

Ihr habt ja gehört, Eleonore, wie die Schweden, welche seit fünfzig Jahren für unüberwindlich gehalten worden sind, von dem Brandenburger gänzlich aufs Haupt geschlagen wurden. Nach Fehrbellin hat man die Bataille genannt, die heißeste, in der ich je gestanden habe. Sie war schon gewonnen, ich verfolgte mit meiner Schwadron den Feind, der, um seine Retraite zu decken, mit groben Stücken hinter sich schoß. Plötzlich stürzte ich, als wäre ich vom Pferde geworfen worden. Da ich mich aufrichten wollte, sah ich, daß ein Bombensplitter meinen rechten Arm glatt abgerissen hatte. Nicht schrie ich auf vor Schmerz, sondern sah immer hin auf den blutenden Armstumpf, wie auf ein gänzlich Unfaßbares. Mein Gehirn fieberte wohl schon, und die Gedanken jagten einander. Oder sah ich Gesichter? Meine inzwischen verstorbene Mutter stand vor mir, meine Mutter, in deren Hand ich einst die meine gelegt und der ich bei meiner Rechten gelobt hatte: So lange selbige das Schwert ziehen könne, es zu tragen wider die Feinde des katholischen Glaubens. Nun war der Schwurarm mir fortgerissen, und sie nickte mir zu wie ein verklärter Geist, als wäre ich gelöst von meinem Gelübde. Es waren wohl Fieberträume, Eleonore, aber ich spürte keinen Schmerz, sondern nur einen wunderbar süßen Frieden. Vom starken Blutverlust fiel ich in eine tiefe Ohnmacht."

Sie lehnt den Kopf an seine Schulter und streichelt liebkosend den schlaff herabhängenden Arm: „Es tut wohl Gott noch seine kleinen Wunder, um den Suchenden Weg zu weisen, aber nur die Wahrheit hat dich frei machen können."

Bogislav Tetten fährt fort und wird immer ergriffener: „Unser Regimentsprediger hob mich auf vom Rasen und brachte mich auf einem Wagen nach einem Ort in der Nähe, welcher Neustadt heißt. Hier nämlich hatte er einen Freund, den lutherischen Pfarrer Eberlin, in dessen Haus ich aufgenommen wurde.

Sie haben mich gepflegt, als wäre ich ihr leibliches Kind. Da aber meine Schwachheit zunahm und ich meinte, sterben zu müssen, geriet ich in große Ängste. Was waren nun meine guten Werke? Mein Fasten und Rosenkranzbeten, und daß ich fleißig die Messe gehört hatte? Wie morsche Rohrstäbe, auf die ich mich gestützt, brachen sie unter mir. Ich rief zu den Heiligen, und sie halfen mir nicht in diesen Nöten, weil sie wie Menschen waren, die genug mit ihren eigenen Sünden zu schaffen hatten. Selbst die heilige Mutter Gottes gab mir keine Zuflucht mehr. Darum bat ich mit schwacher Stimme den Pfarrer, daß er mich tröste. Und er begann mit dem Liede eines Mannes, den er gekannt hatte und davon ich diese Worte noch weiß: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir, wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiß mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein!“ Er zeigte mir die Angst und Pein des Einen und darin die Kraft Gottes, die eine Seele aus allen Ängsten reißt. Aus seinem Munde erfuhr ich die erstaunliche Kunde, daß ich ohne mein Werk und Willen schon längst durch Christo erlöst sei und nur im Glauben es hinzunehmen brauche. Vierzig Jahre lang war ich ein gut katholischer Christ gewesen und hatte es nie gehört oder nie verstanden. Als mir die Genesung kam, las ich in dem Buche, darin ich nie gelesen, und fand immer mehr der Beweise, die mein Herz fest und fröhlich machten. Ist nicht diejenige Wahrheit von Christo, die im Todestal als einziger Stab und Stecken sich erwies, die eine und alleinige Wahrheit, die auch im Leben nur recht leitet? An einem Sonntage stand der Hauptmann Tetten in der Kirche zu Neustadt und bekannte sich vor versammelter Gemeinde zu Eurem, zum evangelischen Glauben, dem er treu zu sein gelobte. Eleonore, so ist es gekommen, und es ist wie ein Wunder, davon ich nicht weiß, noch mit Worten sagen könnte, wie es geschehen ist.“

Eleonore blickt auf und spricht wie ein Dankgebet die Worte: „Der Wind fährt, wohin er will, und wir hören sein Säuseln, aber wir wissen nicht, von wannen er kommt. Also ist es mit einem jeglichen, der aus dem Geist geboren ist.“ Nach einer Weile lächelt sie den Geliebten an: „Nun hast du alle deine Heiligen nicht mehr.“

„Doch, eine behielt ich! Du bist mir eine Heilige gewesen, die durch das oft häßliche Lagerleben wie ein reiner Schutzengel mir folgte. Über dem Staube der Erde, gleichsam in hohen und himmlischen Fernen standest du mir.“

Sie schmiegt sich an seine Brust: „Und nun will ich ganz nahe dir zur Seite ruhen und dein Weib sein.“

Er murmelt: „Es wäre zu viel, zu viel des Glücks . . . ich wage es nicht zu glauben.“

„Ach,“ sagt sie, und der alte, schalkhafte Liebreiz umspielt ihre Züge, „ich gefalle dir wohl nicht mehr; denn ich bin sehr alt geworden, und es ist fast,

als wenn die Zeit einen ganz besonderen Zahn auf mich gehabt hätte ... meine Haare sind ergraut, und die Runzeln kommen schon."

„Nein, du bist schöner und herrlicher denn je," antwortet er ernst, „aber ich bin ein armer Soldat, zum Krüppel geschossen; wie sollte ich meine Augen so hoch erheben, daß ich um dich werben dürfte?"

„So will ich es wagen wider alle Sitte und um deine Hand anhalten, Bogislav," spricht sie mit der kecken Entschlossenheit der Jugend. „Willst du nun von deinem törichten Stolz lassen?"

„Soll ich denn alles aus Gnade nehmen, Eleonore?"

„Ja, Bogislav, von Gottes Güte sollst du meine Liebe nehmen, gleichwie ich die deine und dieses unendliche Glück."

Sie sinken sich in die Arme wie zwei junge Menschenkinder, die zur Maienzeit sich finden. Er küßt ihr Lippen und Stirn und am innigsten fast das Haar mit den Silberfäden. O selige, törichte Zeiten der ersten Liebe, wo der Mensch ist wie ein Kind, das sich stundenlang am Echo erfreut und nicht müde wird, dasselbe Wort zu rufen und seinen Wiederhall aufzufangen. So halten ihre Hände sich, von seinen Lippen tönt es jauchzend, und von ihren hallt es flüsternd wieder, das eine kurze und endlose Wort: „Ich liebe dich! — Ich liebe dich!"

Treibt Eros, der Lenzgeborene, auch im Spätherbste noch sein kosendes Spiel? Bogislav giebt der Geliebten viele Namen und nennt sie stürmisch „Mein Leben!"

„Bin ich dein Leben?" fragt sie.

„Ja," antwortet er, „wir haben bisher nicht gelebt, denn nur die Liebe ist das Leben."

Eleonore streicht sich das Haar aus der heißen Stirn, und mit dem feuchten, unergründlichen Glanz ihrer Augen lächelt sie ihn an. „Wir haben geharret Lenz und Sommer, Herbst und Winter und sollten in die gesetzten Jahre gekommen sein ... und dennoch schlägt mein Herz heute, als säße ich an dem Jungbrunn des Lebens und tränke in tiefen Zügen daraus."

„Wir waren vom Harren und Sehnen nach einander vergangen fast," flüstert er. „Nun aber hat die große Zauberin Frau Minne, wie die alten Sänger sie nennen, mit ihrem Kusse uns berührt und um zwei Jahrzehnte verjüngt."

Sie errötet. „Hätt's nimmer gedacht, daß die Minne noch im Spätherbst solche Gewalt hätte! Aber eine andere hat uns und unseren Bund gesegnet. Die alten Sänger preisen in fast noch höheren Tönen die Frau Treue, von der sie singen und sagen, daß sie schöner und herrlicher sei als jedwede Menschentugend. Die Treue, welche ist die Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet und nimmer aufhört, die Treue hat ihre Verheißung an uns erfüllt und uns nicht ungesegnet gelassen."

„Wo aber Treue ist," spricht er, „da wird auch Friede walten."

Es war ein langer und steiler Weg, auf dem die beiden gegangen sind, aber sie sind auf demselben zur Wahrheit und zum Erdenfrieden gekommen. Eleonore und Tetten haben noch einen weiten und großen Weg vieler Jahre vor sich, aber er wird sein ohne große Kämpfe und wie ein langer und leise ausklingender Feierabend. Die erste Liebe ist süß, doch die Spätliebe ist stärker und seliger, gleichwie einer, der die Anfechtung erduldet und überwunden hat.

Am Sonntage sitzen sie im Staatszimmer; Eleonore horcht nach dem Hofe, wo sie einen Hufschlag hört, und wird unruhig, denn eine Furcht befällt sie um seinet-, um des Kommenden willen.

Hans Hoyer steigt ab und blickt empor. Der Gruß erstirbt auf seinen Lippen. Sie hat noch nie in ein so trauriges Menschenantlitz gesehen. Darum, ergriffen von Leid um ihn, ruft sie: „Hans Hoyer, kommt, Ihr sollt als unser bester Freund zwischen uns sitzen."

„Nein," stöhnt er, „ich kann es nicht, noch nicht," wendet sich, besteigt sein Pferd und reitet von dannen.

„Weinst du um ihn?" fragt Bogislav Tetten seine Braut.

„Nein, denn er ist noch stärker als du und ich und wird auch diesen Kampf bestehen," antwortet sie.

In St. Marien wird an drei Sonntagen hinter einander das Aufgebot erlassen für den Hauptmann Bogislav von Tetten und die wohledle Jungfer Eleonore von Eisenberg.

Am Morgen des Hochzeitstages sagt sie mit schelmischem Liebreiz zu ihrem Verlobten: „Ich muß wie meine Ahnmutter, jene Eleonore Stürken, die Herzogin von Hadersleben hieß, eine morganatische Ehe schließen." Und sie wird von dem Nachfolger des Hauptpastors Schmidt von Eisenberg ihrem Bräutigam, dem der rechte Arm von der Schwedenkugel weggerissen wurde, zur linken Hand angetraut. —

Die Wintersonntage gehen, aber Hans Hoyer kommt nicht. Am vierten Sonntage in den Fasten reitet er auf der Landstraße bis zur Höhe vor der Stadt, von wo man sie überschauen kann, und hält das Pferd an. Sein Auge geht wie suchend über die Dächer und bis zum Wasser, wo der Park von laublosen Bäumen das Dach des alten Hauses überragt. Plötzlich aber reißt er das Tier herum und sprengt zurück.

Die Osterglocken läuten. Nach jenem Herbsttage ist Winter gewesen und Lenz geworden. Am ersten Ostertage hört Eleonore den Hufschlag, nach dem sie gelauscht hat. Und Hans Hoyer ist gekommen.

Er nickt und lächelt in seiner unmerklichen Weise und drückt beiden die Hand fest und warm. Sie sieht mit dem Frauenauge, welches auf alles achtet, daß inzwischen in seinem blonden und dichten Haar, insonderheit an den Schläfen,

zahlreiche graue Fäden sich gesponnen und auf der Stirn auch zwei Furchen sich gezogen haben. Der Gast muß gleichsam auf dem Ehrenplatze zwischen ihnen sitzen.

Die Jahre gehen. Hans Hoyer reitet allsonntäglich von Bjerndruphof nach Hadersleben mehr als ein Vierteljahrhundert lang. Die Erinnerungen der Vergangenheit umrauschen und die Herbstfäden umweben das Haupt der drei Freunde. Sie sind in Ehren und Treuen geblieben und ganz weißhaarig geworden. Wie sie einst im Scherze sich selbst geheißen haben, so werden sie jetzo im Ernst von den Haus- und Stadtleuten genannt, nämlich die drei Getreuen des alten Hauses.

Wer aber mag von den dreien der Getreueste gewesen sein? —

Eleonore überlebte ihren Gemahl und ihren Freund.

Die Jungfer Brigitte Treue, welche mir beim Mondschein ihres Lämpchens die Mär des alten Herzogshauses von 1559 erzählte, fügte noch hinzu, ihre selige Großmutter habe ihr oft gesagt, daß sie in ihrer Kindheit die verwitwete Frau Hauptmann von Tetten als schneeweiße Greisin gesehen und daß man bei ihrem Tode sehr getrauert und selbige um ihrer Werke willen die große Wohltäterin der Stadt genannt habe.

